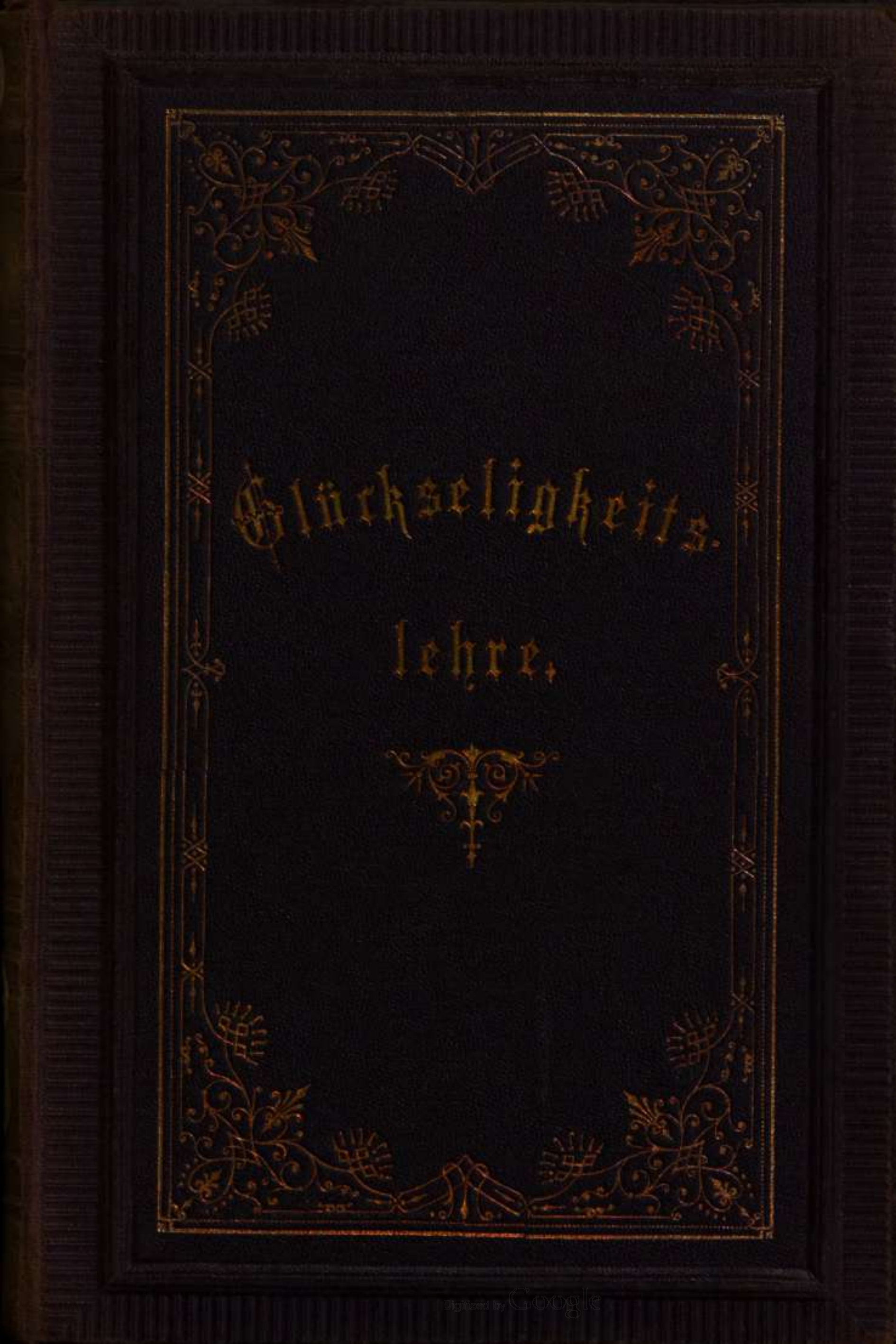

Glückseligkeits-
lehre.

Glückseligkeitslehre.

Ein Laienbrevier

von

Dr. Johann Friedr. Theodor Wohlfahrt,
Fürstlich Schwarzburgischem Kirchenrath in Kirchhasel bei Rudolstadt.

> Meine Meinung ist, der Mensch sei nicht zum Elende bestimmt, sondern es könne Ruhe, Friede und Seligkeit ihm zu Theil werden, er müsse sie nur selber mit eignen Händen in Empfang nehmen.
>
> Fichte.

Neue Ausgabe.

Leipzig.
T. O. Weigel.
1874.

Vorwort.

Obgleich es gewiß selten vorkommt, daß Jemand eine größere Reise antritt, ohne vorher mit Land und Leuten sich bekannt zu machen, so ist doch heute nichts gewöhnlicher, als daß Tausende in allen Ständen die größte und wichtigste Reise, die Pilgerfahrt durch das Leben, ohne alle oder doch ohne hinreichende Vorbereitung, also mehr oder weniger auf Gerathewohl oder auf das sogenannte „gute Glück" antreten, eben deshalb aber auch bald von dem Wege abirren und in Gefahren und Untergang sich stürzen, mithin das vermeinte Glück in derselben Weise verfehlen und sich selbst Unglück schaffen, wie der unwissende Goldgräber in Californien von einem Tage zum andern vergebens nach dem köstlichen Metalle sucht, oder der unkundige Seefahrer, der, statt die glücklichen Inseln zu erreichen, im ersten Sturme Schiffbruch leidet.

Um so zeitgemäßer, ja zeitdringender muß wohl ein Buch erscheinen, welches im Gegensatze zu so vielen oberflächlichen, seichten, bodenlosen und nichts als leere Phrasen oder leichtfertige Floskeln als Lebensweisheit bietenden, darum mehr schädlichen, als nützlichen Schriften und Schriftchen, eben so weit entfernt von einem mönchischen Rigorismus, als einer jesuitischen Lebenspoesie im Sinne der Freigeister, von dem ewig wahren und allein untrüglichen Standpunkte einer in jeder Hinsicht eben so wohl weltklugen als sittlichen Welt- und Lebensanschauung die Aufgabe sich stellt, welche der Titel ausspricht, die Aufgabe, eine wissenschaftlich begründete Anweisung zu einem würdigen und glückseligen Leben im höheren Sinne auf eine leichtverständliche Weise aufzustellen.

Der Herausgeber, selbst stehend auf den eine weite Rundschau in das Leben gewährenden Höhen der Pilgerfahrt, wo Alles uns in höherer Klarheit sich enthüllt, was früher der ahnende und sehnende Geist nur in weiter Nebelferne schaute und das schwache Auge in matter Morgendämmerung sah, glaubt aber um so mehr einem allgemeinen Bedürfnisse entgegen zu kommen, als der Standpunkt einer einseitigen, oberflächlichen, von dem Ewigen abgewendeten, des christlichen Kernes und Geistes ermangelnden und überwiegend materialistischen Bestrebungen verfallenen Bildung, welche unserer Zeit mit Recht zum Vorwurfe gemacht wird, nothwendig unbedingt überwunden

werden muß, wenn die wahre, sittlich vernünftigen und zu einer höheren Bestimmung berufenen Wesen allein volle Befriedigung gewährende Glückseligkeit wirklich erkannt und gewonnen werden soll.

Auf die Verhältnisse, die Licht- und Schattenseiten der Gegenwart und der in unserer Zeit in allen Ständen zu Tage tretenden Bronzebildung, auf die Trugbilder, welche in dem modernen Leben von allen Seiten jedes Alter, so besonders die Jugend, gleich Irrlichtern umschweben, auf die falsche Weisheit, die so genannte Klugheit unserer Aera, die machiavellische Lebenspolitik der Kinder dieser Welt, ist besondere Rücksicht genommen worden.

Eben so war der Verfasser nach dem alten: Exempla illustrant! der Ansicht, daß das Buch um so mehr belehren und warnen, und somit um so praktischer sein und reicheren Nutzen stiften dürfte, wenn es zugleich in Beispielen aus den verschiedenen Zeiten und Lebenskreisen, wie in Aussprüchen der größten Weisen über die verschiedenen Capitel das Wort nehme und führe.

Gern hätte der Verfasser der Schrift ein größere Ausdehnung gegeben.

Allein in Erwägung, daß eine solche der guten Absicht, die ihn leitete, nur hinderlich sein würde, hat er sich auf die in der Schrift behandelten Fragen der höheren Lebensweisheit beschränken zu müssen geglaubt.

In Bezugnahme auf das jüngere Geschlecht, welches die Schrift vorzugsweise in's Auge faßt, schließt er mit den Worten eines bekannten Weisen: „Lebensweisheit hat noch Keiner besessen vor der Zeit. Aber dieselbe ist ein Baum, den schon der Jüngling pflegen muß, damit er für die größere Hälfte des Lebens die Früchte genieße."

Inhalt.

I.

Das Anrecht des Menschen auf Glückseligkeit.

Es war im Anfange des Junius, des schönsten Monats unseres nördlichen Deutschlands.

Der Frühling, der sonst nach Mitte des Mai, des sogenannten, aber oft noch rauhen Wonnemonats, zu dem Hochamte des jungen Jahres unter dem lieblichen Geläute der Blüthenkelche nach allen Himmelsgegenden festlich zu rufen pflegt, hatte in diesem Jahre in einer Weise gesäumt, daß zaghafte Gemüther fast sorgten, er möge gar nicht kommen.

Aber der Frühling kam, frische Kränze in der Hand und mit den köstlichsten Guirlanden Berge und Thäler schmückend; ja eben, weil er so lange gezaudert hatte, trat er mit desto größerer Herrlichkeit auf seinen Thron.

Unter blauem Himmel säuselten nun um so lauere Weste über die jungen Wiesen, wie Gäste aus einer höhern Welt schwirrten goldbeflügelte Käfer um die jungen Rosenknospen, schwebten, wie fliegende Blumen, leicht und froh im bunten Schmuck leichtbeschwingte Schmetterlinge über die aus ihren Grabtüchern hervorgegangene und ihr Fest der Unsterblichkeit feiernde Mutter Erde.

In einer Pracht, die der Südländer in seinen Oliven- und Orangenhainen nicht erblickt, wogten, wie Blumenmeere, die

weithin sich erstreckenden Gärten in ihrer duftenden Blüthenfülle, es rauschten die vollen Alleen, es breiteten sich die Saaten aus, wie ein grüner Schnee, und aus Thälern und Bergen ließen die Sänger des Waldes tausendstimmig ihre Hochgesänge hören.

Da neigte sich die Königin des Tages zum Feierabende. Umgeben von einem goldstrahlenden Wolkenheer sank sie still im Westen nieder. Glühendes Abendroth ergoß sich feierlich über die Erde, die nun lautloser wurde, und —

Wenn sich des Tages Silberpforten schließen,
Oeffnet sich das goldne Thor der Nacht,
Und Millionen ferne Welten grüßen
Den, der sein Tagwerk treulich hat vollbracht!

sagt der Dichter.

Mich aber zog es hinaus aus meiner engen Zelle, wo ich den Tag über zugebracht, hinaus in den heiligen Dom, in welchem die Berge dampfen, wie Opferaltäre, und, wenn das Licht des Tages erlischt, die Fackeln der Nacht die Erde erhellen, und, so weit das Ohr reicht, unzählbare Himmelsharfen ertönen zum großen Hallelujah der Schöpfung. Es zog mich hinaus in die feiernde Natur, die wie der Garten Eden nach der heiligen Sage das erste Menschenpaar, jetzt abermal Millionen umfing, hinaus in das freundliche Thal, zu dem froh plätschernden Bach, dem fröhlich wallenden Strom, und vor allem die nahen Berge und ihre majestätisch rauschenden Wälder. Es zog mich da hinaus, da hinauf mit heiliger Gewalt, denn mich verlangte, wie der Prophet sagt (1 Kön. XVIII, 4—13) den Herrn, der spricht und es geschieht, der gebeut und es steht da, den König, vor dem alle Mächtigen dieser Erde nichts sind, als kleine Vasallen, selbst vorüberziehen zu sehen, sein Mahnen

zu erlauschen und wie Jesus in den heiligen Büchern der Vorsehung zu lesen (Matth. VI, 26 f.), die rings um mich her, auf der Erde, unter und am Himmel über mir offen lagen.

Im erhebenden Umgange mit den unsichtbaren und doch denen, die sie hören, treulich nahen Geistern der Weisesten und Edelsten aller Zeiten und Völker hatte ich theils in meiner Bibliothek, theils in meinem Arbeitszimmer abermals den Tag zugebracht. Gleichwohl ward es mir jetzt zu einsam, zu enge, zu schwül. Mein Geist verlangte nach dem Urgeiste, der höchsten Wesenheit, nach Gott selbst.

Wie lange ich im steigenden Zwielicht des ambrosischen Abends dahin gewandelt, versunken in jene heiligen Gefühle, welche ein tief-stiller Blick in die Natur und ihre ewig-wechselnden Bilder in dem Herzen des sinnenden Menschen weckt, ich wußte es nicht mehr. Der Glückliche hat keinen Zeitmesser. Indessen ein an derselben Stelle, wo die Königin des Tages hinabgesunken war, um nach wenigen Stunden die Erde neu zu wecken, majestätisch herauf- und heranziehendes Gewitter mit seinem immer helleren Blitzesleuchten, mit seinen immer mächtigern Donnerschlägen, mit seinem immer schauervollern Brausen, mahnte mich zur endlichen Rückkehr.

Auf alle Fälle war es schon spät, als ich wieder meine Gartenwohnung betrat, während ich dem lieben Abende mit seinen geistigen Hochgenüssen in Freude und Wehmuth, die hier so gern sich gesellen, die Worte Rückerts zurief:

Die Welt — sie ist zu schön, um aus ihr weg zu eilen,
Und doch nicht schön genug, um immer hier zu weilen.

Auf meinem anfangs schlummerlosen Lager, von Zeit zu Zeit umstrahlt von den Blitzen des weiter ziehenden Gewitters, ge-

dachte ich mit stillem Ernste: Wie doch so Viele durch das so viele Freuden bietende Leben trauernd dahinziehen, als wäre die Erde eine trostlose Syrte, während Andere wieder jeden Freudengenuß als Sünde verbieten und Ertödtung jedes Verlangens darnach als ein heiliges Werk preisen, noch Andere in wildem, wüstem Sinnengenuß die höchsten und reinsten Freuden, die Freuden des Geistes und Herzens, verschmähen und verachten.

Als aber endlich doch mein Auge sich schloß — denn meine Seele war zu bewegt, um volle Rast gewinnen zu können — gingen drei Traumgestalten an mir vorüber wie Spiegel in dunkeln Worten, wie Worte in dunkeln Spiegeln.

Zuerst fühlte ich mich von Neuem versetzt in den himmlisch schönen Frühlingsabend, aus welchem ich gekommen. Aber unter dumpfen Klängen von Grabesglocken umtönte mich ein schauriges Todtenlied, ein eintöniger Mönchsgesang. Bald sah ich einen finsteren Zug von dem Kloster des nahen Berges herabkommen und mir sich nähern.

Gern wäre ich der Procession ausgewichen, allein, als ob eine unsichtbare Gewalt mich fessele, jede Anstrengung, mich von hinnen zu bewegen, wurde bei jeder Erneuerung nur vergeblicher.

Während der Zug aber immer mehr an mich heran kam, sahe ich wie die bekutteten Brüder, alle bleichen, abgezehrten Antlitzes, sich geißelten wie in wüstem Wahnsinne und den Ruf ihrer Schmerzen zu Gott aufschrieen als — Lobgesang und Gebet.

Weiter vernahm ich immer lauter, daß sie, diese Klosterheiligen, in fort und fort monotoner Sangesweise mit rauher Stimme die Entsagung jeder Erdenfreude priesen als die höchste

Tugend und Ertödtung jeder Regung nach jener als den allein wahren Dienst des Ewigen, dem allein die Palmen des ewigen Lebens verheißen sind.

So ging der Zug vorüber durch Auen der Freuden und Wonne mit — Trauer.

Nicht lange darauf rollte ein anderes Traumbild sich auf vor den Blicken meines Geistes.

Es nahete ein zweiter Zug, eine bunte Schaar, lustig anzuschauen und anzuhören, wie ein fröhliches Jahrmarktsgewühl.

Auch dieser Zug hatte seine Lieder, aber es waren Lieder wilder Lust, übermüthigen Weltjubels, als gehe es zum Tanze und sei das ganze Leben bis tief in die Ewigkeit hinein und hinauf nichts anders als ein Freudenlager.

Wohl meinte ich anfangs, man preise Gott, der das Jahr erneuert und ruft: Kommt und sehet, wie freundlich der Vater im Himmel ist!

Aber — nur zu bald ward mir klar, daß es der Jubel leichtfertiger Brüder war, was ich hörte, das Getön lustiger Cumpane, die berauscht von süßem Weine unter Herz und Ohren zerreißenden Trompeten-, Pauken- und Hörnerklang sich wild und wüst zuriefen: „Laßt uns essen und trinken!“ während der Chor antwortete: „Denn morgen schon sind wir vielleicht todt!“ ein Doppelchor aber frevelnd hinzufügte: „Amen! Halleluja! Amen!“ Denn das, meinten die Bacchanten, stehe ja eben auch im Evangelium und sei sein wahrer Kern und rechter Stern! wie Carl Voigt, Moleschott und Büchner mit Consorten als die allein untrügliche Weisheit gelehrt hatten.

Auch diese Genossenschaft zog vorüber, wie ja Alles dahinzieht, was von dieser Welt ist, gleich einer Wolke oder Wasserfluth.

Zum drittenmale erwachte da mein Geist aus seinem Schlummer, und als er seine Augen aufhob, sahe er einen Zug kommen, Alle angethan mit weißen Kleidern, wie die Engel am offenen Grabe Jesu, und hoch und hehr, wie Himmelsharfenklang und der Gesang der Engel in der Geburtsnacht Jesu schlug ihr Lied nicht blos an mein Ohr, sondern auch an mein Herz. Es war ein ganz anderes, es war ein Psalm wie aus dem Jenseits, wie aus dem Dorten, wie aus dem Droben, wie aus der ewigen Heimath, wohin das Herz der Besseren steht und sich neigt, wie ein Magnet nach seinem Pole sich wendet, wie die Flamme himmelwärts ihre Spitze richtet, ein Gesang, ein Lied, ein Halleluja aus den höheren Sphären unseres Ahnens, unseres Hoffens, unseres Sehnens, und der heiligen Hinweisungen des Gesetzes vom Sinai in jedem Menschengewissen war es, der wie Sphärenruf zu mir herantönte wie eines jener Musikstücke, in welchem erst die verschiedenen Instrumente und Tonwellen schwellen, kämpfen, ringen, streiten, bis endlich das Concert in Symphonie, in den heiligen Dreiklang des Wahren, Schönen und Heiligen, oder: Gott, Unsterblichkeit, Tugend sich auflöst und ein „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth!" wie aus unzählbaren Geisterstimmen zu uns niederrauscht und braust, während der Mensch, hinsinkend in den Staub, mit zitternden, bebenden Lippen stammelt: „und die ganze Erde ist seiner Ehren voll! Denn jenseit des Grabes wartet unserer Unsterblichkeit und Wiedersehen!"

Und indem der Gesang immer näher kam, vernahm mein Ohr ein Lied des Inhalts:

Dir, o Vater! woll'n wir singen,
Weihen Dir hier unser Lied;

Woll'n zu Deinem Thron uns schwingen,
Geben Worte dem Gemüth!

Schön hast Du die Welt geschmücket,
Balsamduft umhergestreu't,
Deinen Odem ausgeschicket,
Daß sich Herz und Geist erfreu't!

In dem Meere reicher Wonne,
Das um tausend Wesen fleußt,
Spiegelt sich des Lenzes Sonne,
Die mit uns Dich, Vater! preist.

Hallelujah in den Höhen,
Preis und Ruhm auf Erden hier!
Gott, Gott, läßt sein Antlitz sehen,
Ihm, Ihm jauchzet für und für!

Grabesnacht umzog die Erde,
Oede lag die Winterflur —
Vater! da riefst Du: „Es werde!"
Nun frohlocket die Natur.

Menschen wird Dein Ruf verklären,
Ew'ger Frühling sie umweh'n
Einst in sel'gen Himmelssphären,
Wenn sie dort Dein Antlitz seh'n!

Noch einmal sank sanfter Schlummer auf mein Auge, und als ich erwachte war es Morgen, einer jener schönen Morgen, wie die Sonne nur im Lenz sie sendet.

Indem ich aber der Bilder gedachte, welche im Traume an mir vorübergezogen waren, setzte ich unwillkührlich mich nieder, ergriff meine Feder und schrieb die Betrachtung, welche ich aus meinem Tagebuche hier einschiebe.

Läge nicht seit Menschengedenken die Thatsache vor Aller Augen, es müßte unglaublich erscheinen, daß in falschem For-

schen Menschen zu dem Gedanken kommen könnten, die Gottheit, welche uns die Werke derselben überall so laut predigen, habe lediglich darum die Erde mit so vielen und köstlichen Reizen geschmückt, damit der Mensch, der dieselben erkennen kann, die himmlischen Gaben kalt und fühllos von sich stoße, wie ein undankbarer Sohn die Liebe seiner Eltern, um das in ihm ruhende Verlangen nach Glückseligkeit, als wäre es eine Sünde, selbstmörderisch zu ertödten; es wäre unglaublich, daß in fanatischen Schautänzen der Schamane sich abquäle, mit stachelndem Gürtel der Derwisch bis auf's Blut sich peinige, der Säulenheilige in den glühenden Sonnen-Strahlen des Orients sich langsam morde, sein entsetzliches Dasein fristend von der Speise, welche ihm der Aberglaube bringt oder nicht bringt; es wäre unglaublich, wie die Trappisten unter den wüthendsten Kasteiungen zu lebenden Todtengerippen und schaurigen Skeletten sich abmagern, unter der Cellenzucht des Schweigens täglich am eigenen Grabe schaufeln, und statt in Betten oder andern Lagern Nachtruhe in den Särgen pflegen, in denen ihre irdische Hülle einst zu Grabe getragen werden soll; es wäre unglaublich, wenn andere Asketen in tiefer Waldeseinsamkeit, in steilen Felsenklüften, in entsetzlichen Bergeshöhen ihre Asyle suchen, und in härenem Gewand, das kaum die Blöße deckt, unter der Abbetung des Rosenkranzes ähnlich der Adoration der Israeliten vor dem güldenen Kalbe Gott zu dienen und die ersten Stellen im Himmel zu erringen meinen, wenn sie von den Wurzeln des Waldes leben; es wäre unglaublich, wenn die Quäker und andere (denn auch hier giebt es ein Agnatenthum) verwandte Sectirer und Sectirerinnen nach Weise der „Gottesanbeterin“, wir meinen die unter der Firma der **Mantis religiosa** in der Naturgeschichte wohlbe-

kannte — Heuschreckenart, welche, indem sie ihre scharfgezähnten Fangorgane wie zum brünstigsten Gebete, zum herzlichsten Flehen, zum innigsten Aufruf zu Gott und allen Heiligen des Pabstthums zusammenlegt und andachtsvoll faltet, — eine der blutgierigsten, mordsüchtigsten, unersättlichsten, grausamsten Schwestern der Herodias ist, Matth. XIV, 6 f.; es wäre unglaublich, ohne diesen Wahnsinn, diese entsetzlichste Verirrung und Verwirrung des menschlichen Geistes es erklärlich zu finden, wenn wir sehen, daß selbst in der evangelischen, der protestantischen Kirche der Pharisäer noch viele gefunden werden, die, wie der Herr treffend sagt, durch ihr Händefalten und Herr, Herr! Rufen einen Freibrief, ein Ablaßbillet, oder eine Paßkarte in festen Händen zu haben glauben, für alle Seligkeiten, obwohl sie den Herrn verläugnen in That, Gesinnung und Herz, so oft der — Satan winkt!

Es wäre das in jeder Hinsicht unglaublich, Wesen gegenüber, welchen Gott Gefühl für das Heilige und Göttliche, Verstand, Vernunft, Gewissen, sein Wort gegeben, es wäre mehr, als unglaublich, wenn nicht die Geschichte statt hundert und tausend, mehr als unzählbare Millionen Beweise der That uns vor Augen stellte von gestern und heute.

Religion und Sittenlehre reden anders zu uns. Gott, von dem der Dichter ruft:

> Droben über'm Sternenzelt
> Muß ein guter Vater wohnen!

und welchen Jesus Christus selbst unter diesem hohen Namen uns verehren lehrt, er kann, wenn nicht alle Vernunft trügt und jeder Verstand irre geworden, seinen Erdenkindern das reiche Mahl erlaubter irdischer Genüsse nicht bereiten vom Auf-

gange bis zum Niedergange, er kann nicht laden lassen: „Kommt, es ist Alles bereit!" damit die Geladenen sich entschuldigen: Ich kann nicht kommen, bei dem besten Willen, denn mein Orden hat es verboten, oder mein Prior hat mir Fasten aufgelegt, mein Brevier will, daß ich mich kasteie! Oder wer ist mehr und hat mehr zu gebieten und weiß es besser: das enge Kloster, der gestrenge Jesuitenpater, die alte Betschwester im weißen Scapulier, oder der König aller Könige, der Herr aller Herrn, der ewig Weise und Gütige? — Wer ist es, dem wir hier gehorchen müssen, wenn wir nicht thörichten Kindern gleichen und Unsinniges thun wollen?

So gewiß wir noch hinieden wallen und der Verklärung jenseits erst warten, so gewiß hat auch der fromme Dichter Recht, welcher mahnt:

Uns're Kindheit, uns're Jugend,
Unser Alter darf sich freu'n,
Auch die Freude ist ja Tugend,
Aber heilig muß sie sein,
Nicht ein Taumel, der bethört,
Der Gefühl und Kraft zerstört!
Freuden nur, die das Gewissen
Mir erlaubt, darf ich genießen!

Die Worte in rechtem Verstande, in edlem Sinn, in ethischer Bedeutung gefaßt, dürfen wir unbedenklich einstimmen in Schillers Lied

Freude schönster Götterfunken,
Tochter aus Elysium 2c.

Wie Cicero (de leg. I, 17) berichtet, „verwünschte der ehrwürdige Sokrates die, welche Tugend und Glückseligkeit trennen wollten", F. Schlegel aber macht die sehr richtige Bemerkung:

„Genuß ist nothwendig, denn er belebt und erfrischt die Kraft zu neuem Kampfe, während stete Anstrengung gleicher Weise unvermeidlich zerstört und zerrüttet, wie steter Genuß erschlafft und auflöst."

Der Rigorismus, in welcher Farbe derselbe auch umhergehen möge, gleicht, wenn er edle Freuden dieses Lebens verpönt, einem thörichten Gärtner, der einen Baum in dürren Boden setzt und ihn nicht begießt, meinend: so müsse er desto besser gedeihen, desto köstlichere Blüthe, desto herrlichere Frucht bringen.

Martin Luther war ein Mann der tiefsten Gottesfurcht, dennoch hatte er, versteht sich in gottgefälliger Anschauung des Lebens, oft das Sprüchwort im Munde: „Wer nicht liebt Wein, Frauen und Gesang, der bleibt ein Thor sein Leben lang!"

Salis ermuntert:

Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke — des Schönen ist Viel!
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken,
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel!

Lorenz Sterne erklärt: „Der Mann ist zu bedauern, der von Dan bis Bersaba ausrufen kann: Es ist Alles dürr und öde! — Doch so ist es wirklich dem, welcher der Früchte nicht warten und pflegen und pflücken will, welche die Welt hervorbringt."

Conz ruft:

Reich an Freuden ist das Leben
Und des Vollgenusses werth,
Wenn uns Fried' und Ruh' umschweben,
Jeder Adel uns verklärt!

Das alte Liedlein

> Freu't Euch des Lebens
> Weil noch das Lämplein glüht,
> Pflücket die Rose
> Eh' sie verblüht 2c.

sollen unsere Kinder fort und fort singen lernen.

Verschmähung der Freuden des irdischen Daseins ist Sünde, die schwer sich rächt. denn es ist Verachtung und Undank gegen Gott selbst, und die mürrischen Freudenhasser und Freudenstörer (wir sprechen hier immer von erlaubten, edlen Freuden dieser Erde) sind gleich gefühllosen Kindern, denen die Eltern Christbäume putzen, jene aber gehen kalt vorüber ohne Freude und Dank.

Gott setzte das erste Menschenpaar nicht in eine öde Wüste, sondern in den Garten Eden.

Der Apostel schreibt: „Trauert mit den Trauernden, seid fröhlich mit den Fröhlichen!" Röm. XII, 15.

Als die Johannesjünger den Herrn fragten: „Warum fasten Deine Jünger nicht auch gleichwie wir?" sprach Jesus Matth. IX, 14. 15: „Wie können die Hochzeitleute Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist!" Johannes, der Mann in härenem Gewande selbst aber erklärte Joh. III, 29: „Der Freund des Bräutigams freuet sich hoch über des Bräutigams Stimme!" Freude verkündet Jesus seinen Jüngern Joh. XVI, 22: „Ihr habt jetzt Trauer, aber ich will Euch wiedersehen und Euer Herz soll sich freuen und Eure Freude soll Niemand von Euch nehmen!"

Außerdem finden wir Jesum am fröhlichen Hochzeitmahle in Cana, wo er das neuvermählte Paar durch ein Geschenk köstlichen Weines erfreut, Joh. II, 1 f.; an keinem Gastmahle,

wozu angesehene Pharisäer ihn einluden; in der schönen Natur seines Heimathlandes, wo er sich der Lilien auf der Erde und der Vögel unter dem Himmel freuete", Matth. VI, 28; Erheiterung suchend in stillem Gebet auf Bergen, Luc. XI, 1 f.; am See Genezareth, Matth. XIV, 34. Marc. VI, 53, in seinem lieben Bethanien, Matth. XXVI, 6. Marc. XIV, 3. Joh. XII, 3. Jesus konnte froh, herzlich froh sein in den wenigen Sonnenblicken, die seinem kurzen Leben gegönnt waren.

Doch in demselben Maße, in welchem der Asketismus, Pietismus, Mysticismus, Rigorismus, das Mönchs- und Nonnenthum fehlen und irren, indem sie jeden Frohgenuß des irdischen Lebens, „des freundlichen Daseins und seiner Gewohnheit", wie Hufeland es nennt, wie ein finsterer Criminalrichter, als mehr wie Sünde, Frevel und Verbrechen mit eiskalter Miene verurtheilen, gehen auch die verkehrte Wege, welche heute noch in allen Ständen, zumal in den höheren und reicheren Ständen, dem Panier Epicurs, des Lebemannes, und seiner raffinirten Genuß-Politik, der Diplomatie eines Lebens, wie im Hirschpark in Paris mit dem Feldgeschrei: Mon joie! folgen, als dem Weisen aller Weisen, dem wahren Aeskulap des Lebens.

Tout comme chez nous!

Wie die guten Alten in Rom ihre lucullischen Mahle, ihre sardanapalischen Gelage, ihre der Venus vulgivaga und dem Gotte des Weins geweiheten Orgien hatten, um nach den Regeln vermaledeiter Kunst und Wissenschaft den Magen zu füllen, den Gaumen zu kitzeln und die Zunge, in wilden, wüsten Ceres- und Bachusopfern u. s. w., so sehen wir heute noch, nur in anderer Mode, in vermehrter und verbesserter Auflage der Gourmantie bei jedem in seiner Weise, bei Pa-

triciern und Plebejern, solche Feste oft in gar großartigem Genre im Schwange gehen von einer Zeit zur andern.

Sucht man auch nicht, wie die in ihrem maßlosen, überschwenglichen Luxus untergegangenen und verkommenen Nachkommen der alten Römer thaten, behufs neuer Füllung durch künstliche Mittel den Magen von den genossenen Speisen zu entleeren, oder wie die Kamschadalen und Kalifornier an lange Fäden befestigte gebratene oder ungebratene Fleischstücke zu verschlingen und dieselben von Zeit zu Zeit wieder emporzuziehen, damit man das Wolfsmahl von Neuem beginnen und fortsetzen könne, der Troß, der Pöbel, die Hefe, die durch alle Stände wie eine sumpfige Lache sich hindurchzieht, in Champagner oder gewöhnlichem Feuerwasser, in Haschisch oder Opium die Taufe des Geistes suchend, die nicht von Gott, treibt es in unseren Tagen nur anders, aber um nichts besser.

Was jener katholische Prälat auf einem Spaziergange in entlegener Haide einem freundlichen Knaben sagte, als dieser, von ihm angeredet, erzählte, dorten in den Bergen und Sümpfen sei seine Heerde: „Nun, mein Kind! da sind wir Amtsbrüder! denn auch ich bin ein Hirt, nur wahrscheinlich mit dem Unterschiede, daß ich gar viel mehr räudige Schaafe und Säue habe!" — dieser Scherz ist ein Wort, in welchem insonderheit Richter, Aerzte, Geistliche mit schmerzlichen Seufzern ach oft einstimmen dürften.

Die mehr als brutalen Freuden, in welchen Unzählige sich wälzen, die Schwelgereien in „Fressen und Saufen", Röm. XIII, 13. Gal. V, 19. 21, in welchen eben so viele Andere Erholung von den Arbeiten ihres Berufs suchen, die Orgien in „Kammern der Unzucht", in welchen die Epicuräer aller Zeiten ihre hohen Feste halten, diese und alle ähnlichen tief sinnlichen

Genüsse, sind des vernünftig-sittlichen Menschen nicht nur an und für sich in jeder Hinsicht unwürdig, wie jeder mit der Zurückkehr der Nüchternheit tief es fühlt, sondern zerstören unfehlbar eben sowohl die Gesundheit, als sie entmenschen und verthieren. Bei einem schwelgerischen Hoffeste ermordete der trunkene König Alexander von Macedonien seinen besten Freund; auf einem rauschenden Balle kam die Herodias auf den entsetzlichen Gedanken, von ihrem Gemahle sich das Haupt des edlen Johannes zu erbitten, während dieser sofort den Wunsch der verrufenen Buhlerin erfüllte; in einem Trinkgelage und unter Becherklang entweihete Belsazar die heiligen Gefäße des Tempels in Jerusalem; ausgelassene Volksfestlichkeiten gehen in der Regel nicht ohne blutige Excesse ab, und schwerlich giebt es einen Frevel, eine Schandthat, die nicht aus unwürdigen und übermäßigen Freudengenüssen geboren worden wäre. Nie kann man an diese Ausschweifungen denken, ohne zu wünschen, daß Geisterchöre eintreten und im Namen derer, die nicht mehr schwelgen, die Feiernden mahnen möchten:

Was Ihr jetzt seid, das war'n wir einst,
Was wir jetzt sind, werd't Ihr bald sein!

oder ein Metrodor käme und mit lauter Stimme spräche: Wollt Ihr wissen, was das menschliche Leben ist? und ihnen einen Cirkel zeichnete, den er bald wieder hinwegwischte, oder eine feurige Hand das fürchterliche: „Mene Mene, tekel, upharsin!" Dan. V, 25. 26, an die Wand der Prunksäle schreiben möge.

Zu allen Zeiten haben die Weisesten und Edelsten gegen diesen Epicuräismus verdammend sich ausgesprochen. So Pr. Salom. XI, 9. Spr. XXIII, 4. 6. XXIV, 17. Sir. XXIII, 4. 6.

1 Cor. VI, 15—19. 1 Theſſ. IV, 3—5. Epheſ. V, 3—5 die Weiſen Iſraels. So unter den neuern Sittenlehrern: **Wieland**: „Freuet Euch Eures Daſeins, Eurer Menſchheit! Genießt, ſo viel es möglich, jeden Augenblick Eures Lebens, aber vergeſſet nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichſten Begierden zu Quellen des Schmerzes werden. Mäßigung und freiwillige Enthaltſamkeit ſind die ſicherſten Verwahrungsmittel gegen Ueberdruß und Erſchlaffung." — **Garve**: „Wie Salomo ſehen die meiſten Menſchen die Eitelkeit aller menſchlichen Freuden nie vollkommener ein, als nachdem ſie alle genoſſen haben. Der Glanz der Hoheit und des Standes verſchwindet, wenn man lange an Höfen gelebt und in den Geſellſchaften der Vornehmen einen vertraulichen Zutritt gehabt hat." — **Spinoza**: „Nur ein ſauertöpfiſcher und melancholiſcher Aberglaube kann uns die Freude verbieten wollen. Warum ſollte es ſchicklicher ſein, Hunger und Durſt zu ſtillen, als die Schwermuth zu verſcheuchen? Keine Gottheit und kein Geſchöpf kann an unſerm Mißvergnügen und unſerer Unbehaglichkeit Vergnügen finden oder uns Thränen, Seufzer, Furcht und andere Zeichen eines ohnmächtigen, ſchwachen Geiſtes als — Tugenden anrechnen. Es iſt daher einem Weiſen ſehr anſtändig, ſo viel als möglich ſich zu erfreuen an den Dingen dieſer Welt. Aber es darf nicht bis zum Ueberdruſſe geſchehen und im Uebermaße. Der aus den verſchiedenſten Theilen zuſammengeſetzte Leib bedarf beſtändig neuer und verſchiedenartiger Nahrungsmittel, damit auch die Seele geſchickt erhalten werde zu dem, was ſie thun ſoll." — **Barthelemy**: „Deine Tugend entferne ſich nicht von den anſtändigen Vergnügungen, welche zu Deinem Alter und den verſchiedenen Lagen paſſen, worinnen Du Dich befindeſt. Die Weisheit wird nur liebenswürdig und feſt, wenn eine

glückliche Mischung die Erholungen, welche sie erlaubt, und die Pflichten verbindet, welche sie vorschreibt." — Montaigne: „Unmäßigkeit ist eine Pest des wahren Genusses, und Mäßigkeit nichts weniger, als eine Plage, sondern vielmehr eine wahre Würze." — Walther von Tschirnhausen: „Der große Haufe ergiebt sich den sinnlichen Vergnügungen so ganz, daß er auf andere edlere Freuden gar nicht achtet." — Jean Paul: „Der Theil, der an uns von Erde ist und auf Wurmringen kriecht, ja dieser läßt sich allerdings wie der Erdwurm mit Erde füllen und mästen. Ist aber einmal dieser Thierdienst vorbei, der bellende innere Thierkreis abgesättigt: dann fordert der innere Mensch seinen Nektar und sein Himmelsbrod!"

Christus selbst sagt: „Nur die, die reines Herzens sind, werden Gott schauen!" und abermals: „Der Mensch lebt nicht von Brod allein."

So weit hierüber in meinem Tagebuche.

Erwägen wir das Erinnerte, so kann es wenigstens für Denkende keinem Zweifel unterliegen, daß nur in der Wahrheit bestehe, was wir sagen wollen.

Es kann nicht der Wille des Weltschöpfers sein, daß der Mensch, in dessen Brust ein tiefes Bedürfniß liegt, so weit es geschehen kann, heiter und frohen Muthes durch das Erdenleben zu wallen, in Trübsinn und willkührlichen Entsagungen sein Dasein schwermüthig vertraure, sondern der von Gott selbst auf seinen Pfad gestreuten Genüsse zwar nicht in wilder Lust, aber, wie es seiner Doppelnatur allein angemessen, in weiser Mäßigung, in den von der Vernunft vorgeschriebenen Grenzen, nach Anleitung und unter Führung der Religion und Sittenlehre, um so inniger und dankbarer sich freue, als er dadurch fähiger wird, mit neuer Freudigkeit und Kraft nach Erfüllung

seiner Pflichten und der höheren Zufriedenheit zu streben, deren Quellen ihm hier fließen. „Wichtige Geschäfte betreiben und arbeiten um zeittödtender Vergnügungen willen", mahnt der berühmte griechische Weise Anacharsis, „das ist thöricht und kindisch. Aber sich durch Vergnügen erholen, um ernsten Geschäften obzuliegen, das geziemt sich. Denn, da weder unser Geist, noch unser Körper einer ununterbrochenen Anstrengung fähig ist, so bedürfen wir der Erholung!"

II.

Die Freuden, die des Menschen allein würdig sind und denselben wahrhaft beglücken.

Früh, in blühender Jugend lern', o Jüngling!
Lebensglück! Sie entflieh'n die holden Jahre!
Wie die Welle die Welle, so treibt eine
Stunde die and're,

Keine kehrt zurück, bis einst Dein HauptHaar
Schneeweiß glänzt. Der Purpur Deiner Lippen
Ist erblichen! Nur Eine Schönheit bleibt Dir,
Männliche Tugend!

Ohne sie ist das Leben — Tod! Um sie nur
Lebt man! Schiebe nicht auf, vor allem Andern
Dich zu heben und werd' in festem Herzen
Deiner gewiß erst!

Steu're nicht zu des Meeres Höh'n! Am Ufer
Schwimmt Dein Nachen im Silberstrom' hinüber
Sich'rer, sanfter. Es lachen Dir zur Seite
Grünende Wiesen.

Also singt J. Balde.

Und wenn nicht jede Wahrheit dreifacher Wahn und sechsfache Täuschung ist, wenn irgend etwas auf der weiten Erde keinem Zweifel unterworfen ist und feststeht, wie ein Urfelsen, wenn irgend eine Behauptung weder wankt noch weicht, wenn

auch die Welt aus ihren Angeln gerissen werden sollte: so ist dies die im vorigen Capitel ausgesprochene Behauptung: Der Herr der Natur, gleichviel ob wir ihn Jehova oder Allah, oder unser „Vater" nennen, er kann nicht wollen, daß seine Menschen, Sein Ebenbild, nicht eben so gut ihres Daseins und seiner Geschenke sich freuen, als die „Vögel unter dem Himmel", die ein träumendes Dasein lebenden „Lilien des Feldes", als der Wurm, der vor unseren Füßen kreucht, als der mikroskopische Bewohner des Wassertropfens, als das Heer der Eintagsfliegen, das in herbstlicher Sonne auf- und niederspielend dem sinnenden Beobachter ein bedeutsames Miniaturbild vor Augen stellt, wie im unermeßlichen All Sonnen und Planeten sich hinbewegen, ohne in ihrem Laufe sich zu hindern oder zu hemmen, selbstverständlich mit dem bedeutenden, entscheidenden, wesentlichen Unterschiede, daß der Mensch, der Herr und Gebieter der ihm von Gott selbst unterbreiteten und unterstellten Schöpfung, der Bürger dieser, der höhern Welt des Geistes, des Reiches des Wahren, Schönen und Heiligen, seiner Würde und Bestimmung eingedenk*), nur Genüsse, Freuden nur wähle, welche gegen diese nicht streiten, zugleich aber diese selbst, die Genüsse, edlen Freuden der Pflicht unterordne und denselben nie anders als mit der Mäßigung des Weisen sich hingebe.

Hiermit treten wir in das neue Stadium der Untersuchungen, welches die Ueberschrift nennt, indem wir die des sittlich vernünftigen Menschen würdigen Freuden nach ihrer Natur und ihrem Werthe, so wie die Regeln, welche uns bei ihrem Genusse leiten müssen, genauer kennen zu lernen suchen.

---

*) S. unten „Würde des Menschen."

Hier aber ist vor Allem zu bemerken, daß nach Maßgabe der Doppelnatur des Menschen diese Freuden als

1) sinnliche,
2) geistige,
3) gemischte

sich unterscheiden und charakterisiren.

Zu den ersteren, den sinnlichen Freuden, gehören alle entweder allein oder doch vorzugsweise auf den Körper sich beziehende Genüsse, als der Nahrung, des Schlafens, des Spielens, des Tanzens, des Reitens, des Spazierengehens u. s. w., besonders dann, wenn sie über das nothwendige Bedürfniß hinausgehen und wir das blos Nützliche mit den möglichsten Reizen des Angenehmen und Schönen auszustatten suchen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem einfachen Mahle eines Eskimo's, dessen höchster Genuß eine gute Portion Leberthran ist, oder des armen Handarbeiters, der mit einem Stücke schwarzen Brodes und einem Trunk kräftigen Branntweins schon ein leckeres Diner zu halten glaubt, und — zwischen den Gastereien der Reichen und Vornehmen aller Zeiten und Völker in strahlenden, ambraduftenden Prunksälen, auf kostbaren Gold- und Silberservicen, in der Fülle der seltensten Speisen, in zahllosen Gerichten, unter rauschender Musik, frohem Toastjubel und dem Klange krystallener Becher, welche die köstlichsten Weine credenzen, welche die Erde bietet. Es ist ein großer Unterschied zwischen der sanften Rast, welche nach des Tages Last und Hitze der Arme auf einem dürftigen Mooslager, oder, wie Jacob, auf einem harten Feldsteine hält, und dem unruhigen Schlummer auf Eiderdunen und seidenen Polstern, auf welchen verweichlichte Kinder des Glücks, freilich oft vergebens, neue Stärkung zu neuen sybaritischen Festen suchen. Es ist ein

großer Unterschied zwischen dem Spiel mit dem Buche der vier Könige um Pfennige oder Kreuzer, in welchem der arme Kleinbauer im niedrigen, dumpfigen, ölbrodelnden Kruge bei dürftiger Lampe und einer Pfeife Runkelrüben-Tabaks, bei einem Kruge sauern Bieres seine langen Winterabende sich verkürzt, und — dem Skat, l'Hombre oder Billard reicher Gutsbesitzer, begüterter Pächter, übermüthiger Magnaten, stolzer Emporkömmlinge in eleganten, mit Kerzenglanz überstrahlten Spielbordellen um Hunderte von Dollars. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Kirchweih-, Erndtefest-, Pfingst- oder Fastnachtstanze im einsamen Wald-, Haide- oder Thaldörflein, wo in enger, schwarzer Bauern- oder Schenkstube bei einer Fiedel oder einem Hackebrete Hans und Grete sich abschwenken und — den Festbällen, in welchen unter der imposanten Janitscharen-Musik fürstlicher Capellen in der tiefsten Mitte des nordischen Winters die sogenannte Crême der Gesellschaft in Seide und Edelsteinen strahlend zu Tausenden italienische Abende feiert. Es ist ein großer Unterschied zwischen der armseligen Spinnstube einer dürftigen Holzhauer-Familie, da die Dorffräuleins ihre Rädlein schnurren, ihre Liebeslieder erklingen, ihre Scherze sich kreuzen lassen, während die ebenbürtigen Barone mit großen Händen etwa von Zeit zu Zeit ein Capitel aus Horns lieblichen Volksschriften vorlesen, und — den theuern, prunkvollen Soireen, in welchen in Städten der hohe Adel, die wohlweise Signoria des Rathes, die wohlgenährte Grandezza reicher Kaufherrn u. s. w. in einer Ausstellung von allen möglichen Luxusartikeln für Augen, Ohren, Zunge und Magen in einem edlen Wettstreite sich zu überbieten suchen.

Allein hier wie dort und in tausend andern Fällen ist es doch vorherrschend und überwiegend der Gott der sinnlichen

Bedürfnisse des Leibes und Lebens, dem man seine Opfer darbringt je nach Stand und Würden, in derberer oder feinerer oder wenigstens glatterer Weise und Art.

Der geistige, der höhere Mensch steht, wie beim Kegelschub, dem Hammelschießen und dem Hahnschlag der Bauernbuben, oder der Gelehrte bei den Sports der vornehmen und nichtvornehmen Gentlemans, so tief im dunkeln Hintergrunde, daß man eines gut bewaffneten Auges bedarf, um die Psyche wenigstens noch mikroskopisch wahrzunehmen.

Zu den geistigen, mithin höhern Freudengenüssen, in welchen der sittliche Mensch in seine Rechte eintritt, während die Sinnlichkeit nur die Rolle einer Vermittlerin spielt, gehört — was die zweite Art der Freude betrifft — vornehmlich die Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten in weitestem Umfange, das Hochgefühl des Fortschrittes in der Bildung unseres Geistes und Herzens, die sittliche Erhebung unseres Gemüthes über das Gemeine, das nach göttlichem Rechte wirklich berechtigte aristokratische Bewußtsein tieferer Einsicht in die Wahrheit und einer ästhetischen Durchläuterung, Vergeistigung und Verklärung unserer Gesinnungen, das intellectuelle Interesse der Lösung uns entgegentretender Probleme, neuer Entdeckungen oder doch tieferer Begründung der Wahrheit, mit Einem Worte: die sittliche Vervollkommnung und die dadurch erzeugte Empfänglichkeit für höhere geistige Glückseligkeit. Zu diesen Genüssen gehören die höhern Anschauungen der Welt und des Lebens, zu denen wir empordringen, wenn wir Geist und Herz den idealen Kreisen des Wahren, Schönen und Heiligen zuwenden, das dadurch errungene hochbeseligende Gefühl der Befreiung von den Sclavenfesseln der niedern Affecte und Leidenschaften, das heilige Bewußtsein der geistigen Oberherrlichkeit

über sich selbst, der sittlichen Machtstellung gegen die niedere Welt, die höchste Souverainetät, zu welcher der Mensch sich erheben kann, wie der alte Weise sagt: „Größer ist, wer sich selbst, als der, der Mauern bezwingt.“ Zu diesen Genüssen gehören die hehren Freuden, deren heiliger Kelch, gleich einem Licht strahlenden Genius aus der höhern Welt, die in das irdische Leben herniederragt, die Religion besonders in der lebendigen überzeugungsvollen Gewißheit des Glaubens an Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit, Vergeltung und Wiedersehen jenseits des Grabes uns im Tempel der Natur, in den Offenbarungen, die wie himmlische Engel durch die Geschichte wandeln, in tief-inniger Hingabe an Christus, im Gebete unter allen Verhältnissen des Lebens denen darreicht, welche, wie der Mensch soll, für die höhere Welt des Geistes leben. Zu diesen Genüssen gehören endlich die Geist und Herz erhebenden und verklärenden Freuden des Umgangs mit edlen, von dem Gefühl der Divinität durchdrungenen, nach reinster Idealität strebenden Menschen, so wie eines öftern Verkehrs mit den größten Geistern aller Zeiten und Völker im Studium ihrer Werke, der Uebung der Werke der Liebe und eines sittlichen Wandels, in der Nachfolge Jesu. Ewig wahr bleibt Fichte's Wort: „Um seiner höhern Bestimmung gewiß zu werden und sich immer bewußt zu bleiben, giebt es kein besseres Mittel, als derselben würdig zu denken und zu leben.“

Zur dritten Classe unserer Freuden, also zu den gemischten Genüssen, d. h. zu denjenigen Erheiterungen, in welchen geistige und sinnliche Vergnügen vorherrschend sich verbinden und durchdringen, gehören alle Reize, welche dem Glückseligkeitsverlangen des geistigen und des sinnlichen Menschen, also beide vermittelnd, zugleich und Hand in Hand Befriedigung gewähren

können. Dies geschieht namentlich bei frohen Gastmählern, wo edele geistreiche Unterhaltung sinnliche Ausschreitungen fern hält und den sinnlichen Genüssen höhere Würze giebt; in Gemüth und Sinnlichkeit beschäftigenden Gesellschaftsspielen, in heiterer Conversation auf Bällen, in Kunstvorstellungen edlerer Art, in Vereinen zu wissenschaftlichen Vorträgen, in Concerten, im Theater ꝛc. ꝛc.

Daß alle diese drei verschiedenen Erheiterungen des irdischen Lebens, sofern sie das rechte Maß nicht überschreiten, ihre volle und hohe Berechtigung haben, d. h., daß sowohl der Sinnen-Mensch als der Geistesmensch, und wie dieser der sinnlich-geistige Mensch, also der ganze Mensch dieser Befriedigung und Stillung des Bedürfnisses der Lebensstärkung, der Wallfahrtserheiterung in gleichem Grade, wie der Luft, des Brodes und des Wassers, oder die Pflanze, wenn sie gedeihen soll, des Sonnenscheins und Regens bedürfen: das vermag, wenn wir uns nicht in jeder Hinsicht täuschen, kein Urtheil auf Erden in Zweifel zu ziehen. Goethe sagt mit Recht:

Tages Arbeit, — Abends Gäste,
Sau're Wochen, — frohe Feste
Ist das rechte Zauberwort!

Sehr bezeichnend nennt das Volk seine Gastereien einen „frohen Muth."

Aber — so wenig der Hochgebildete irgend Geschmack zu finden vermag an den Freudenfesten des Volkes, eben so wenig kann dieses ein Bedürfniß, eine Empfänglichkeit in sich tragen für die exquisiten Vergnügungen eines raffinirten Luxus. Niemand soll darum verlangen, daß dieses seine natürliche Derbheit auch in den Aeußerungen seiner Freuden ablege, wie ein altes Gewand. Es ist das eben so unmöglich, als eine Sprache

zu reden, die man nicht versteht. Es ist hier dem Volke Vieles zu Gute zu halten, so gewiß, als der Landmann nun einmal nicht aristokratische Hände zur Schau zu tragen vermag.

Außerdem ist die Sinnlichkeit unter den Glacéhandschuhen der sogenannten feinen Sitte vielfach um keinen Kreuzer besser, als der rauhe Comment, der unter der arbeitenden Classe herrscht, der s. g. Canaille, wie man in gewissen Kreisen sich sonst gern auszudrücken beliebte, ohne zu ahnen, daß diese Classe in allen Classen der Gesellschaft einheimisch ist. Die Orgien im Hirschparke in Paris standen in Wahrheit, genauer betrachtet, gewiß noch tief unter manchen rohen Volksfesten und ihren Mysterien.

Wohl soll die Sittenpolizei nicht blos beten, sondern auch wachen, daß die Lust nicht ausarte; wohl sollen die Schulen nicht blos wehren, sondern auch lehren, daß die Sitten des Volkes sich mildern; wohl soll die Kirche nicht blos predigen, sondern auch strafen, daß gesteuert werde dem Laster der Schlemmerei in jeglicher Gestalt. Aber doch soll man auch nie vergessen, daß der Landmann, der Holzhauer, der Flößer, der Schiffer, allesammt von früher Jugend an zu harter Arbeit in Sonnenschein, Kälte, Sturm und Regen hingedrängt und an sie gefesselt, doch auch in ihren Freuden niemals zierlicher Hofherr werden können, und daß das Volk, wenn es Feste feiert, eben ein „vollgedrücktes und gerütteltes“ Maß begehrt und in seinem Selbst-sich-Vergessen, in welchem der gefeierte Oberpräsident von Vincke in Westphalen, den Tag über sehr zerstreut, unter eine Urkunde statt seines Namens den Namen seines geliebten Pony zeichnete, sich natürlich gern gehen lasse.

Müssen aber auch die höhern geistigen Genüsse als diejenigen bezeichnet werden, welche die würdigsten sind, so ist

gleichwohl, da wir noch keine von den Banden des Körpers erlös'ten, noch keine verklärten Geister sind, keinen Augenblick zu verkennen, daß sie allein selbst bei dem Gebildetsten den Zweck der Erheiterung, deren der Mensch bedarf, eben so wenig erfüllen können, als blos sinnliche Genüsse ihm Genüge zu gewähren vermögen. Die größten Geister, ein Pythagoras, Sokrates, Plato u. s. w., in neuerer Zeit ein Luther, Schiller, Goethe u. s. w. konnten nicht allein von Ambrosia und Nektar ihr Leben fristen. Jesus selbst aber, der Aehren ausraufte am Sabbath und, während seines Erdenwallens, auch zu Tische saß, lehrt uns ausdrücklich nicht nur beten: „Dein Reich, Herr! komme!" sondern auch hinzu setzen: „Unser täglich Brod gieb uns heute!"

Noch sind wir irdisch
Dem Himmel erst verwandt!

Und mehr als unzählbare Beispiele bezeugen, daß eine ungeregelte, überwiegende, den diätetischen Grundsatz des Gesammtlebens verletzende Hingabe an die höheren geistigen Genüsse für die wahre Ausbildung des Menschen und seine Wirksamkeit für das Leben um keinen Grad Reaumur besser sei, als solche Ausschreitungen in Betreff der sinnlichen Vergnügen. Die Verbindung des Geistes mit dem Körper ist eine so wesentliche und nothwendige, daß Niemand ungestraft sie stören kann. Jede Verletzung der auch hier obwaltenden Oekonomie und Harmonie der Natur stört das rechte Gleichgewicht, somit das reinmenschliche Leben, wie es nach Gottes Willen sich entwickeln soll. Wäre es überhaupt möglich, blos einseitigen Freuden sich hinzugeben, so würde dies nur auf Unkosten des Körpers oder des Geistes geschehen können und durch unvermeidlich folgende Störungen vor Allem darinnen

sich rächen, daß aller Frohsinn schwände und der Mensch mehr oder weniger unbrauchbar für alle Zwecke des irdischen Lebens gemacht würde, wie, was die geistigen Genüsse anlangt, das warnende Beispiel so vieler dem Trübsinn verfallenden Stubengelehrten beweist. Jede Ueberschwänglichkeit, jede Narkose ist schädlich. Es gilt hier, was Franz von Roggenbach von der constitutionellen Verfassung sagt: „Die Rechte der Krone und des Volkes dürfen vernünftiger Weise nicht in Conflict gerathen!" Und das Wort: „Sorge, daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohne!" ist ein Weisheitsspruch.

Die Hauptmachtstellung aber — wenn wir eine beliebte Floskel gebrauchen dürfen — hat eben hier der Mensch einzunehmen, nöthigen Falles zu erkämpfen und um jeden Preis festzuhalten und wesentlich in folgenden heiligen Grundsätzen der Lebenspolitik, sonst Lebensweisheit genannt, denn die Politik ist oft mehr klug, als weise: Willst Du glücklich sein, Erdenpilger! dann

I. Suche, so viel Du vermagst, die Quellen des menschlichen Elends zu verschließen, die Quellen des menschlichen Glückes zu öffnen.

II. Hüte Dich, wie in sinnlicher, so in geistiger Hinsicht vor jedem Uebermaße des Genusses.

III. Wende Dein Herz nie unwürdigen, sinnlichen Genüssen zu, welchen, während sie Dein Herz vergiften, je länger, desto mehr Ekel, Reue und Zerrüttung des Geistes und Körpers auf dem Fuße folgen.

IV. Ziehe, wenn Du die Wahl hast, unter allen Verhältnissen die edleren geistigen Freuden den sinnlichen vor.

V. Bewahre Dich vor künstlichen und naturwidrigen Bedürfnissen.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einigen hierher gehörigen Denksprüchen!

„Unser Schicksal," sagt der moderne Demokrit, „ist wenigstens zur Hälfte die natürliche Folge unserer Art zu leben, mithin unser Verdienst oder unsere Schuld. Die Gesetze der moralischen Welt gleichen denen der physischen. Wer den Ton in Dur anschlägt, dem wird früher oder später in Dur geantwortet. Das Echo giebt nur unsere eigenen Worte zurück und prallt in demselben Winkel ab, in welchem es angeprallt ist, wie ein altes Sprüchwort sagt: „Wie man in den Wald ruft, so ruft es wieder heraus!"

„Wer sein Leben in der Erinnerung durchgeht," bemerkt ein anderer Denker, „wird sich gestehen, daß überall da, wo ohne seine Schuld ihm Lieblingspläne fehlschlugen und Unternehmungen ganz anders endigten, als sie begonnen wurden, der wirkliche Erfolg doch zuletzt mehr zu seinem Heile war, als der beabsichtigte gewesen sein würde."

Wieder ein anderer Weiser mahnt: „Wie jede Rechnung trügt, welche phantastisch die irdischen Momente und den Gang des Lebens außer Ansatz läßt, darum daß in der freien Luft nicht einmal eine Kürbishütte sich bauen läßt, wie der Prophet eine solche errichtete, so trägt anderer Seits Alles, was wir gegen die gleichberechtigten Gesetze der Sittlichkeit und Religion unternehmen, den Keim und Wurm endlichen Mißlingens und eines unfehlbaren Unterganges in sich. Die Geschichte der Abenteurer auf Thronen, wie in den schmutzigsten Gäßchen Londons, Paris, Pekkings ꝛc. liefert die Belege. Wie Lascelles Wraxall in seinen „Bemerkenswerthen Abenteurern" einzelne

interessante Beispiele von Solchen nachweist, welche durch extemporirte Handstreiche ihr Lebensglück zu begründen suchten, so ist das Höchste, was Kühnheit, Talent und Energie ohne Tugend und Grundsätze zu erreichen vermögen, ein temporärer Erfolg, da nur auf sittlichen Grundlagen dauernde Macht oder dauernder Wohlstand sich gründen läßt, die tiefst angelegten Pläne aber fehlschlagen, wenn ihnen keine anderen Hülfsquellen zu Gebote stehen, als — Charlatanerie und Humbug."

Derselbe Weise (irren wir uns nicht, der ehrwürdige von Ammon) bemerkt weiter: „Das höchste Wohlsein ist weder in der Schwelgerei der Cyrenaiker, noch in der Opulenz des Plutus, noch in der Prachtliebe der stolzen Aristokraten, noch in der Gefühlswonne der Mystiker zu suchen, weil sie den vernünftigen Wünschen des Menschen nicht genügen können. Die Sinnlichkeit erfaßt nur das Gute, aber sie begründet und bereitet es nicht. Wir finden auf diesem Wege nur einzelne Reize und Mittel des Vergnügens, aber nicht die Freude selbst, nur Glück, aber keine Glückseligkeit, nur Eutychie, aber keine Eudämonie. Erst in Verbindung des sittlich Guten mit dem Angenehmen kann den Forderungen unserer Natur entsprochen werden, wie Cicero will: Bona naturalia conjuncta cum honestis vitam beatam perficiunt (de finib. IV, 21). Die Glückseligkeit des Tugendhaften auf Erden besteht folglich darin, daß er die errungenen Geistesgüter mit den sinnlichen, die ihm zur Ergänzung seines Wohlseins dargeboten werden, auf jeder Stufe seines sittlichen Lebens zu einem Ganzen in seinem Bewußtsein vereinigt, oder in der harmonischen Verbindung der Freude mit der sittlichen Lust."

„Lebensgenuß", mahnt **Krug**, „Lebensgenuß ist das Ziel, nach welchem alle Welt strebt; das Thier — bewußtlos vermöge des bloßen Instinkts, weshalb es auch sein Ziel meistens erreicht; der Mensch — selbstbewußt, weshalb er sein Ziel so oft verfehlt. Darob aber soll der Mensch nicht mit seinem Schöpfer rechten, denn es ist ihm noch ein höheres Ziel gesetzt und ein Führer dahin gegeben, dem er nur folgen darf, um auch zugleich jenes Ziel zu erreichen, so weit es überhaupt erreichbar ist. Dieser Führer ist die — Vernunft, das Ziel — Sittlichkeit. Daher ist nur mittelst einer wohlgeregelten, ächt sittlichen Thätigkeit, wodurch das Leben an innerm Gehalte gewinnt, auch ein wahrhafter Lebensgenuß möglich."

Tacitus, fürwahr auch ein Mann, der ein Wort der Wahrheit zu reden weiß, hebt ausdrücklich hervor: „Man würde, wenn man einen Blick in ihr Inneres thun könnte, das Herz der Tyrannen von allen Leidenschaften eben so fürchterlich zerrissen finden, als den durch die Geißelhiebe zerschlagenen Rücken eines Sclaven!"

Maltitz singt:

Gleich dem Morgen, der in reinem Glanze
Sich erhebet, wenn die Nacht verschwind't,
Also sind zum Lichte auserkoren,
Selig sind, die reines Herzens sind!
Reines Herzens! — Welch ein Gut, o Vater!
Welch ein hoher Schatz hienieden schon!
Welche Stärkung auf den dorn'gen Pfaden
Dieses Lebens, welch ein sich'rer Thron
Für die Herrschaft alles Edlen, Schönen,
Für den stillen Frieden einer Brust!

Welch ein Bürge aller guten Thaten,
Welch ein Schild für jede Sinnenlust!
Ach, ein reines Herz im Busen tragen
Heißt die Wohnung einer Gottheit sein,
Denn in's Allerheiligste des Tempels
Dringt des Lasters frecher Arm nicht ein!

„Warum klagen so viele über Mangel an Lebensfreuden? blos darum weil sie ihre Bedürfnisse in's Unendliche vermehrt und gesteigert haben. Epicur hat durch und durch Unrecht, wenn er meint, „je mehr Bedürfnisse Jemand habe, desto mehr Lebensreize und darum auch Genüsse ständen ihm zu Gebote!" Räumt der wahre Weise auch unbedenklich ein, daß nur ein überschwänglicher Rousseau das höchste Glück des Lebens darin finden könne, wenn der Mensch in seinen Naturzustand zurückkehre und wie das Thier auf Füßen und Händen gehe und in Wäldern wohne, so muß er doch jede raffinirte unsittliche Vermehrung der Bedürfnisse, ein Haremthum, eine Putzwirthschaft rc. um so mehr verdammen, als unbefriedigte Bedürfnisse stets das Glück des Lebens in demselben Maße stören, als ungestillter Hunger oder Durst."

„Ein viel höheres Gut, als der Genuß alles Dessen, was man begehrt, sagt Menedem, ist: nur das begehren, was man soll und darf."

„Nichts bedürfen," erinnert Sokrates, „ist ein Vorzug der Götter; so wenig, als möglich, bedürfen, ist Aehnlichkeit mit ihnen! Laßt uns auf die Gesetze der Natur zurückkommen, und es stehen Reichthümer für uns in Bereitschaft, so daß wir, was

wir bedürfen, um einen Spottpreis haben können. Wer sich auf die nothwendigsten Bedürfnisse einschränkt, kann mit Jupiter selbst um den Vorzug der Glückseligkeit streiten."

Ein frommes Lied singt:

Lerne mäßiger begehren,
Schränke Deine Wünsche ein,
Lern' genießen, lern' entbehren,
Willst Du froh und glücklich sein.
Deine Freuden, Deine Schmerzen
Fließen nur aus Deinem Herzen.

Froh genieß was Gott beschieden,
Gern entbehr', was Du nicht hast,
Jeder Stand hat seinen Frieden,
Jeder Stand hat seine Last.
Dulde standhaft Deine Leiden,
Freu' Dich dankbar Deiner Freuden.

„Christus selbst ermahnt," wie von Ammon erinnert: ‚Wenn ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch genügen', bricht über den reichen Mann, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, unerbittlich den Stab, preist den armen Lazarus glücklich, stellt Johannes den Täufer in seinem härenen Gewand weit über die eleganten Herrn an Herodes Hofe. Von Salomo aber, der, nicht um Schätze dieser Welt, sondern um ein weises Herz bat, berichtet die heilige Sage, daß solches Gebet Gott wohlgefiel."

„Kann man," sagt ein anderer Sittenlehrer, „auch weder Diogenes von Synope, der ohne Rock und Schuhe in einem Fasse wohnte und seinen Hunger mit den schlechtesten Nah-

rungsmitteln stillte, noch einen anderen Heiligen gleicher Classe, derselben äußern Art als Muster aufstellen wollen, obgleich Alexander von Macedonien sprach: Wenn ich nicht König wäre, so möchte ich Diogenes sein! so kann die wahre Lebensweisheit doch nicht ernst genug gegen jeden die Schranken überschreitenden Comfort des Lebens, gegen jeden aus der Bahn gekommenen Luxus eifern, nicht warm genug Rückkehr zu der edlen Einfachheit unserer Voreltern in Wohnung, Kleidung und Tisch fordern. Auch der, welcher zu viele Bedürfnisse hat, ist krank und arm."

Tiedge spricht ein beherzigenswerthes Wort, wenn er singt:

Die Freude fällt uns in die Hände,
  Die bloße Kunst nur, sich zu freu'n,
  Die will gelernt, errungen sein!
Wenn sie auch jeder Narr verstände,
  Dann wäre sie für Weise nicht.
Die Freud' entflieh't berauschten Tagen
  Mit abgewandtem Angesicht,
Sie fliehet, weil wir nach ihr jagen,
  Der Thor erlegt sie, fühlt sie nicht.
Sie liebt die stillern Seelenlagen
  Hebt Wehmuth selbst zu sich hinauf,
Und sucht uns in bewölkten Tagen
  In unserm eig'nen Herzen auf.
Sie kommt so leise, wie der Schlummer,
  Sie kommt in rosigem Geleit
Der Hoffnung, die auf unsern Kummer
  Den Frieden ihrer Zukunft streu't.

III.

Die Religion.

Was ist das? Wie kommt eine Schrift, die Lebensweisheit lehren will, sofort oder doch wenigstens jetzt schon auf die ernste Tochter des Himmels, die das Irdische zu verachten und nur zu dem Ewigen aufzublicken mahnt? Gehört sie überhaupt mit ihren Dogmen in den Kreis der Sprüche, die wir hier zu erwarten haben?

Wir lassen einen Weisen unserer Zeit Antwort stehen, welcher ruft und mahnt:

„Was ist das Leben ohne Religion?

„Eine Schaale ohne Kern, ein Frühling ohne Blumen, eine Null — ohne Eins!

„Ohne die höhere Weltanschauung, welche nur die Religion gewährt mit den heiligsten Begriffen der menschlichen Erkenntniß, kann der Mensch, der Bürger der Erde und des Himmels, so wahr und gewiß niemals sich glücklich fühlen, als er der reinsten und würdigsten Freuden und der Verklärung seiner irdischen Genüsse entbehrt.

„Außerdem, nur von ihren heiligen Schwingen getragen, trägt der Erdenpilger — denn etwas anderes sind wir doch nicht — nicht nur leichter die Leiden des Daseins, durch deren Schule jeder Menschgeborene gehen muß nach der ewigen und

eben so weisen, als gütigen Ordnung der Natur, d. h. nach dem Rathschlusse des erhabenen Gesetzgebers der Welt, sondern wir freuen uns auch doppelt der Freuden, die uns am Wege blühen, dem Schmetterlinge gleich, der in reinern Regionen von dem Duft der Blumen lebt, während die häßliche Raupe im Staube kriecht, denn wir leben und freuen uns im ungetrübtesten Sinne in der Welt des — Wahren, Schönen, Heiligen und Ewigen, welcher der Mensch geistig angehört."

Also Tischer!

Ja, Ihr, die Ihr meint, wir wollten Euch nach neuester Mode eine Sammlung von untrüglichen Recepten, Extracten, Essenzen, Mixturen, Pillen und Pulvern, Bädern allerlei Art, und sonstigen Arcanen verordnen, wie man dem hohen Weisheitsspruche der Kinder dieser Welt gemäß leben könne:

„Lustig gelebt und selig gestorben,
Heißt richtig dem Teufel die Rechnung verdorben!"

es geht nicht so, wie Ihr meint, wenn Ihr sitzet in Saus und Braus und singet gar lustige Lieder.

Im wirklichen Leben und seinem Ernste verstummen dieselben, wie ein verhallendes Echo, wie der Gesang der Vögel, wenn die Zugzeit kommt, wie der Harfenklang, wenn Niemand mehr die Saiten rührt.

Jacobi sagt: „Wenn kein Gott und keine Tugend und keine Unsterblichkeit ist, so mag ich auch nicht mehr sein!" und in der That! beginnt nicht jenseit des irdischen Lebens mit seinen schnell dahin welkenden Blumengewinden, mit seinen flüchtigen Festen und — schmerzlichen Leidensstationen und der „Wolke" des Todes ein höheres Sein, wer in aller Welt möchte im Stande sein, dieses Daseins sich zu freuen! Ist kein

Leben jenseits des Grabes für vernünftig sittliche Wesen, welche Ahnung und Sehnsucht nach dem Ewigen emporzieht von einem Tage zum andern, je weiter hin zum Grabe, desto mächtiger, dann ist unser jetziges Leben eine entsetzliche Scheerenfahrt bei Nacht ohne Zweck und Ziel, und es bleibt im besten Falle uns nichts übrig, als jede Freude am Wege in tiefer Verzweiflung von uns zu schleudern und uns in schwarze Trauerschleier zu hüllen, dann ist die Weisheit – Thorheit und die Thorheit Weisheit, dann ist die Tugend, die göttliche, ein Trugbild, unser Dasein eine Galeeren-Strafe, ein Fluch und ein Wehe!

Darum, ehe wir weiter reden, nicht von der thörichten Klugheit, der Politik, sondern von der Weisheit, glücklich zu leben, müssen wir bei diesem wichtigen und entscheidungsvollen Gegenstande verweilen.

Wir wissen wohl: nach der Ansicht der Weisen „dieser Welt" soll ein Jeder, der hier „gute Tage" sehen will, sich um das Droben, das Dorten nicht nur nicht kümmern, sondern sich lossagen von demselben.

Und leider! findet dieses alte Dogma gerade in unserer, vorwiegend industriellen, mercantilischen, im Streben nach Minutengenuß und irdischem Reichthum, nach eitler Ehre, nach nichtigem Erdenruhme aufgegangenen Zeit in abertausend Herzen nur allzuviel Anklang, wie der Wahnglaube an eine Vergebung der Sünde ohne Buße blos um des Blutes Jesu willen. Die Predigt, das Evangelium des Materialismus hat eine über Stadt und Land gar viel größere Gemeinde, als man gewöhnlich meint. Aber wenn irgend eine Kimmung der Wüste, oder ein Meteor, oder ein Nebelbild, so trügt der Un-

glaube eben so gewiß, als der alte Glaube, daß die Sonne um die Erde gehe.

Es ist unwahr, wie irgend nur eine Unwahrheit es sein kann, daß die Religion eine Störerin aller Freuden dieser Erde sei, ein griesgrämiger Mentor, ein hypochondrischer Oberhofmeister, der seinen Zöglingen jede Blume mißgönnt, die sie am Wege pflücken. Im Gegentheile sie, die Religion, ist insonderheit im rechtverstandenen Christenthume so gewiß die reichste Freudenspenderin, als sie das Herz vor falschen Genüssen bewahrt, unter den Leiden dieser Erde den besten Trost in die Herzen träufelt, unsere Erdenfreuden veredelt und verklärt, ein gutes Gewissen bewahrt, und in den beseligenden Blicken, zu denen sie das Gemüth im Glauben an Gott und Unsterblichkeit erhebt, himmlische Blumen auf unsere Erdenpfade streu't.

„O Sonne!" ruft der caledonische Dichter, „o Sonne! ich spüre Deine wohlthätige Gluth! Du erweiterst mein gepreßtes Herz, und ich preise die Kraft Deiner Strahlen. Aber, Du bist nur ein Werkzeug, ein Mittel des Wohlthuns, bist ein Bote nur einer allmächtigen Güte, die, da die ganze Natur mit Posaunenton ihr Dasein verkündigt, doch irgendwo sein muß!"

Hemsterhuis mahnt: „In dem gesunden, durchaus wohlbeschaffenen Menschen liegt ein heißes Verlangen der Seele nach dem Bessern, Zukünftigen und Vollkommenen, welches sich hierinnen offenbart, und ist eine mehr, als geometrische Demonstration von dem Wesen der Gottheit!"

Seneca spricht das wahre Wort: „Die Gottheit ist nahe bei Dir, mit Dir, in Dir. Ich sage Dir, ein heiliger Geist

wohnt in uns, ein scharfer Beobachter alles dessen, was wir Gutes oder Böses thun!"

Und wer, der der Wahrheit die Ehre geben will, müßte nicht bekennen, daß die Anlage zur Religion und das Bedürfniß der Religion mit dem Vermögen der Vernunft, sich von dem Bedingten zum Unbedingten, von den Erscheinungen in der Welt zu ihren Ursachen und von diesen zu einer höchsten und letzten Ursache, also zu Gott und mit ihm für geistig-sittliche Wesen zur Erkenntniß der Heiligkeit der Tugend und der Gewißheit einer persönlichen Fortdauer und Fortentwickelung, so wie einer in die Ewigkeit hinüberreichenden Vergeltung nothwendig zu erheben, somit aber die Religion selbst dergestalt an- und eingeboren sei, daß der einseitige, oberflächliche, in die Sinnenwelt versenkte Naturforscher, wie der in blos irdischen Bestrebungen aufgegangene Weltmensch, wohl eine längere oder kürzere Zeit in Zweifel und Unglauben sich verirren können in den Industrie-, Kunst-, Kauf- und andern Ausstellungen des Lebens und ihren Irrgängen, aber nie von der Religion sich loszureißen vermögen.

Um dieses Experiment zu vollführen, müßten die Skeptiker erst die Vernunft, das Vermögen zur Erkenntniß des Ewigen, von sich schleudern, wie ein Irrsinniger sich wohl ein Auge ausreißen, einen Fuß abhauen oder sonst verstümmeln kann. Das aber ist eben nicht möglich, denn der Mensch ist eben die Vernunft, und das Treiben der Atheisten, mögen sie sich auch noch köstlicher mit Pfauenfedern schmücken, ist und bleibt nichts anderes, als ein „Blindekuhspielen", ihre ganze Afterweisheit läuft einzig und allein in das lächerliche Hokus-Pokus-Stückchen hinaus, daß sie ihre Augen zur Erde niedersenken und ihr Ohr gegen die Stimmen ihrer Vernunft hermetisch verschließen, um

dann ihre drei Finger erheben und schwören zu können, sie sehen und hören überall Nichts in der Natur als — nur Natur. Kann doch der Chorage unserer modernen Gottesläugner, Carl Voigt, in seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen seine Bewunderung über die Weisheit, die ihm in der Schöpfung entgegentritt, nicht unausgesprochen lassen. Das aber heißt bis nach Rom gehen, und — vor den Thoren wieder umkehren, wie das Sprüchwort sagt. Nur einen Blick weiter, tiefer, höher, Ihr Zweifler und Ungläubigen! und der Herr der Schöpfung steht vor Euch, den in stillen Stunden auch Euer Ahnen und Sehnen laut Euch verkündigt, auf welchen Vernunft und Gewissen so ausdrücklich Euch hinweisen, ohne welchen Ihr im unermeßlichen All keine Erklärung desselben, keinen Einklang, für Euer Leben keinen Zweck, im Leiden keinen Trost, in Eueren Freuden keine Verklärung derselben, im Tode nur ein entsetzliches Gespenst findet, das über Euere angebliche Weisheit spottet. Wie das verletzte Gewissen, die hohe Gottesstimme, welche der Unglaube verspottet, die doch der roheste Verbrecher wieder anerkennen muß, wenn es nach kürzerem oder längerem Schlummer wieder erwacht, so macht die hintangesetzte oder verfolgte Religion, so macht also der Glaube an Gott, Tugend und Unsterblichkeit von einer Zeit zur andern in stillen Stunden der Einkehr seine Rechte von neuem unerbittlich geltend, und man darf unbedenklich behaupten: So wenig es einen vollkommen gesunden Menschen ohne Vernunft geben kann, eben so wenig ist es möglich, daß ein solcher keine Religion habe, denn die Vernunft ist die Religion und die Religion die Vernunft. „Die Religion ist und bleibt", wie Hüffel treffend sich ausdrückt, „eine selbstständige Thatsache, welcher sich jeder vernünftige Mensch bewußt ist, die ihn bei

allen wichtigen Veranlassungen, bei allen wichtigen Erscheinungen seine Blicke nach Oben zu richten zwingt, dort Hülfe und Rath zu suchen, und die ihn bei allen Widersprüchen und Entwürfen des nicht so weit reichenden Verstandes durch die über denselben stehende Vernunft an eine höhere Causalität knüpft, so daß man behaupten kann, sie sei dem Menschen gleichsam instinktartig gegeben, wie die Pflanze dem Lichte, der Vogel der Wärme oder Kälte, dem Höhern, Ueberirdischen sich zuzuneigen." Wäre es möglich, die Religion gänzlich aus dem Herzen des Menschen zu reißen, so wäre nicht blos die Krone der Humanität von seinem Haupte gesunken, wie das Haupt eines Missethäters dahin rollt unter dem wohlgeführten Streiche des Scharfrichters, sondern er wäre zum — gefährlichsten Thiere degradirt! Jener Spötter über alles Heilige und Göttliche, der in Gefahr kam, auf dem Meere zu versinken, rief aus der tiefsten Tiefe seines Herzens: „Gott hilf! ich gehe unter!" Ein anderer Gottesleugner konnte des Nachts erbeben, wenn eine Fliege noch über sein Lager schwirrte und kehrte jeder Zeit um, wenn ein altes Weib ihm über den Weg ging!

Es ergiebt sich hieraus aber das Resultat:

I. Wäre die Religion wirklich eine Störerin unserer wahren Erdenfreuden, so könnten wir uns dennoch nicht von ihrer Oberhoheit losreißen, und müßten deshalb ihre Sclavenfesseln so viel als möglich in Geduld zu tragen uns bemühen. Eine andere Politik gäbe es doch nicht, als das alte stoische Ferendum, quod non mutandum, jedoch

II. die wahre Religion ist nicht blos keine Störerin, sondern eine Mehrerin unserer Freuden, in so umfangreichem Maße daß wir, wie bereits angedeutet, von ihr nur rühmen können: Sie bereitet uns eine Menge Freuden, von denen

wir ohne sie keine Ahnung haben könnten, sie sichert, erhöht, veredelt unsere Freuden in jeder Hinsicht, und sie ist die Quelle der geistigen Hochgenüsse, die nur die Blicke in die Ewigkeit gewähren können, die sie uns öffnet. Und schon die niedere Lebensklugheit muß zu ihr hinführen.

Selbstverständlich dürfen wir die wahre Religion oder, was dasselbe ist, das Christenthum im Geiste Christi, nicht in der schwermüthigen Ascetik des Klosterthums, in der düstern Geistesschwelgerei des Mysticismus, in den Mumien-Dogmen der Pietisterei suchen.

Martin Luther, als er zu seinem todtkranken Freunde Melanchthon gen Weimar kam, rief: „Gott, wie hat der Satan mir das Antlitz des hohen Mannes entstellt!" *) Das, das gilt in dreifachem Maße und mehr von der Entstellung des Christuswortes durch Menschen, welche weder den Buchstaben noch den Geist desselben fassen und verstehen konnten.

Wenn der Apostel mahnt: „Seid fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen!" so spricht er dies im Namen des Herrn, der selbst mit den Trauernden nicht blos weinte, sondern mit den Glücklichen sich freute nicht blos in Cana, sondern fort und fort, wohin er sich wandte während seines Erdenwallens, und das Weib mit ihren Nachbarn sich freuen läßt, daß sie ihren Groschen wieder gefunden.

Freilich ist die Religion nicht eine Religion der Freude im Geiste eines aufbrausenden

Hoch vom Olymp herab
Ward uns die Freude u. s. w.

---

*) Wohlfarth: Luther im Kreise der Seinigen ɪc., Leipzig, Baumgärtnersche Buchh. 1861.

eines lustigen

Hier sitz' ich auf Rosen
Mit Veilchen umkränzt u. s. w.

eines irdisch seligen

Freu't Euch des Lebens u. s. w.

oder eines andern gleichberechtigten Gesellschafts-, Trink- und Liebesliedes unserer Jugend. Auch ein solches Christenthum, wie die Gegenfüßler der Asceten meinen, giebt es vor dem Herrn nicht. Es sind höhere Freuden, welche die Religion bietet und denen spendet, die der heiligen Geberin ihre Herzen öffnen.

Also in Summa:

1) Die wahre Religion überhaupt, und das recht verstandene Christenthum insbesondere, gestattet jede nicht im Uebermaß genossene und dadurch verwerflich gewordene erlaubte Freude so gewiß, als Gott als guter Vater will, daß auch seine Menschenkinder des Daseins froh werden, vergl. außerdem Apostelgesch. XIV, 17. Psalm CXLV, 9. CIV, 24. Phil. II, 4—7.

2) Verbietet die Religion uns Freuden, so sind es nur solche, die des Menschen als geistig-sittlichen Wesens nur unwürdig sind, deren Genuß durch die verderblichsten Folgen für Geist, Herz und Leben sich rächen und eine Quelle der bittersten Reue werden müßte.

3) Ertheilt die Religion Vorschriften über den rechten Genuß der irdischen Freude, indem sie erklärt: Versäume über dem Genusse Deine Pflicht nicht, — vielmehr erst, wenn Du diese erfüllt hast, gedenke an Erheiterung, hüte Dich vor jedem Uebermaß, gestatte Dir nur Freuden, die Deinem Alter, Deinem Stande, Deinen Verhältnissen angemessen sind u. s. w., so will

sie unsere Lebensfreuden nur fördern und thut es in der That, wie Jeder erkennt, der ihre Rathschläge befolgt oder nicht befolgt.

4) Die Religion vermehrt, veredelt und verklärt aber auch die Freuden des Lebens, indem sie ihren wahren Bekennern in ihren Enthüllungen über das Ewige unerschöpfliche Quellen des Friedens Gottes öffnet, der höher ist, als alle Vernunft, die Freudigkeit eines frommen gottgeweihten Lebens sichert, das Hochgefühl in Gott gethaner Werke der Liebe gewährt, im Leiden uns den höchsten Trost spendet, im Tode der Unsrigen und unsern eigenen Tode aber nur den Uebergang zu höhern Vollendungsstufen, zu dem vollkommneren Frieden einer besseren Welt erkennen lehrt. „Die Religion ist eine so reiche Spenderin gerade der edelsten Freuden, daß ohne sie unser Leben geradezu freudenleer sein müßte," mahnt ein Weiser. „Denn sie gewährt an Sterbebetten und Gräbern in ihren erhabenen Hinweisungen auf persönliche Fortdauer und ewige Wiedervereinigung nicht allein blos den Trost, der allein den größten Schmerz stillen kann, und stärkt den Muth, der so oft brechen will, durch die heiligsten Bürgschaften einer Vergeltung jenseits, sondern sie ist es zugleich, welche als ein himmlischer Genius die wilden Leidenschaften zügelt, welche ohne sie wie Erdbeben und Orkane dem menschlichen Herzen jeden wahren Freudengenuß unmöglich machen würden. Sie stimmt das Gemüth zur Sanftmuth und Milde, sie nährt die himmlische Flamme der Liebe, welche so liebliche Blumen auf unsere oft so dornenvollen Pfade streut, sie ist die treue Pflegerin des Göttlichen im Leben, sie heiligt und verklärt alle Verhältnisse, erhebt den Geist über Alles, was seinen Frieden stören kann."

Wir fügen auch diesem Abschnitte noch einige Aussprüche höherer Weisheit bei:

„Es ist in jeder Beziehung unwahr, wenn man sagt, daß der Mensch wenigstens in seinen glücklichen Tagen der Religion nicht nur nicht bedürfe, sondern derselben und ihren fortwährenden Mahnungen an das Ewige nothwendig sich entschlagen müsse, wenn er jener sich wirklich ungetrübt freuen wolle. Jeder Genuß, den nicht die Religion heiligt und verklärt, entbehrt der himmlischen Weihe, und jede Freude, die wir in frommem Danke gegen Gott genießen, ist Doppelfreude."

„Die Freuden des irdischen Lebens können so wenig in ununterbrochener Reihenfolge genossen werden, daß auch das entschiedenste Weltkind für Geist und Körper Ruhepunkte, Raststationen, Stunden der Erholung von diesen Genüssen, Generalpausen bedarf, ehe es sein Gemüth an neue Reize des Lebens hingeben kann."

„In solchen Perioden, deren im Fortgange der Lebensreise immer mehrere und längere Bedürfniß werden, ist es wo das mächtiger erwachende, bald zum lebendigsten Bewußtsein sich steigernde Gefühl des Königs Salomo: „Es ist Alles eitel; ganz eitel!" Pred. I, 1 f. seine Rechte geltend macht. Und können wir diesem Feinde unserer Glückseligkeit mit seinen ernsten Mahnungen an die flüchtige Eile gerade unserer frohesten Stunden nicht entgegentreten mit dem Panier eines überzeugungsvollen Glaubens an das Ewige, so kann für den Menschen, dem diese Erinnerungen immer auf dem Fuße folgen, von einem Frohgenusse des Daseins kaum mehr die Rede sein, und es ist unausbleiblich, daß er — wie unzählige Beispiele beweisen — früher oder später voll Ueberdruß und

Ekel gegen jeden Genuß das Leben als eine entsetzliche Bürde betrachtet, die abzuwerfen die höchste Weisheit sei."

„Nehmet aber im Ernst einmal an — was übrigens nie zugegeben werden kann — der Mensch bedürfe nicht nur in glücklichen Tagen der Religion nicht, sondern werde dieser Tage um so ungetrübter sich freuen, je entschiedener er sich von ihr lossagt, nehmet dies einmal an, was habt Ihr dann gewonnen?

„Wo auf der weiten Erde lebte je ein Sterblicher, dessen Fuß immer auf blumigem Anger gewandelt hätte, der in so hohem Maße ein Schooßkind des Glückes gewesen wäre, daß er nur Thränen der Freude geweint? Wo lebt jetzt ein solcher Glücklicher? Und wird derselbe in diesem Lande der Unvollkommenheit und des Todes wohl jemals kommen können? Ist der Mensch so organisirt, daß er ungetrübt der Freude leben könnte, wenn sie ihm wirklich lächelte? Wo hätten Glückliche noch nicht über schmerzliche Verluste getrauert, für welche Reichthümer und Stand auch keinen einzigen Tropfen des Trostes zu bieten vermögen? Wenn und wo hätten Mächtige der Erde gelebt, die nicht auch bittere Thränen vergossen, von denen die ganze Schaar ihrer Höflinge auch nicht eine einzige zu trocknen im Stande waren? Wo wäre der Auserwählte des Glückes, der nicht oft verzweiflungsvoll seine Hände gerungen über den vielfach entsetzlichen Wechsel des Glücks, an Sterbebetten theurer Häupter, in Haß und Verfolgung? Wer, den der Tod nicht frühe schon hinwegrückte, hätte sie im irdischen Leben noch nicht kennen lernen die Hiobstage und die Gethsemanenächte, da die Seele betrübt ist bis in den Tod? Vor seinem Tode ist Niemand glücklich zu preisen! Wehe,

Wehe, dreimal Wehe! über die, welche in guten Tagen die Religion verachten! Dieselbe wird in bösen Tagen nicht als Engel Gottes, sondern als Bote des ewigen Gerichtes zu ihnen treten mit dem Rufe: ‚Siehe, das ist Deines Ungehorsams Schuld, daß Du gezüchtiget wirst!'"

Weit entfernt, eine Feindin der Glückseligkeit des Menschen auf Erden zu sein, ist die Religion vielmehr die höchste Mehrerin und Förderin derselben, darinnen insonderheit, daß wir nur von ihr die Weisheit, Freudigkeit und Kraft empfangen, den Kampf mit Welt und Sünde siegreich zu bestehen, auf daß wir nicht erfahren, was ein großer Dichter sagt:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!

Tischer mahnt:

„Ins wärm're Land führt uns die Religion!"

„Sie ist doch der allein wahre Grund- und Eckstein der menschlichen Gesellschaft, der Seele rettendes Asyl, der Altar des Herrn, das große Eine, das da ist, war und sein wird.

„Was die Sonne der Erde ist, die ohne sie ein kalter Sumpf sein würde, das ist die Religion den Menschen!"

„Die Religion ist," bekennt auf seines hohen Alters letzten Stufen von Blumröder, „die Vermittlerin des Sinnlichen und Uebersinnlichen, des Endlichen und Unendlichen, des Zeitlichen und Ewigen, eine Gesandtin, welche der Himmel der Erde schickt, um dem Erdenleben die Ergänzung zu bringen, deren es durch und durch bedarf. Somit aber giebt sie unserer Glückseligkeit erst die heilige Weihe, wodurch sie dauerhaft und

mit einem festen, unvergänglichen Bande an das menschliche Sein geknüpft wird. Ohne Hoffnung der Dauer ist keine Glückseligkeit möglich. Sonst müßte der arme Sünder, dem man in den letzten Tagen vor seiner Hinrichtung die angenehmsten Genüsse gestattet, sich auch glücklich fühlen. Die Hoffnung ist also ein wesentlicher Bestandtheil unserer Glückseligkeit, ja sie ersetzt oft allein die fehlenden sinnlichen Elemente derselben in einem Grade, daß in der beschränktesten Lage der Mensch, welcher von der Hoffnung gewiegt wird, sich glücklicher fühlt, als ein Anderer, der von allen Freuden und Genüssen umringt ist, aber nicht auf die Beständigkeit dieser Freuden oder auf eine Steigerung derselben hoffen kann. Die Sinnenwelt giebt nichts als Wechsel und Veränderung. Soll es also etwas Dauerhaftes geben, so muß es in einer übersinnlichen, intelligenten Welt zu suchen sein. Die Sittlichkeit öffnet der Ahnung den Blick in diese Welt, die Religion erweitert diesen Blick und erhebt jene Ahnung zur Gewißheit."

IV.

Menschenwürde.

Mit so vollem Rechte der gefeierte Held des siebenjährigen Krieges nicht nur den Namen des „Großen," sondern auch des „Weisen" führt — wie in so manchem Andern, was er sprach, hat er doch unrecht in jener Aeußerung, in welcher er über sein eigenes Geschlecht den Stab brach, indem er, als ein Minister seinen Mißmuth über bittere Erfahrungen zu besänftigen suchte, hoch entrüstet rief: „Halt' Er's Maul! ich kenne die Menschen besser, als Er. Es ist eine verfluchte Race, der wir alle angehören!"

Es ist wahr, wenn wir die Menschen näher in's Auge fassen, wie sie im wirklichen Leben sich geben, so finden wir neben im Ganzen doch wenigen Weisen und Edlen, die als dem menschlichen Geschlechte gar nicht verwandte Wesen aus einer höhern Welt hernieder gekommen zu sein scheinen, nicht nur unzählige Völker, welche wenig oder gar nicht über das Thier sich erheben, sondern auch in Ländern der Bildung, troß des besten Schulunterrichts, heute noch bei der großen Menge so viel Rohheit und dabei einen solchen Grad der Unsittlichkeit, daß vorzugsweise der Bessere in Versuchung kommen kann, sich zu schämen, daß er ein Mensch ist.

Wie seit Anbeginn die höhern Stände vielfach durch die Versuchungen des Stolzes und des Hochmuthes zu unzähligen

Thorheiten und Sünden, zu Verbrechen und Lastern sich fortreißen ließen, so wälzte, nach Ammons Ausdruck, das Volk sich häufig im Schlamme niedriger Lüste und Verworfenheiten! Wie oft schon hat der Mensch in blutigen Kriegen gegen Menschen gewüthet, wie kein reißendes Thier gegen seines Gleichen, so daß auf der weiten Erde wenige Stätten sein werden, die nicht mit Menschenblut getränkt worden wären! Und wo ist ein denkbares Laster, dem nicht schon Menschen gefröhnt, wo ein möglicher Frevel, den nicht schon Menschen verübt, wo eine himmelschreiende Schandthat, womit sie Herz und Hände nicht befleckt hätten! Wie tragen doch so viele Völker und einzelne Menschen in äußerer Bildung und innerer Gesittung, in Antlitz und Neigungen, in Thun und Lassen das Gepräge der verschiedensten Thiergattungen an sich!

Und giebt man sich diesen Betrachtungen hin, begegnet man im Leben so vielfach nicht blos thierischem, sondern oft teuflischem Sinne, kommt man mit Menschen in Berührung, welche alles Heilige und Göttliche frech verläugnen und mit Füßen treten: so drängt sich auch die schmerzliche Frage auf: Wo sehe ich hier etwas vom „Ebenbilde Gottes," 1 Mos. I, 26 f., wo etwas von dem „göttlichen Geschlechte," Apostelgesch. XVII, 29., wo etwas von der Herrlichkeit des Menschen, von welcher der römische Dichter singt:

Während das andre Gethier hernieder zur Erde den Blick senkt,
Gab dem Menschen der Herrscher der Welt ein erhabenes Antlitz,
Und befahl ihm, zum Himmel zu schau'n und aufrecht das Auge
Nach den Sternen zu richten.

Giebt man sich diesen Betrachtungen hin, liegt es da nicht nahe, wie Plato den Menschen ein „zweibeiniges Thier ohne Federn mit Verstand" zu nennen, was bekanntlich Diogenes

durch Aufstellung eines „gerupften Hahnes" zu widerlegen suchte. Giebt man sich diesen Betrachtungen hin, erscheint es da, da selbst die gebildetsten Völker in der Mode noch heute die Wirthschaft dieser häßlichen Gebilde der Natur treiben, nicht verzeihlich oder gar gerechtfertigt, wenn berühmte Naturforscher den Menschen von den Affen abstammen lassen und nur als eine höhere Art derselben betrachten?

So sehr indeß diese und ähnliche Aeußerungen auch durch den äußern Schein imponiren: warum sträubt sich dagegen so entschieden das Selbstbewußtsein des Gebildeten, als würden wir einen Frevel begehen, wenn wir dieselben als wahr annehmen wollten? Warum schaudern wir vor ihnen zurück, wie vor einem Gespenst, das auf der Heide vor dem einsamen Wanderer aufsteigt? Warum sehen wir uns unwiderstehlich gedrungen, die Wahrheit dieses Scheines zu bezweifeln und tiefer zu forschen?

Hier aber tritt uns ein ganz anderes, das gerade entgegengesetzte Resultat entgegen, indem wir finden, daß seiner Anlage, wie seiner Bestimmung nach der Mensch nichts weniger, als eine Ab- oder höhere Art der Affen, nichts weniger, als das klügste Raubthier, nichts weniger, als eines jener abscheulichen Zwittergeschöpfe sei, welche wie die Fledermaus und dergleichen den Uebergang zu einer höhern Wesensgattung bezeichnen. Jenes Sträuben gegen die Hingabe an die in Rede stehende Anschauung des Menschen enthüllt sich als eine instinctive Aeußerung unserer höhern Natur, die eben so sicher leitet, als der Trieb, welcher die Wanderzüge der Vögel führt, so daß wir ihrer Spur nur folgen dürfen, um bald klar zu erkennen, daß der Glaube an Menschenwürde den Menschen eben so natürlich und nothwendig, eben so tief in der Wahrheit gegründet sei,

als der Glaube an Gott, und, wie Lichtenberg sich ausdrückt: „das Stehen und Gehen auf zwei Füßen."

Nicht blos die Frage: was der Mensch in der sichtbaren Wirklichkeit sei und wie derselbe hier in der großen Mehrzahl uns entgegen trete? sondern auch die höhere Natur und die Bestimmung seines geistigen Seins steht in Frage. Wie jedem Menschen ein auch in den glücklichsten Erdentagen nicht von ihm lassendes Sehnen nach einer höhern Welt und ein heiliges Ahnen derselben laut verkündet und verbürgt, bewegt sich sein irdisches Leben nur in den Kreisen eines Uebergangsstadiums für eine vollkommnere geistige Entwicklung. Es ist gewissermaßen — dieses ahnungsvollen Gefühls vermögen wir unter keinen Verhältnissen los und ledig zu werden — ein Raupen- oder Puppen-Stand, in welchem wir uns hier befinden und es kommt darauf an, nicht blos diesen zu erkennen, sondern auch Blicke in die Entwicklung zu thun, worauf derselbe hindeutet, was uns auch in der That vergönnt ist, indem nicht blos so viele der Edelsten und Besten, sondern auch die Völker höherer Cultur uns factisch zeigen, zu welcher geistigen und sittlichen Höhe der Mensch sich emporzuringen vermag, während außerdem die unbedingten Forderungen der geistigen Natur des Menschen und seiner ihn über alle Mitgeschöpfe dieser Erde emporhebenden physischen und geistigen Anlagen und Kräfte diese Bestimmung über jeden Zweifel erheben, wie Goethe dem Menschen zuruft:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Wie könnte es die Sonn' erblicken?
> Wohnt' nicht in uns der Gottheit Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Es ist wahr, der Mensch ist seiner ganzen körperlichen Or-

ganisation nach mit der Thierwelt nahe verwandt, ja trägt in vieler Hinsicht das Antlitz derselben. „Es giebt," sagt Democrit (IV, 10) in der Weise der lachenden Philosophen, „es giebt Geiernasen, Mops-, Bulldogg-, Katzen-, Fuchs- und Schafsgesichter, Pflanzenphysiognomien, Gesichter, wo die Sünde aus einem vertrockneten Triangel, todten Glasaugen und gelben Runzeln lebendig hervortritt, wie schon Aristoteles, und nach ihm Porta und Tischbein darauf aufmerksam machen. Und mögen die Physiognomiker auch hier vielfach zu weit gegangen sein, des Wahren Vieles liegt der Erscheinung doch zu Grunde. Mirabeau's Kopf hatte viel Aehnlichkeit mit dem eines Löwen, Dantons Züge glichen denen einer Dogge. Robespierre sah aus wie eine Katze, Vitellius wie ein Uhu, Sulla und Caracalla erinnerten an Tiger. Die Natur scheint vor also gezeichneten Menschen zu warnen, wie vor gefährlichen Thieren und der Pinsel der Geschichte malt auch keinen einzigen Verbrecher mit sanften Blicken und blühender Gesichtsfarbe." Es ist in jeder Hinsicht wahr, was Leibnitz bemerkt, „daß die verschiedenen Nationen den Thieren ihres Landes und Himmelsstriches ähnlich sehen, wie die Lappen den Bären, die Neger den Affen, die Malayen den Tigern, die Araber den Kameelen, die Hindus den Kühen, die Peruaner den Lama's" zc. Es ist wahr, was neuere Naturforscher nachzuweisen gesucht haben, daß die verschiedenen Völker auch die Färbung ihres Bodens tragen, wie der Hirsch die — des Waldes, der Hase — des Feldes, der Fisch die — des Wassers, der Frosch die — des Sumpfes zc.

Allein aus dem Allen folgt doch durchaus weiter nichts, als daß der Mensch seiner irdischen Natur nach an die Thierwelt sich anschließe und unter dem Einflusse der tellurischen Welt stehe, keinesweges, daß er nun auch geistig ein Thier sei.

Sind zugleich andere Gründe da, wenn auch in anderer Sphäre sich bewegend, von gleichem Gewichte, die eine höhere geistige Würde des Menschen nachweisen, so werden wir denselben die ihnen gebührende Geltung eben so wenig versagen können, als der Aussteller einer Urkunde, ist er kein Betrüger, seine Namensunterschrift zu läugnen vermag.

Solche Gründe aber, in denen wir einen Wechsel von Gott selbst auf die Ewigkeit besitzen, haben wir glücklicher Weise wirklich. Glücklicher Weise! sagen wir. Denn das dürfen wir schon im dunkeln Gefühle der höhern Bestimmung des Menschen, um wie vielmehr im lebendigen Bewußtsein derselben in dem Gebildeten, ohne eine Gotteslästerung auszusprechen, als einen Artikel unseres Glaubensbekenntnisses geben: „Wenn der vernunftbegabte Mensch keine höhere Bestimmung hätte, so möchten wir nicht leben!"

Und diese Gründe sind:

Zunächst ist der Mensch schon in Hinsicht auf seinen Körper, also als blos organisches Wesen, als vollkommenstes Werk der Schöpfung auf Erden hoch über die Thierwelt erhoben und steht auf der Stufenleiter der uns bekannten Schöpfung auf der obersten Sprosse, und zwar ebensowohl in Rücksicht auf seine Größe, als das Ebenmaaß seiner Glieder, so daß wir kühn behaupten dürfen: der menschliche Organismus umfaßt die Vorzüge aller übrigen Organisationen und ist ihr Urtypus.

Blickt auf seinen aufrechten Gang, wozu ihn unter allen Mitgeschöpfen auf der Erde sein ganzer Körperbau qualificirt und nöthigt, auf den freien Gebrauch zweier Hände mit vollkommen ausgebildeten Fingern, wozu wir bei andern Geschöpfen nur Andeutungen finden, auf die nur bei ihm vollkommen ausgebildeten Sprachwerkzeuge, auf seine ihm unter allen Mitbewoh-

nern der Erde allein verliehene Fähigkeit unter allen Himmelsstrichen zu leben, auf die Künste, die der Mensch, nicht wie das Thier mechanisch zu gedankenleerer Uebung erlernt, sondern erfunden und bis zu dem bewunderungswürdigsten Grade ausgebildet hat, „von dem gemeinsten Handwerke," wie Krug bemerkt, „bis zur Kunst des Malers oder Bildhauers, des Heil- und Scheidekünstlers, des Feldmessers oder Astronomen ꝛc., blicket auf die Kunst, die zur Darstellung ihrer Ideen und Ideale fort und fort ihre Zuflucht zur menschlichen Gestalt nimmt, in der heidnischen, wie der christlichen Mythe![1])

Doch — das ist das Wenigste.

So gerecht der Stolz des Menschen schon auf diese Vorzüge

---

1) „In ästhetischer Hinsicht," sagt Krug, „unterscheidet sich die Menschengestalt von den Gestalten der Thiere durch das ihr allein eigene Gepräge der Schönheit und Erhabenheit. Wo dieses Gepräge (das bei vielen Völkern und einzelnen Menschen allerdings verwischt oder verhüllt liegt) sichtbar hervortritt, da übertrifft die Menschengestalt jede andere uns bekannte Gestalt bei weitem. Das eiförmig gewölbte Hinterhaupt, die aufrechte Stellung, das ausdrucksvolle, in allen seinen Theilen so harmonische und zugleich bewegliche Antlitz mit dem blitzenden Auge und dem wohlgebildeten Munde, der schlanke und feine, aber dabei doch kräftige Gliederbau, das wohlgefällige Verhältniß der einzelnen Glieder zu einander und zum Ganzen, die mittlere Größe des völlig ausgewachsenen Körpers, die eben so weit vom Ungeheuern, als vom Kleinlichen entfernt ist — Alles dies zusammen wird bei keinem Thiere angetroffen. Darum scheinen auch die Thiere eine gewisse Scheu vor den Menschen zu haben, die nur durch Hunger und Gefahr überwunden wird. Und darum liegt mit Recht die Menschengestalt als Repräsentant eines höhern und geistigen Seins allen Kunstidealen (namentlich in den Göttergestalten) zu Grunde."

sein würde, es sind noch ganz andere, gar viel höhere, wegen welcher der Mensch in Abstracto sich dankbar gegen Gott zu richten hat.

Schon Cicero sagt: „Zwischen Mensch und Thier ist der größte Unterschied, daß der Mensch Vernunft besitzt, während das Thier derselben entbehrt, der Vernunft, d. h. des Vermögens zur Erkenntniß des Ewigen und Göttlichen, wie des Emporstrebens nach demselben. Der Mensch ist das einzige auf dieser Erde mit Vernunft begabte Wesen." Während die höhern Thiere wohl in vieler Hinsicht Verständigkeit besitzen, eine gewisse Denkfähigkeit im Irdischen, besitzt unter allen Geschöpfen der Erde der Mensch allein Vernunft, oder das Vermögen, das Uebersinnliche und Ewige, mithin auch seine moralische Würde und mit dieser seine persönliche Fortdauer jenseit des Grabes, nicht blos zu erkennen, sondern auch das Pflichtgefühl, das sich bei höherer Bildung zum Pflichtbewußtsein steigert, den heiligen Geboten desselben zu huldigen: die Vernunft aber ist — um uns nochmals der Worte Krugs zu bedienen — „die höchste Potenz unserer Thätigkeit, das edelste Kleinod der Menschheit, das wahre Ebenbild Gottes, wodurch sich allein die Menschheit von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern erheben kann, die Bedingung der Perfectibilität unseres Geschlechts in dem fortwährenden Streben nach dem Idealischen ꝛc." „Selbst der Verstand des Menschen geht weit über den der Thiere hinaus, und wenn der Mensch vielen Thieren an Körperkraft, Behendigkeit, Lebensdauer u. s. w. nachsteht, so steht er wieder durch seine Intelligenz, die das alles reichlich ersetzt, als Herr derselben, über der gesammten Thierwelt. Indem er aber ein vernünftiges Wesen ist, ist er zugleich ein von den niedern Trieben freies und sittliches, er ist seiner irdischen Natur, seinem Körper

nach wohl ein sinnliches, seinem Geiste nach aber gleichzeitig ein übersinnliches, nicht nur ein Erscheinungs- sondern auch ein intelligibles Wesen, ein Doppelwesen, welches nur mit den Füßen auf der Erde steht, mit dem Haupte aber bis zum Himmel reicht ꝛc." Nur tief frivoler Spott kann den Menschen rücksichtlich dieses seines nur ihm auf Erden eigenthümlichen Doppelwesens mit doppellebigen Thieren, den Amphibien, den Frosch- und Fledermausgeschlechtern vergleichen oder ihn ein Mittelgeschöpf zwischen Engel und Teufel nennen. Mag dies auch von manchen einzelnen Menschen gelten, welche ihre höhere Stellung auf der Stufenleiter der Schöpfung nicht erkennen oder im Sinnen- und Sündendienste ihre Würde mit Füßen treten und ihre Krone vom Haupte schleudern, wie ein wahnsinnig gewordener König. Von dem ganzen menschlichen Geschlechte gilt das so wenig, als jeder Denkende im Menschen vielmehr ein, eine hohe Zukunft vor Augen habendes Mittelwesen zwischen der niedern Schöpfung und dem Reiche höherer Geister erkennen muß, dessen wahre Glückseligkeit oder Unseligkeit hier schon davon abhängt, wie weit er sich zum Engel zu erheben sich gewissenhaft bestrebt, denn — was auch eine oberflächliche oder einseitige, weil nur auf die materielle Seite gerichtete Naturforschung sagen möge — auf Grund unserer höhern geistigen Natur, dürfen wir mit Tobias sagen: „Wir warten eines neuen Lebens nach dem Tode!"

Nicht eines Sonnenmikroskopes, nur des ungetrübten Auges bedürfen wir, wenn wir es nach innen, in das Reich der über der mit Händen greifbaren Welt liegenden Geisterwelt, der Welt des Wahren, Schönen und Heiligen richten, als deren Bürger der Mensch schon jetzt sich erkennen muß, um dieser hohen Bestimmung und Würde des Menschen gewiß und mit tiefer

Achtung gegen sie und uns selbst erfüllt zu werden, die Gott so hoch ausgezeichnet hat.

„Die Würde des Menschen spricht sich," sagt Ammon, „darinnen aus, daß er, durch Gestalt und Anlagen zur Vernunft und Freiheit über die Thiere erhaben, sich seiner in Gott bewußt werde, in der Aehnlichkeit mit ihm seine Bestimmung suche, sich selbst als den letzten Zweck seiner Handlungen betrachte und durch die Ordnung der Natur und des Rechtes einer höhern Vollendung entgegen gehen soll." [1])

H. Home urtheilt: „Die Natur hat uns vor andern Geschöpfen vornehmlich durch unsern vielfassenden und emporstrebenden Geist unterschieden, der uns zu allem geneigt macht, was hoch und erhaben ist."

Herder mahnt: „Humanität ist der Charakter unseres Geschlechts, jedoch erst in der Anlage vorhanden und der Ausbildung bedürftig. Wir bringen sie nicht fertig auf die Welt mit. Die Angelität muß erst erstrebt werden; das Göttliche in unserm Geschlechte ist Bildung zur Humanität."

Derzawin singt:

> Ein Nichts bin ich, doch angestrahlet
> Von Gottes Lichte, groß und mild,
> In meinem Selbst Sein Selbst sich malet
> Wie in dem Thau der Sonne Bild,

---

1) Cicero sagt weiter: „Der Mensch unterscheidet sich von den Thieren durch Vernunft, durch welche er Ursache und Folge der Dinge zu erkennen sucht und einen Plan des Lebens sich entwerfen kann; durch die ihm zur Seite stehende Sprachfähigkeit behufs gegenseitiger Mittheilung; durch den Trieb nach Wahrheit und die Fähigkeit, dieselbe zu erkennen, die Ehrbegierde und das Streben nach Herrschaft; endlich durch den Sinn für Ordnung, Anstand, Schönheit, Anmuth rc."

Doch fühl' ich Leben mich durchdringen
Und flieg' mit ewig jungen Schwingen
Dem Ziele aller Größe zu.

Camper erinnert: „Abgesehen von dem aufrechten Gange, zu welchem einzig auf Erden der Mensch organisirt ist, der den Affen gegenüber vollkommneren Structur seiner Hände und der ausgebildetern Organisation seines edlern Gehirns, besitzt nur der Mensch die Werkzeuge der Sprache. Besonders weit über der Thierwelt steht der Mensch durch seine innern Sinne, von welchen wir mit Staunen gedenken, welche Menge von Vorstellungen er in denselben niederlegen und mit welcher Leichtigkeit und Lebhaftigkeit er dieselben nach Belieben wieder erwecken und aus der Vergangenheit wieder in das Licht der Gegenwart ziehen kann. Ganz aus der Thierheit herausgehoben und über sie gestellt aber wird der Mensch durch seine hohe Vernunftanlage, in welcher wir ein Nachbild der Gottheit so gewiß erkennen müssen, als in ihm das Streben wohnt, seine Erkenntnisse zu den höchsten Ursachen der Welt, zur Gottheit zu erweitern und seine Handlungen einem höhern Gesetze, als er in der Natur findet, dem Sittengesetze unterzuordnen, so daß wir mit Recht sagen dürfen: das Ideale zu suchen (Gott, Tugend und Unsterblichkeit) ist dem Menschen angeborenes Bedürfniß 2c."

Insbesondere gedenken wir noch des schönen Wortes eines Naturforschers im höhern Sinne, des Arztes Hartmann in Wien, der eben so weit von Materialismus als Mysticismus entfernt (Glückseligkeitslehre 2c. 1861) u. a. hervorhebt: „Wenn der Mensch zum vollen Bewußtsein seines Menschseins gelangt, so entwickelt sich aus demselben, wie die Frucht aus der Blume, die ernste Frage: Zu welchem Zwecke bin ich auf der Welt? deren Beantwortung von da ab die wichtigste Angelegenheit

seines Lebens wird. Belauschen wir aber, um die Lösung zu finden, die Sprache der Natur in ihren Werken und suchen aus den vor Augen liegenden Mitteln den Zweck zu berechnen, so müssen wir im Menschen alle Anstalten der Natur zum Hinstreben nach einem großen, einzigen Plane entdecken und bekennen: die Bildung des bei weitem feiner und vollkommener, als ein Thierkörper organisirten Menschenkörpers, die natürlichen Anlagen und Triebe des Menschen und die Verhältnisse, in welche er von der Natur gesetzt worden ist, sind eben so viele leuchtende Charaktere, die er nur zusammensetzen darf, um die Bestimmung seines Erdenseins mit einem Blicke zu übersehen. Wie der Naturkundige, wenn er auch noch nie einen Vogel gesehen hätte, die Bestimmung eines solchen doch aus der Betrachtung seines Körperbaues, seines leichten, großen Federkleides, seiner Schwung- und Rückenfedern ꝛc. erkennen würde, so erkennen wir aus der physischen und geistigen Organisation des Menschen die höhere Lebensaufgabe desselben. Ist er seinem körperlichen Wesen nach auch ein Thier, wenn auch das edelste, so tritt er doch durch seine ungleich vollkommnern Denkorgane gleichzeitig in einen höhern Rang ein, als alle andere lebende Wesen einnehmen. Er ist mehr als Thier, und seine Lebens- und Wirkungssphäre kann daher nicht auf das blos Thierische eingeschränkt bleiben, er muß sich dem Geistigen öffnen und menschlich werden, das Thierische dem Reinmenschlichen unterordnen. Noch hat man den gelehrtesten Affen die menschliche Sprache nicht beizubringen vermocht, und die feinste Zergliederung des Menschen- und Affenkörpers weist trotz manchen Aehnlichkeiten zu der Ueberzeugung hin, daß von dem letztern zu dem erstern eine unüberspringbare Kluft vorhanden sei."

Wie aber die Wissenschaft dem Menschen, dessen irdischer

Körper nur als eine zeitweilige Hülle, als ein Wanderzelt, als eine Miethwohnung zu betrachten ist, die Würde eines den Engeln und höhern Geistern verwandten, sittlich-freien und zur unendlichen Vervollkommnung im regen Tugendstreben und der Glückseligkeit desselben fähigen Wesens zuerkennen muß, so bestätigt diese Lehre der Weltweisheit endlich die Religion selbst, die Waiblinger, wenn sie zur Religiosität wird, „einen immer lebenden, offenen Sinn für das Unsichtbare im Sichtbaren, für das Zukünftige im Gegenwärtigen, für das Göttliche im Menschen, das Uebernatürliche im Natürlichen" nennt.

Confucius und Zoroaster erklären, der erstere: „Die Bestimmung des Menschen ist Vervollkommnung seines Selbst!" — der letztere: „Angemessen der Verwandtschaft mit den Göttern ist die Tugend unsres Lebens wahrer Zweck!"

Die mosaische Schöpfungsurkunde hebt hervor: „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde!" Der heilige Sänger ruft: „Wenn ich sehe den Himmel, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitet hast: Was ist dann der Mensch, daß Du seiner gedenkst und das Menschenkind, daß Du Dich desselben annimmst! Nur ein wenig geringer, als die Engel schufst Du ihn undröntest ihn mit Ehre und Schmuck, setztest ihn zum Herrn über die Werke Deiner Hände und legtest alles unter seine Füße!"

Christus erklärt den Menschen als einen Gegenstand der besondern Fürsorge Gottes, Matth. VI, 26 f. Luc. XI, 10, so wie für ein durch seine Vernunft über alle übrigen Erdengeschöpfe hoch erhabenes, sittlich-freies, unter dem Gesetze der Tugend stehendes, der höhern Vergeltung des sittlich Guten und Bösen unterworfenes, höhern Geistern verwandtes, für eine unendliche Vervollkommnung und für die Ewigkeit

bestimmtes Wesen, welches nur dann seiner Bestimmung gemäß leben und wahrhaft glücklich sein kann, wenn es diese Würde ehrt.

Der Brief an die Hebräer ruft wie der Psalmist: „Was ist der Mensch, daß Du, Gott seiner gedenkst ꝛc." II, 6 f.

Dürfen wir noch einige Aussprüche der Weisen hinzufügen, so mögen folgende Worte hier eine Stelle finden:

W. Menzel sagt: „Zwei Schwestern sind aus dem Himmel zu uns niedergestiegen: Liebe und Religion. Die erstere wendet ihr Antlitz nach unten, die letztere nach oben!" Herder aber charakterisirt die Religion als die höchste Humanität des Menschen!

Starke tröstet bei dem Blick auf so viele Beispiele tiefer Verläugnung der Menschenwürde in unserm Geschlechte:

Verzaget nicht, sie wird sich heben,
Der Menschheit Adel ist zu groß,
Erhöh't, geläutert auf zu schweben,
Fiel ihr von Ewigkeit das Loos.
 Und wären mächt'ge Frevlerrotten
 Verschworen, ihres Werths zu spotten,
 Die Frevler steh'n im Sonnenlicht
 Dereinst entlarvt und siegen nicht!

Was reget sich in Eurem Sehnen
Nach Wahrheit, Recht und Würdigkeit,
Wie in dem Flehen heißer Thränen
Nach höherer Vollkommenheit?
 Was hebt den Helden, Lehrer, Richter,
 Den Philosophen und den Dichter,
 Was glüh't in jeglichem Gefühl
 Und adelt uns'rer Künste Spiel?

O das ist Ahnung, leises Wehen
Entzückungsvollen Vorgefühls

Von ihrer Würde höchsten Höhen
Und Schimmer von dem Glanz des Ziels.
Vor vollem Aufschwung ihrer Flügel
Umwölbt uns zwar des Grabes Hügel,
Doch seh'n wir schon: sie strebt hervor,
Sie schwingt sich siegend einst empor!

O namenloses, süßes Leben!
Wir stammen aus der Menschheit Schoos,
Die Menschheit wird sich höher heben!
So warf der Schöpfer ihr das Loos!
O Brüder, Brüder! seh't sie ringen!
Triumph! sie dehnt, sie hebt die Schwingen,
Wir seh'n auf lichter Sternenbahn,
Dereinst sie kühn den Sternen nahn!

Schlenkert endlich mahnt in prophetischem Geiste:

Durch Sturm und Ungewitter,
Durch Müh' und Arbeit, Angst und Elend,
Durch Todesschrecken und durch Grabesschauer, führt
Der Weltgeist das Geschlecht der Menschen
Von einer Stufe der Erziehung und der Bildung,
Der Prüfung, Reinigung, Veredlung
Zur andern in den Tempel der Unsterblichkeit!

Diese über jeden Zweifel erhabenen, ewig unwiderlegbaren, weil tief in unserm Selbstbewußtsein gegründeten und von demselben unbedingt gebotenen Anschauungen von der Würde des Menschen fest zu halten als ein heiliges Kleinod, fordert wie die Wahrheit selbst, so auch die Sorge für unsern Frohsinn im Leben und die Kraft, auch da nicht von dem Pfade des Glaubens und der Tugend zu weichen, wo Völker oder einzelne Menschen im finstern Wahne die himmlische Krone in den Staub

werfen, mit Füßen treten und unter das Gethier des Waldes sich erniedrigen in schmachvollem Sünden- und Lasterdienste. Für diese Fälle und ihre Versuchungen ist uns ein Wort geschrieben, das wir nicht hoch genug halten können, da es uns alles an's Herz legt, was wir hier zu bedenken haben: das Gebet Jesu, der unter dem schmerzlichsten Undanke, unter den empörendsten Verfolgungen, unter den schwersten Martern des Todes, doch den Glauben an die Menschheit nicht aufgab, das Gebet: „Vater, vergieb' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!"

Willst Du glücklich leben, o als ein himmlisches Amulet bewahre diesen Glauben, denn ohne ihn ist unser Erdenwallen ein entsetzlicher Zug durch eine trostleere Wüste, ein fürchterliches Räthsel, ein Kampf mit der Welt und ihren Widerwärtigkeiten ohne Ziel, ohne Zweck und Sieg. Willst Du glücklich leben, so bewahre diesen Glauben, denn in ihm allein strahlt wie himmlische Morgenröthe Licht zu Dir nieder unter den dunkeln Verirrungen und Verwirrungen der Gegenwart, durch die, wie durch schaurige Nebelhalden die Geschichte und das Leben selbst oft führt. Willst Du glücklich leben, so bewahre Dir diesen Glauben, der wie ein Genius des Lichtes neben dem Weisen und Edeln wandelt, als ein Schutzgeist aus dem Droben, uns selbst zu schirmen, daß wir uns ehren im heiligen Dienste der Tugend, so wie auch in dem in Irrthum und Sünde gerathenen Menschen noch den Menschen, das Ebenbild Gottes, achten und Handreichung bieten, wo wir können, daß das „Reich des Herrn komme," wie Jesus selbst uns beten lehrt.

Uz ruft:

Vom Wurme, der voll größ'rer Mängel
Auf schwarzer Erde kreucht, und vom erhabnen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beiden gleich verwandt.

Der Menschen himmlischer Verstand
Entfliehet nie der engen Sphäre,
Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich sein nach diesem kurzen Leben!

V.

Die Tugend.

Ein hohes Wort ist's und wird's bleiben, weil es unbestreitbare Wahrheit enthält, wenn Schiller ruft:

— Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!

Und ein Gott ist, ein heil'ger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig ein höchster Gedanke,
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel der ewige Geist!

Ein hohes, weil ewig gültiges Wort!

Denn also haben die größten und edelsten Geister alter Zeiten und Völker übereinstimmend laut gelehrt: ein Confucius, Pythagoras, Sokrates, Hesiod, Solon, Plato, Aristoteles, Sophokles, Cicero, Seneca, Mark-Aurel-Antonin rc. rc. Also haben die gefeiertesten Wahrheitsforscher der neuern Zeit ge-

redet: ein Luther, Melanchthon, Spinoza, Montaigne, Locke, Leibnitz, Herder, Kant, Fichte, Jean Paul, Schleiermacher 2c. Also hat der erhabene Stifter der christlichen Kirche selbst in Wort und Vorbild feierlich bestätigt.

Die Namen, die wir angeführt haben, die Namen dieser Fürsten auf dem heiligen Gebiete der Wahrheitsforschung, dieser gar viel größern und herrlichern Thaten und Werke, als die eines blutbefleckten Cyrus, eines um das Luftgebilde eiteln Erdenruhmes, der französischen Gloire, sein Leben thöricht einsetzenden Alexander des Großen, eines Attila und Napoleon des Großen und anderer Geißeln unseres Geschlechts, dieser „unnützesten aller Menschen auf Erden", wie Schiller die Eroberer nennt, die Namen dieser wahren Heroen unseres Geschlechts, welche glänzen werden wie die Sterne des Himmels, wenn derer, die weiter nichts als eitle Kronenträger und Scepterführer dieser Zeit waren, wie ihrer ebenbürtigen Brüder niemand mehr gedenkt: — diese Namen schon sind eine gar viel höhere Bürgschaft, als Brief und Siegel von einem jener sich brüstenden Herrscher dieser Erde, wenn er auch der Sultan selbst hieße und Millionen Bajonette vor ihm salutirend erklirrten, oder einer unserer Geld-Churfürsten, Geld-Erzherzöge oder Geld-Herzöge u. s. w.

Aber prüfen und wägen wir, wie ein rechter Kaufmann seine Waare, diese Aussprüche nach ihrem Grunde nur erst selbst, so müssen wir aus eigener Ueberzeugung ein inniges Ja und Amen! über dieselben aussprechen, so gewiß, als wir den Menschen als Bürger zweier Welten, der Erde und der Ewigkeit, der Zeit und eines Daseins jenseits anerkennen und selbst in der Wirklichkeit des Lebens, in tausend und abertausend Erfahrungen vor uns, um uns und selbst in uns er-

kennen, wie 2 mal 2 ist 4: daß nur Derjenige durch das irdische Leben und seine Wandelungen getrost und ruhig den Mysterien unserer letzten irdischen Entwickelung entgegenziehen kann, welcher unter allen Verhältnissen der wechselnden Geschicke für die unendliche Bestimmung lebte, auf welche, wie der Compaß den Schiffer gegen Norden, eine heilige Macht in unserm Innern fort und fort hinaus und hinauf weis't. Schon Juvenal sagt treffend:

— — Einzig die Tugend
Oeffnet wahrlich für uns den Weg zum ruhigen Leben.
Sei in Worten und Thaten unerschütterlich gerecht,
Nur dann bist Du verehrungswürdig,
Bist Du ein Mensch von erstem Range!
Dann rufe ich: Heil Dir!
Aus welchem Blute Du sei'st,
Der seltenen Menschen Einer!

während Euripides, der Tragiker, mahnt: „In meinen Augen hat allein ein guter Mensch den höchsten Adel. Ein schlechter Mensch, wäre auch Jupiter selbst sein Vater, ist unedel in sich selber!" Demokrit aber das offene Bekenntniß nicht zurückhalten kann: „Wie die Vortrefflichkeit der Thiere in einem gesunden und gewandten Körperbau besteht, also der Adel des Menschen in der Reinigkeit der Sitten!" — Plato bei Plutarch sagt: „Alles Gold über und unter der Erde kommt in keinen Vergleich mit der Tugend"; Solon aber: „Mögen Andere Reichthümer besitzen, wenn wir nur im Besitze der Tugend sind!" Wir sprechen nur die ganze und volle Wahrheit aus, wenn wir sagen: Das Wort „Tugend!" wie eine heil'ge Hand zeigt es in's Jenseit hinauf, grüßt es von dort hernieder, schwebt wie ein himmlischer Geist um

uns auf Erden, und winkt in gleicher Gestalt als Doppelgänger von Droben herüber, wandelt, den Erdenpilger führend, wie ein ewiges Echo zwischen Himmel und Erde, zwischen Ewigkeit und Zeit.

Wie wir jedoch bei Betrachtung der himmlischen Schwester der Tugend, der Religion, bereits gesehen haben, daß auf Erden auch das hellste Licht seinen Schatten wirft, in welchem unheilige Augen von jenem Nichts mehr zu sehen meinen, oder wie neben der Wahrheit immerdar Aberglaube und Unglaube feindlich einherziehen als tellurische Gegensätze, als finstere Gespenster, als böse Geister: so begegnen wir, namentlich, wenn von dem Genuß der Freude des Menschen die Rede ist, demselben Antagonismus gleich schroff auftretend in der Moral und ihren heiligen Aussprüchen.

Hier der geist- und herzertödtende, jedes reine Tugendstreben niederdrückende Rigorismus des Mysticismus, die angebliche Tugend in „härenem Gewande“, in der „Klosterkutte“, im „Nonnenschleier“, im „Büßergewande“, die Geißel in der Hand und den Rosenkranz ꝛc. Dort die frivolste, raffinirteste Klugheitslehre, jene abgefeimte Politik, der auf Erden und im Himmel nichts heilig ist, als die Zwecke, die sie sich setzt, die alles Göttliche verspottende Moral des Jesuitismus, die Sittenlehre als großstädtische Dame von der Welt im Gewande einer Tänzerin, Opernsängerin oder ersten Liebhaberin ꝛc. jeden Augenblick nach der neuesten Mode.

Die trübe Tugendlehre des Mysticismus, wie man schon aus weiter Ferne sieht, eine ächte Tochter oder Enkelin der klösterlichen Asketik zum Sprechen und Verwechseln, ist eine Feindin eben sowohl jedes Strebens des Menschen nach Tugend, die sie statt im Ringen nach Gottähnlichkeit, thöricht in

finstere Abtödtung der Sinnlichkeit setzt, als wiederum zugleich gegen Gottes deutlich ausgesprochenen Willen die unversöhnbare Widersacherin jeder Freude.

Die lustige Lebensdogmatik, die weiter keiner Beglaubigung der ihr an die Stirn geschriebenen Abkunft aus der Ehe der englischen und französischen Freigeisterei bedarf, die lustige und nach Chloroform duftige Lebensklugheit (denn von Weisheit kann hier nicht die Rede sein), die schuftige Anstandslehre des Materialismus bewegt sich im Schwunge nach der entgegengesetzten Seite. Glaube mit Aberglauben, Wahrheit mit Täuschung, Religion mit Priesterlehrsätzen, Christenthum mit Urchristenthum verwechselnd, wie wir die letztern im Mysticismus finden, bricht sie thöricht und ungerecht über Glauben, Wahrheit, Religion und Christenthum selbst den Stab und kömmt nun zum Geist und Herz vergiftenden, jeden wahren Lebensgenuß tödtenden Sybaritismus.

Wir können den Aberwitz hier nicht wiederholen wollen, mit welchem in dieser Hinsicht neuerdings wieder Feuerbach, Vogt, Moleschott, Büchner u. s. w., die Märkte der Literatur zu überfahren gesucht haben; aber — das müssen wir bemerken — was diese Männer auch sagen mögen, um ihre trügerische Lebenspolitik auf den Thron der Moral zu setzen: wie jedem nicht gänzlich in wüsten Sinnengenüssen Untergegangenen das wenigstens von Zeit zu Zeit noch aufflackernde Gefühl seiner Menschenwürde und sein Gewissen im Urtheile über Andere laut bezeugen, „der Mensch gehört nur halb dem schachernden Jahrmarkte der Erde, halb einer höhern Welt an.“

Welche Mittel jene Dilettanten der Wissenschaft auch auftreiben und in Reihe und Glied stellen mögen, um sich einen

Anhang zu verschaffen, kein vernünftiger Mensch kann einen Augenblick verkennen, daß das sittliche Bewußtsein, schon des natürlichen, um wie viel mehr des gebildeten Menschen, gegen ihre angebliche Weisheit mit heiligem Grauen sich sträubt und sie als ein Phantom verwirft, welches nur oberflächliche und einseitige Naturforscher als eine Luftspiegelung täuschen und bethören kann.

In welche Phrasen und Floskeln sie auch ihre Dogmen einkleiden mögen diese angeblichen Denker, jeder nicht ganz Urtheilsunfähige entdeckt leicht den häßlichen Pferdefuß unter dem mit Goldflittern durchwirkten Talar und sieht ein, daß diese Lehrsätze den vernunftbegabten und sittlich-freien Menschen zu einem blos klugen Thiere herabwürdigen, dem Leichtsinne, dem flüchtigen Minutengenusse, dem Laster und der Rohheit recht eigentlich Thor und Thüre öffnen, alle Bande der menschlichen Gesellschaft im höheren Sinne zerreißen und alles Heilige aus ihr hinausstoßen.

Hiermit ist aber auch über jede bloße Klugheitslehre, welche die Moral von ihrem Throne stoßen will, unerbittlich der Stab gebrochen und der unwiderlegliche Beweis geführt, daß, wie ein christlicher Weiser sich ausdrückt, „die Klugheit wahren Werth erst dann erhält, wenn sie vor dem Rechte die Kniee beugt und sich nie von der höchsten Leitung der Pflicht entfernt!" Es ist dargethan, daß ohne Sittlichkeit von wahrer und würdiger Glückseligkeit des Menschen nie die Rede sein könne. Es ist entschieden, daß die heilige Schrift vollkommen Recht habe, wenn sie „die Gottesfurcht für aller Weisheit Anfang" erklärt. Was Sokrates von den Philosophen seiner Zeit sagt, welche von dem Standpunkte der materiellen Weltanschauung alle Geheimnisse im Himmel und auf Erden ergründen

zu können meinten und, mit sich selbst fortwährend im Streite, ihre Schüler nur verwirrten, das gilt auch von den Sophisten unserer Tage, welche in ihrem blos auf die sichtbare Welt gerichteten Forschungen Gott und das Ewige aus den Augen verlieren und nun dem Unglauben ihre Opfer darbringen: „Jede materialistische Forschung nach Erkenntniß des Ewigen ist, weil den Menschen von den Göttern versagt, thöricht, vergeblich und eitel. Weit segensvoller beschäftigt sich der Weise mit dem Menschen, wenn er dessen Pflichten erkennen und üben lehrt."

Eine hohe, besonders für die Jugend unserer von Gott abgefallenen Zeit wichtige Wahrheit enthält die Mythe von Herkules am Scheidewege, wie dieselbe der griechische Philosoph Prodicus erzählt, und welcher wir, da dieselbe in dieser Ausführlichkeit weniger bekannt ist, hier eine Stelle einräumen.

„Als Herkules — berichtet nämlich der gedachte Philosoph — in das mannbare Alter getreten war, in welchem die Jünglinge zeigen sollen: ob sie den Weg der Tugend oder des Lasters betreten wollen? begab derselbe sich an einen einsamen Ort, um darüber ungestört Ueberlegung anzustellen.

Hier aber sahe er zwei große Frauengestalten sich nähern. Die eine voll jungfräulicher Züchtigkeit in einfach weißem Kleide, lieblich von Angesicht; die zweite dagegen, wie es schien zur Fettigkeit und Zärtlichkeit gemästet, war geschminkt, gerader empor sich tragend, als sie gewachsen war, mit weit aufgerissenen Augen, angethan mit einem Gewande, das ihre Reize durchblicken ließ. Dabei beschaute sie sich selbst einmal über das andere, lauschte nach allen Seiten, ob sie auch von Jemand gesehen werde, und blickte oft nach ihrem eigenen Schatten.

Die zweite Frauengestalt aber drängte die erstere zurück und nahm das Wort, indem sie zu Herkules sprach: Ich sehe, daß Du zweifelhaft bist, welchen Weg Du einschlagen sollst? Willst Du mich zu Deiner Freundin wählen, so verspreche ich, Dich auf einen so angenehmen Pfad zu führen, daß Dir nicht nur nichts Beschwerliches aufstoßen, sondern auch an keinem Vergnügen fehlen soll; Du sollst ungestört nur darauf denken können, fern vom Kriege etwas Gutes zu essen und zu trinken, Deine Augen und Dein Gehör zu ergötzen, Deinen Geruch und Deine Gefühle zu reizen und auf weichsten Polstern zu schlummern und das Alles ohn' alle Arbeit und Mühe. Was Andere mühsam erwerben müssen, das sollst Du mühelos genießen.

Da fragte Herkules: Weib, wie heißet Dein Name?

Die Frauengestalt aber antwortete: Meine Freunde nennen mich die Glückseligkeit oder das Vergnügen, meine Feinde dagegen das — Laster.

Unterdessen war die andere Frauengestalt ebenfalls herbeigekommen und sprach: Auch ich komme zu Dir, Herkules! weil ich Deine Eltern kenne und von Deiner Kindheit an Deine Neigung erforscht habe, dabei aber hoffe, daß Du, wenn Du den Pfad einschlägst, den ich Dir zeige, große und rühmliche Thaten vollbringen wirst, um welche alle Edlen Dich verherrlichen.

Und weiter sprach die Frauengestalt: Ich will Dich mit keinen Vorspiegelungen der Wollust hintergehen, sondern Alles vorstellen nach der Wahrheit. Die Götter nämlich gewähren dem Menschen weder Gutes noch Rühmliches ohne Anstrengung. Willst Du, daß sie Dir sich gnädig erweisen, so mußt Du ihnen dienen; willst Du, daß Deine Freunde Dich lieben, so mußt Du

Dir um dieselben Verdienste erwerben; willst Du, daß die Stadt Dir Ehre erweise, so mußt Du derselben nützlich sein; willst Du, daß Dein Vaterland Dich rühme, so mußt Du Dich bestreben, demselben Wohlthaten zu erweisen; willst Du, daß Dir Dein Feld reiche Erndte bringe, so mußt Du dasselbe wohl bebauen; willst Du Stärke des Leibes besitzen, so mußt Du Dich gewöhnen, der Vernunft zu gehorchen u. s. w.

Hier jedoch fiel die erste Frauengestalt in die Rede und sprach: Herkules! Hörest Du, welchen beschwerlichen und langen Weg dieses Weib zu ihren matten Vergnügungen führt, während ich Dich auf kurzem und bequemem Pfade unmittelbar zur Glückseligkeit selbst zu leiten verspreche?!

Die andere Frauengestalt (die Tugend) indessen ergriff das Wort wieder und rief: Du, Elende! Was hast Du denn Gutes? Kennst Du auch das geringste Vergnügen, da Du nichts darum thun willst, das Verlangen darnach niemals erwartest, sondern Dich mit Allem überfüllst, ehe Dir die Lust dazu ankommt? Du issest, ehe Dich hungert, und trinkest ohne Durst; Du schläfest ohne ermüdet zu sein 2c. Du bist zwar unsterblich, aber die Götter stoßen Dich aus und die bessern Menschen verachten Dich. Die allerangenehmste Musik, Dein eigenes Lob, hörest Du niemals. Welcher Vernünftige scheuet sich nicht mit Dir Umgang zu pflegen? Deine jungen Freunde stehen entkräftet am Leibe, die alten am Verstande geschwächt! Ohne Arbeit haben sie sich in der Jugend gemästet bis zum Gleisen; kümmerlich schleppen sie sich unter drückender Arbeit durch's Alter.*) Ich (die Tugend) dagegen wohne bei den

*) Ein altdeutsches Sprüchwort sagt: Junges Blut, verthue Dein Gut, im Alter schmeckt Dir kein Bissen gut! und umge-

Göttern und gehe um mit den edelsten Menschen. Ohne mich kommt kein edles Werk zu Stande. Götter und Menschen erweisen mir die höchsten Ehren. Die Künstler lieben mich als ihren Gehülfen, die Hausväter als den Beschützer ihrer Heerde; das Gesinde als einen gefälligen Beistand. Ich bin die beste Theilnehmerin an den Geschäften des Friedens, die standhafteste Gefährtin kriegerischer Unternehmungen, in allen Verhältnissen die verträglichste Freundin. Uebrigens ist meinen Freunden der Genuß von Speise und Trank weder unangenehm, noch mühsam, denn sie warten, bis das Verlangen darnach sich einstellt. Ihr Schlaf ist viel süßer, als der der Trägen. Doch verlassen sie denselben ohne Verdruß und verschieben um seiner willen keine nothwendige Verrichtung. Meine Jünglinge freuen sich über die Lobsprüche der Alten und meine Greise über die Ehrenbezeugungen der Jünglinge. Sie erinnern sich mit ihren Vergnügungen der vorigen Thaten und die Gegenwart gewährt ihnen lauter Freude, denn sie haben durch mich die Götter zu Freunden, sehen sich von ihnen geliebt, von ihrem Vaterlande geehrt. Kommt endlich das bestimmte Ziel, so begräbt man sie nicht in Vergessenheit, sondern ihr Andenken lebt in unsterblichen Lobliedern fort. Willst Du also desgleichen thun, Herkules, Sohn tapferer Eltern! so darfst Du Dir zum Besitze der vollkommensten Glückseligkeit Hoffnung machen!" *)

---

kehrt: Junges Blut, spar' auf Dein Gut, Hunger im Alter wehe thut! — Es ist nicht ohne Interesse, solche Aussprüche aus den verschiedensten Zeiten und Völkern zu vergleichen.

*) Man vergleiche das schöne Wort Hesiods:

Zum Laster geht man leicht mit schnellen Schritten fort,
Denn eben ist der Weg und nicht entfernt sein Ort;

In ähnlichen, aber doch in Betracht ihrer Entstehung nicht in der entferntesten Verwandtschaft stehenden Bildern sprechen die heiligen Urkunden der christlichen Kirche über den Gegenstand sich aus in der inhaltreichen Sage von dem Sündenfalle der ersten Eltern

1 Mos. III, 1 f.

in dem Gebete Salomos um Weisheit,

1 Kön. III, 5—14. 2 Chron. I, 10. Weisheit IX, 10.

in der tiefsinnigen Mythe von der Versuchung Jesu in der Wüste

Matth. IV, 1—11. Luc. IV, 1—12

in dem Gleichnisse Jesu von dem breiten und schmalen Wege

Matth. VII, 13. 14.

Schillers Wort:

Der Wahn ist kurz
Die Reue lang!

darf nur in die Erinnerung gerufen werden.

In gleicher Weise ist das Wort des christlichen Liederdichters wohl fast allgemein bekannt:

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein schöner Weg durch Auen,

Zur Tugend läßt sich nur durch Müh' und Fleiß gelangen.
So will es Gott! Der Weg, den jeder Held gegangen,
Ist lang, ist rauh und steil, im Anfang sonderlich,
Doch kommt man auf die Höh', dann, glaub' es, zeigt er sich
So gleich und angenehm, als schwer er erst gewesen.

Ebenso Lucrez:

Ist die Brust Dir nicht rein, so suchst Du vergebens ein Glück Dir,
Denkest umsonst an Lebensgenuß!

Allein sein Fortgang bringt Gefahr,
Sein End' ist Nacht und Grauen.

Der Tugend Bahn scheint anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken,
Jedoch sein Fortgang führt zum Heil,
Sein Ende zum Entzücken!

„Ad astra per aspera!" sagt ebenfalls ein alter Weiser. Nur auf rauhem Tugendpfade vermag der Mensch zur wahren Glückseligkeit empor zu dringen.

Mit Uebergehung vieler anderer hierher gehöriger classischer Aussprüche gedenken wir nur noch wenigstens des Wortes Montaigne's: „Es giebt kein wirkliches Laster, das nicht Jedem zuwider wäre und dem gesunden Verstande mißfiele, denn es ist mit demselben eine solche Häßlichkeit und ein so in die Augen fallender Nachtheil verbunden, daß Diejenigen wohl Recht haben, welche das Laster ein Erzeugniß der Dummheit und Unwissenheit nennen. Es ist sehr schwer sich einzubilden, daß man es erkennen könne, ohne es zu verabscheuen. Die menschliche Verderbtheit saugt den größten Theil ihres Giftes in sich selbst hinein und vergiftet sich auf diese Weise. Das Laster läßt, wie ein Geschwür eine Flechte, eine Narbe in der Seele, eine Reue nach, welche sich beständig blutig kratzt. Die Vernunft heilt alle übrigen Schmerzen und Betrübnisse, erzeugt aber den Schmerz der Reue, welcher um so bitterer ist, als er sich blos innerlich regt, so wie der Frost und die Hitze des Fiebers viel peinlicher sind, als Frost und Hitze, die von Außen auf uns wirken."

Suchen wir das bisher Gesagte kurz zusammen zu fassen, so liegt, wenn nicht Alles täuscht, folgendes Ergebniß vor unsern Augen:

Nicht nur das dem Menschen ein- und angeborene sittliche Gefühl, das weder mit einer irdischen Alliance oder einer Münz- oder andern Convention etwas gemein hat, nicht blos die tief im menschlichen Gemüth ruhende heilige Scheu vor höhern Mächten, welche das Gute belohnen und das Böse bestrafen, nicht blos das Gewissen, diese Götterstimme in der Menschenbrust, nicht blos die wie eine himmlische Morgen- und Abendröthe uns begleitende sehnsuchtsvolle Ahnung eines ewigen Seins jenseits des Grabes, nicht blos das Bewußtsein der sittlichen Würde, welches in demselben Maße lebendiger erwacht, in welchem der Mensch zu höherer Bildung fortschreitet, nicht blos die rechtverstandene hehre Christusreligion, auch unsere inneren und äußeren Erfahrungen von dem schweren Fluche, welcher nach der ewigen Weltordnung jeder Sünde auf dem Fuße folgt, und den himmlischen Belohnungen der Tugend in Geist und Herz, in der Jugend und im Alter, in Glück und Unglück, ja in der Nähe des Todes bezeugen es von einem Morgen und einem Abend bis zum andern laut und vernehmlich Jedem:

Es ist eine Tugend und ihr heiliges Gebot übertritt unbestraft kein vernünftig-sittliches Wesen.

Darum, Erdenpilger! willst Du glücklich sein schon auf Erden, wie Du darfst, ja selbst nach dem Willen des Vaters im Himmel, so ehre die Tugend und fliehe die Sünde, ob die letztere auch lieblicher noch singe, als die Sirene, oder im Diadem und goldstrahlenden Gewand dir nahete. Achte sorgsam auf die leisesten Regungen Deines sittlichen Gefühls, höre auf die zartesten Regungen Deines Gewissens, nie vergessend, daß in ihm Dein Schutzgeist oder Gott selbst zu Dir spricht. Vergiß nie, was der Dichter mahnt: „Ein anderes Antlitz hat

die Sünde vor, ein anderes nach der bösen That!" Halte Dir stets die hohe Wahrheit gegenwärtig: „Die Tugendlehre ist es, welche die Menschen menschlich macht, die Leidenschaften bricht, die Quellen des größten Elendes schließt und die der höchsten Glückseligkeit öffnet, dem Charakter Einheit, Vollkommenheit und Würde giebt und einen frohen Abschied von der Erde, einen freudigen Uebergang in die Ewigkeit vorbereitet und verbürgt."

VI.

Die Selbstschau.

Daß die Erkenntniß unserer Selbst in der Wissenschaft, glücklich zu leben, ein Hauptstück bilde: das wird im Allgemeinen mehr gefühlt, als klar eingesehen.

Kennst Du aber, Erdenpilger! Dein inneres Wesen, Deine Kräfte und Fähigkeiten, Deine Bestimmung nicht gründlich und genau, dann, mögest Du sonst auch alle Weisheit besitzen, und die Erde umkreist und die Meere durchsegelt haben, dann bist Du ein Blinder, der den rechten Pfad nicht finden kann und eines Führers bedarf für die nächsten Schritte, wenn Du nicht an einen Stein stoßen willst, der Dein Lebensglück zerschellt.

Aber — was ist es denn mit der Selbstschau? der Selbstschau, worüber der mit Recht gefeierte Heinrich Zschokke eine besondere Schrift in die Welt gegeben? Ist es die Schau im Spiegel, da wir nach- oder zusehen, wie unsere Haare gekräuselt, unser Bart geschniegelt, unsere Chemisetten gebügelt, unser Costüm gestriegelt ist, und selbstgefällig uns in's theure Antlitz lächeln, wenn wir finden, daß wir als gar stattliche Leute mit der Lorgnette auf der Nase auf der Deichpromenade oder den Boulevards wohl eines Blickes einer reizenden Coquette werth gefunden werden dürften, wenn wir in gravitätischer Zerstreutheit einherziehen als schmucke Helden der neuesten Mode!

Zu der Selbstschau, von welcher wir hier reden, gehört mehr als Untersuchung der Toilette und des Kostüms zu einem Ball, Concert, einer Schlittenfahrt oder Gondelparthie oder einer Bergfahrt oder Ausstellung in London, Paris oder Chemnitz, zu solcher äußerlichen Production, welche, genauer besehen, der ehrbare Schneidermeister, die liebenswürdige Putzmacherin, der poetische Coiffeur besser in Inspection nehmen als unsere liebe Eitelkeit und Thorheit selbst.

Wir meinen eine ganz andere, weiter gehende, wichtigere geistige Revue, die wir selbst und wir selbst allein mit oder über uns abhalten können, Ehrenzeichen und Orden uns selbst anheftend oder ungnädigst versagend.

Lassen wir die Lehrerin der höchsten, respective praktischen Weisheit reden, die Geschichte, die uns nicht von Modejournalen und Maîtres tailleurs, den Putzheldinnen à la mode, den Tanzmeistern, den beliebtesten Restaurateurs in London oder Paris u. s. w., sondern von Weisen berichtet, deren Licht, gleich dem der Sonne, hell und klar durch alle Jahrtausende strahlt, die da waren und kommen werden, hier aber vor Allem reden von dem alten Schulmeister, welcher Sokrates hieß, freilich kein Präceptor oder Magister der gewöhnlichen Art. War doch auch Christus in vielem Betrachte ein Ludimagister omnium ludi magistrorum in Land und Stadt, in Dorfschule und Universität.

Also von der Selbstschau des Sokrates und aller seiner Jünger reden wir, die seit jener Zeit bis auf heut zu ihm sprechen: Großer Meister! —, des Sokrates, den man so oft und vielfach mit Christus selbst verglichen hat, als den Jesus Griechenlands.

Wir haben von der Legende, der Mythe oder Sage — wir meinen, wie ein Weiser sagt: „die Dichter sprechen im Namen der Götter!“ — wir haben, wenn man es nicht anders will, von der Dichtung voll tiefer Wahrheit nicht nur in früher Jugend gehört, sondern auch später lauter, vernehmlicher vernommen, wenn wir wirklich im Geiste im alten Hellas sinnend auf- und niederwandelten, wie Reisende aus dem Inselland in dem Urgebirgsmeer der Schweiz.

Aber — wie man nach dem wahren Sprüchworte „ein gutes Lied nicht oft genug singen kann“ — es kann an die Sage, von der hier die Rede ist, nicht oft genug erinnert und gemahnt werden.

Der hohe, große, weit selbst über diejenigen unserer Naturforscher, welche vor allen Wundern der Schöpfung, wie jener Knabe den Wald vor dem Walde und das Meer vor lauter Meer, den Schöpfer nicht sehen, hoch emporragende Sokrates suchte seine Wissensbegierde, d. h. seinen Durst nach Erkenntniß der höchsten Wahrheit bei den größten Lehrern der Philosophie seiner Zeit zu stillen.

Indessen, statt zu finden, was er suchte, nämlich Vernunft, Verstand und Herz befriedigende, auf klaren, überzeugenden theoretischen und praktischen Gründen ruhende Lösung des Räthsels der Welt und des Menschen, erkannte er nur zu bald, daß jene es selbst nicht besaßen, und die Leerheit, das Nichtssagende, die Widersprüche der in die Luft gebauten Systeme, die in dunklen Phrasen sich ergehenden und Hypothesen auf Hypothesen thürmenden Vorträge ließen ihn nicht nur bald die Täuschung durchschauen, sondern erfüllten ihn gleichzeitig mit einem solchen Ekel gegen das, was man dortmals die höchste Weisheit nannte, daß er die Hörsäle mit dem Vorsatze verließ, durch unabhän-

gige, aber der Natur folgende eigene Forschungen den Tempel der Wahrheit letzter Instanz zu suchen.

So kam er, auf seinen Wanderungen in sich gekehrt und sinnend fürder ziehend, auch gen Delphi, und las dort am Heiligthume des Apollo die Inschrift:

„Lerne Dich selbst kennen!"

Diese Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf seine Seele. Er erwog sie von allen Seiten. Je mehr er aber in ihren Inhalt eindrang, ein desto helleres Licht leuchtete um ihn, gleich als ob es nach der Nacht heller Tag würde, und — denn was tief bisher seine ahnende Seele gefühlt, hatte nun das rechte Wort gefunden — in heiliger Freude rief er aus:

„Ich habe es gefunden!"

Der berühmte Denker Hemsterhuis bemerkt zu diesem Berichte: „Zur Erkenntniß der Gottheit führt den Menschen die ganze innere Einrichtung seiner Natur. Sokrates, dieser überschwängliche Geist, wagte es zuerst mit Ernst sein Inneres zu durchforschen. Er entdeckte darinnen aber eine andere, weit reichhaltigere Welt, als diejenige, welche seine äußeren Sinne ihm offenbarten, eine Welt, in welcher der Mensch einigermaßen erfährt, was Hervorbringen ist, indessen er in jener nur leidend wahrnimmt, was hervorgebracht wird. In der Regelmäßigkeit der Natur erblickte Sokrates Gesetze und sein innerer Sinn verfolgte diese Spur bis zum höchsten Gesetzgeber, der sowohl die Dinge, als ihre Gesetze erschaffen, und dessen Begriff durch die physische Welt nicht gegeben, sondern nur veranlaßt werden kann. Und wahre Gotteserkenntniß (soweit der Mensch in seinem gegenwärtigen Stadium derselben fähig sein kann) hat in den Herzen solcher Männer ihren Sitz, welche gleich Sokrates das Endliche der physischen und das Unendliche der geistigen

Welt erkennen, mit welcher letzteren dem Wesen nach sie sich in inniger Verbindung fühlen."

Aurelius Augustinus aber spricht das schöne Wort: „Die Menschen gehen hin und bewundern die Höhen der Berge, das Brausen der Meere, den Sturz der Ströme, die Kreise der Sterne, sich selbst verlassen sie, sich selbst bewundern sie nicht."

In dreifacher Hinsicht aber müssen wir die von Sokrates so hoch gestellte Tempelschrift in Betracht ziehen, wenn wir dieselbe recht verstehen wollen, nämlich: Lerne, Mensch! Dich selbst erkennen als

I. vernünftig-sittliches und darum zur persönlichen Fortdauer jenseit des Grabes berufenes Wesen, welches diese Würde oder sich selbst hoch zu ehren verpflichtet ist, mithin als ein Wesen, welchem

II. das Gesetz der Tugend als ewige Ordnung Gottes im Reiche höherer Geister eben so heilig sein soll, als der niedern Natur die ihr gegebenen Gesetze (Naturgesetze) unverletzlich sind, endlich

III. als ein Wesen, welches in Folge seiner höhern Würde und Bestimmung sich gedrungen achten muß, seine sittlichen Mängel und Gebrechen genau zu erforschen, um Alles aufzubieten, dieselben abzulegen und zur Vollkommenheit der Tugend sich zu erheben.

„Lerne Dich selbst kennen!" o Mensch! also zunächst Deine von allen andern Mitbewohnern der Erde wesentlich verschiedene und hoch über denselben stehende sinnlich-geistige Natur und Deine darinnen begründete und klar ausgesprochene höhere Würde und Bestimmung.

Wenn der große Gesetzgeber Israels sagt: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, also sich selbst ähnlich in Bezug

auf den in ihm wohnenden vernünftig-sittlichen Geist, erklärt Aeschylos: „Der Mensch, wenn er wahrhaftig Mensch ist, ist etwas Vortreffliches!" Der römische Dichter aber rühmt:

Ein erhabenes Antlitz verlieh Gott dem Menschen und hieß ihn
Schauen gen Himmel und frei das Haupt zu den Sternen erheben!

Während der Apostel Paulus erklärt: „Wir sind göttlichen Geschlechts!" lehrt Jesus selbst zu Gott als dem „Vater im Himmel" beten.

Es ist keine Frage: Je klarer der Mensch sich selbst erkennt, desto gewisser wird er der Ueberzeugung von seinem Bürgerrecht für die Erde und eine höhere Welt, um so mehr, als er sich das selbst auf die unleugbarsten Erfahrungen gegründete Geständniß ablegen muß, daß er nur dann seines gegenwärtigen Lebens froh werden, und die ihm in demselben von Gott gebotenen Freudenblumen pflücken kann, wenn er dieser seiner höhern Natur gemäß lebt.

„Lerne Dich selbst erkennen!" Indem Du Dich, obwohl noch in diesem Leibe des Todes und diesem Stande der Verpuppung wohnend und wandelnd, doch zugleich als geistig-sittliches Wesen mit einer weit über das Grab hinaus reichenden Bestimmung fühlst und dessen Dich bewußt wirst in dem höchsten Forschen nach der höchsten Wahrheit, so begreife und fasse endlich, daß das über dem Gesetze der sichtbaren, niedern, ververgänglichen Natur waltende höhere Gesetz der Tugend von Dir in allen Stücken heilig gehalten werden muß, wenn Du nicht mit Dir selbst in einen Dein Lebensglück durch die entsetzlichsten Mißtöne störenden Widerspruch gerathen willst; achte auf den heiligen Reflex der ewigen Wahrheit, den himmlischen Wiederschein derselben von Droben, der in Deinem Herzen

nicht nur, der in Deiner Vernunft herniederstrahlt und leuchtet wie eine ewige Morgenröthe, Dich begrüßend, hinauf, empor Dich rufend zum bessern Heimathland, und richte Deine Füße auf den Pfad des Friedens, der hier sich öffnet.

Confucius schon, der alte Weise des alten China, stellt den hohen Grundsatz auf: „Ein Rechtschaffener lauscht sorgfältig auf die Stimme seines Innern. Wer gegen dieselbe taub ist, wird jedem Laster in die Arme stürzen."

Hesiod preist die Götter,
„die den Menschen liehen die Gerechtigkeit, welche der Güter Höchstes ist."

Marc. Aurel. Antoninus erkennt in dem Bewußtsein der Pflicht einen „Genius, dem des Menschen Inneres zur Wohnung angewiesen ist, sofern er nach dem Ausspruche des Sokrates seine Vorstellungen prüft, vor den Vorspiegelungen der Sinne sich bewahrt, der Gottheit seine Folgsamkeit, den Menschen seine aufopfernde Liebe widmet u. s. w."

Juvenal nennt das Gewissen einen „eigenen Ankläger", den „die Bösen Tag und Nacht im Busen tragen."

Leibnitz sagt: „Die Wahrheiten der Moral sind dem Menschen auf keine andere Weise angeboren, als die der Arithmetik. Sie gründen sich auf Beweise, welche das innere Licht der Wahrheit erkennt."

Christus endlich stellt das hohe Ziel: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!"

Es ist wahr — der einzelne Mensch, wie tief kann er, wie das Krokodil in heißer Jahreszeit starr in der Erde ruht gleich einem Baumstamme, in öder Rohheit verharren, wie entsetzlich kann er in Sünde, Verbrechen, Laster versinken, wie das Ebenbild Gottes an und in sich lästern und mit Füßen treten, und

thut es oft! Aber, wie Plato treffend sagt: „Sünde ist Krankheit, Häßlichkeit und Schwäche der Seele! Etwas Knechtisches ist die Schlechtigkeit, etwas des Freien Würdiges die Tugend!“

So wahr das Alles ist, so fest steht es doch auch wieder, daß der Mensch in Abstracto, in seiner Idee, das menschliche Geschlecht nach seinen Grundanlagen und Fähigkeiten, wie nach der in denselben ausgesprochenen Bestimmung zu einem unendlichen Fortschreiten auf der Sonnenbahn der Erkenntniß und Tugend, hoch steht auf der Stufenleiter der Schöpfung und nur in dem Maße der ihm beschiedenen Glückseligkeit theilhaft werden kann, in welchem er diese Bahn wandelt. Auch in dem Ungebildetsten liegen Anlagen zur Erkenntniß, in dem Lasterhaftesten zur Tugend. Sünde ist Abfall von Gott, und, wie ein ehrwürdiger Dichter singt:

Wer von der Tugend weicht,
Der weicht von seinem Glücke!

Fällt der rechte Sonnenstrahl auf die Eisfelder der Rohheit, so müssen sie zerschmelzen; und auch der schwerste Frevler hat seine Stunde, wo das Gewissen erwacht, daß er wie Cain vor sich selbst flieht. Heilige Zeugnisse, daß es eine Tugend giebt und diese des Menschen Bestimmung ist.

Darum — willst Du, Mensch! wahrhaft glücklich sein, so lerne erkennen, daß Du dies nur kannst, wenn Du der Tugend gemäß lebst und darum ihre Gebote gewissenhaft zu erfüllen, eingedenk Deiner Würde, unabläßig Dich bestrebst, wie Schiller mahnt:

Traue dem Spruche! noch nie hat mich der Führer getäuscht!
Von der Menschheit, Du kannst von ihr nicht groß genug denken!
Wie Du im Busen sie trägst, prägst Du in Thaten sie aus!

„Lerne Dich selbst erkennen!“ endlich in Hinsicht auf Deine Schwächen und Fehler, darum, daß Du nicht eher mit Erfolg nach wahrer Glückseligkeit streben kannst, bis Du dieselben ablegst, wie ein unwürdiges Gewand.

Während wir vor der hohen Würde der Tugend um so mehr uns beugen müssen, als selbst das Laster derselben huldigt, und die Sünde um so tiefer zu verabscheuen uns gedrungen fühlen, als ihre Sclaven selbst sie verdammen, können wir nicht bezweifeln, daß Aufwärtsstreben auf der Bahn sittlicher Vollkommenheit und ihrer Glückseligkeit nur möglich ist, wenn wir nicht blos die Gebote und Verbote der Tugend erkennen, sondern auch die bösen Neigungen, die in dem Herzen des Menschen überhaupt und in einem Jeden nach Maßgabe seines Charakters besonders schlummern, siegreich bekämpfen.

Ohne Erkenntniß keine Reue, ohne Reue keine Besserung, ohne Besserung kein Streben nach sittlicher Vollkommenheit.

Hier aber giebt Goethe eine treffliche Anweisung, wenn er mahnt:

> Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
> Erkennen, denn er mißt nach eignem Maß
> Sich bald zu klein, bald leider oft zu groß.
> Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, und
> Das Leben lehret Jeden, was er sei!

Es versteht sich von selbst, daß wir die Sittlichkeit Anderer nicht zur Norm nehmen, sondern die Gebote der Tugend selbst, aus dem einfachen Grunde, weil kein Mensch als noch unvollkommenes sittliches Wesen vollkommen tugendhaft sein kann, wie uns ein solches Vorbild nur in Christus aufgestellt wird. Die, welche statt auf Jesus zu sehen und die strengen Gebote der Tugend als wahre Spiegel ihrer Selbstschau zu betrachten,

nur nach Andern ihre Tugend messen, kommen unfehlbar dahin, wo man, wie der Pharisäer, ein tüchtiger Sünder sein und doch „Gott danken kann, daß man nicht ist, wie andere Leute!“ Luc. XVIII, 9 f.

Die wahre Selbstschau ist eine der schwierigsten Aufgaben, die es geben kann. Um wenigstens einige Beispiele anzuführen: Wie schwer schon gehen die Ungläubigen, die von Sorgen des irdischen Reichthums Umstrickten, Matth. XI, 22, die Götzendiener vor dem goldenen Kalbe eitler Ruhmsucht, nur daran, einmal vor Gott Abrechnung mit sich selbst zu halten! Die sogenannten Vornehmen, die Mächtigen dieser Erde, die Inhaber ihrer Herrlichkeit, die Glücklichen, wie vielfach fliehen sie jede Veranlassung, in ihr Leben und in ihr Herz ernstere Blicke zu werfen! Die Weltmenschen, deren Vorbild der „reiche Mann“ im Evangelium ist, „der alle Tage herrlich und in Freuden lebte und sich anthat mit Purpur und köstlicher Leinwand“, wo vermöchten sie Zeit zu gewinnen und Lust zu einem Geschäfte, das, wie sie meinen, ja am besten bis zum 30. Februar verschoben werden kann! Bei Allen diesen und ihren Gefreundeten heißt es meist, wie ein Lied sagt:

Wie fürcht' ich mich mein Herz zu prüfen,
Mich zu erforschen, wer ich bin!
Wie blick' ich über seine Tiefen
Nachlässig, ach! mit Vorsatz hin.
Wohl warnt im Stillen mein Gewissen:
Betrüg', o Mensch, Dich selber nicht!
Doch um mein Unrecht nicht zu wissen,
Vergeß' ich, was mein Jesus spricht.

Bei allen diesen Christen, die nur die Namens- und Wassertaufe erhalten haben, kann in keiner Hinsicht von einer

Selbsterkenntniß die Rede sein, um so weniger, als darunter Unzählige sich befinden, welche keine andern Gesetze, als die ihrer Standesvorurtheile, ihrer Eitelkeit, der maßlosesten Selbst- und niedrigsten Genußsucht, des gar oft die traurigsten Mißklänge gebenden sogenannten „guten Tones", der „conventionellen Sitte", der leeren Etiquette u. s. w. kennen und zu fassen vermögen.

Nun — die Zahl der unheilbaren Kranken ist groß. Wir können das nicht ändern. Und versagt die innere Naturheilkraft ihre Mitwirkung, ist kein: Herein! zu vernehmen, wenn der äußere Arzt anklopft, so ist der Patient aufzugeben im leiblichen, wie im geistigen Leben. Christus selbst, obgleich er nach der heiligen Sage Todte erweckte, mußte die alten Pharisäer und Schriftgelehrten aufgeben, und Moses die betagten Israeliten erst aussterben lassen, ehe er seinem Volke eine bessere Verfassung zu bieten vermochte. Gott wird den Materialisten, Atheisten, Pharisäern, Mystikern gnädig noch jenseits erleuchtete Augen geben, daß sie das hier versäumte Heil suchen und schaffen, so viel ihnen möglich!

Um so dringender aber muß es erachtet werden, wie das jüngere Geschlecht, so Alle, welche noch fähig sind, das zu bedenken, was zu ihrem Frieden dient, vor solchem Verrath an sich selbst so ernst als möglich zu warnen und beiden das Wort des griechischen Tempels dringend an's Herz zu legen.

Wie der, welcher nicht täglich sein Antlitz beschaut im irdischen Spiegel, gewiß dahin geht in dem schmutzigen Gewande des seligen Diogenes, der in einer Tonne wohnte, so wandelt der, welcher den geistigen Spiegel der Wahrheit flieht und die Selbstschau in demselben, nicht in sittlich reinen Kleidern. Wo Jemand aber nicht alle Zeit also geschmückt vor Gott, Menschen

und sich selbst einherzugehen strebt, seine Würde ehrend, da stehen vor ihm, wie hinweggescheucht, auch alle edleren Freuden, die dem blühen, der nicht blos im Spiegel der wahren Erkenntniß seiner Selbst sich beschaut, sondern auch die Flecken abzulegen strebt, die sein unpartheiisches Auge hier wahrgenommen hat.

Darum, die ihr glücklich zu leben begehrt, scheuet sie nicht, die rechte Selbstschau, als könnte sie vertagt oder gar als unnütz bei Seite gesetzt werden, wie ein altes Möbel. Welchem Stande Du auch angehörest, welche Firma oder welches Wappen Du führest, welchem Geschäfte oder Amte Du vorstehest, welcher Altersklasse Du eingereihet bist: vergiß es nicht, so wahr wir Bürger der Erde und der Ewigkeit sind, es giebt keine wichtigere Pflicht. Was könnte es Dir nützen, wenn Deine Actenstöße, Deine Conti's, Deine Rechnungsbücher in noch besserer Ordnung sich befänden, aber mit Deinen geistigen Protokollen stände es so, daß Du lieber heute als morgen liquidiren und Deine Insolvenz ansagen könntest? Du hättest ja doch einen Bankerott und zwar den schlimmsten gemacht.

Darum scheuet sie nicht nur nicht die Selbstschau, sondern weihet ihr dieselbe stehende Sorgfalt, womit der Geschäftsmann Abends seine Kasse, der Landmann seine Scheuer, der Beamte sein Bureau schließt.

Nicht umsonst hat Gott den ersten und letzten Stunden des Tages das Siegel so heiliger Stille aufgedrückt. Wende sie an diese Stille nach des alten Pythagoras Vorschrift, welcher, weil er selbst nach diesen Regeln lebte, der erhabene und edle Weise war, dessen Namen wir nicht aussprechen können, ohne im Geiste vor ihm ehrfurchtsvoll unser Haupt zu entblößen.

Zwei Sprüche führte er im Munde und im Herzen:

Den Frühspruch:

Bist Du Morgens erwacht vom erquickenden Schlaf, so bedenke
Alsobald und mit Ernst, was Du zu thun hast des Tags.

Den Abendspruch:

Eher schließe nicht der Schlaf die sinkenden Augen,
Bis Du dreimal durchdacht hast all' Deine Werke des Tages,
Eher nicht, bis Du gefragt: Wohin Du gekommen?
Was Du gethan und was Du Göttliches noch unterlassen?

Er selbst fragte sich oft mit den Worten eines alten Dichters:

Worinn'n versah' ich's? Was that ich?
Und — was zu thun unterließ ich?

Christus selbst beschloß keinen Tag, ohne in Einsamkeit solche Schau seines Lebens gehalten zu haben. Die edelsten Menschen aller Zeiten empfahlen sie nicht blos, sondern übten sie, und wurden das, was sie waren, durch sie.*)

Wäre es nicht anders ausführbar im Drange und Gewühle des Lebens, versäumet lieber etwas von Euren irdischen Registranten, nur in diesen Tagebüchern vernachlässigt nichts, denn es sind Acten für Zeit und Ewigkeit, während jene einst Staub werden, wie Eure irdische Hülle.

An jedem Morgen, an jedem Abende sollt Ihr specielle Selbstschau halten, am besten nach Psalm CXXXIX, 23 f. und Gal. VI, 4; aber außerdem noch General-Revisionen vornehmen mit Kassensturz an dem letzten Tage, wenigstens am letzten Abende Eurer doch schneller, als Eisenbahnzüge und telegra-

*) Allen, welchen die wichtige Angelegenheit Ernst ist, kann Zschokke's Schrift: Die Selbstschau nicht genug empfohlen werden als ein wahrhaft heiliges Buch.



phische Depeschen dahin fliehenden und Euch der Ewigkeit entgegenführenden Jahre, an den Vortagen, wenigstens Vorabenden vor Eurer Abendmahlsfeier, an Euren Geburtstagen, an den Gedenktagen an Eure in die Ewigkeit Euch vorangegangenen Lieben; Revisionen vornehmen mit unerbittlicher Strenge, Revisionen nicht nach Anstandsbuch und Etikettentabellen, Revisionen insonderheit nach Jesu Wort und Vorbild, Jesu, der spricht: „Ein neu Gebot gebe ich Euch, daß Ihr Euch unter einander liebet!“ Revisionen vor Gott, dem Herzenskündiger, dem Heiligen und Gerechten! Revisionen, Revüen, wie kein irdischer Feldmarschall strenger ein Heer mustern kann, vor der Ewigkeit und dem Gerichte der Ewigkeit, Revisionen mit den rücksichtslosesten Monitis, mit der ernstesten Forderung: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, sonst kann er nicht in das Himmelreich kommen“, nach Ebr. XII, 11; 2 Cor. VII, 10; 2 Sam. XXII, 36; Psalm XVIII, 36.

Wenn Rigorose fordern: jeder Christ solle, wie er über sein irdisches Schaffen und Streben Register und Rechnungen führt, ein Tagebuch halten in gleicher Genauigkeit über sein geistiges Leben und Wirken, gewissermaßen ein großes Beichtbekenntniß, so ist allerdings zu erwiedern, daß dazu das irdische Leben zu kurz sei und dasselbe der Ansprüche zu viele mache, als daß dies bei dem besten Willen auszuführen wäre, außerdem das Gedächtniß und — was besonders hervorgehoben werden muß — das Gewissen, diese Gottesstimme in dem Menschen, ein solches Protokoll schon besorge gar viel besser, als mancher junge Referendar oder Commis es könnte.

Nichts desto weniger — da litera scripta manet — und wir auch derer gedenken sollen, die in unsern ob hochadeligen oder ehrbar bürgerlichen Familien vor dem Richterstuhle

höchster Instanz stehen, vor dem Forum der Sittlichkeit ganz al pari, wie die Börse sich ausdrückt — es wäre nicht nur an und für sich wünschenswerth, sondern auch ein wahres Segenswerk, wir möchten sagen: eine heilige Schrift, ein wahres Sanscrit für die Zukunft aller Familien, wenn in jeder derselben eine Chronik angelegt würde, in welcher, soweit man zurückdringen kann in die nebelvolle Vergangenheit, Biographien der Stammeltern aufgestellt, und Lebensbeschreibungen der jetzt Lebenden ausführlich gegeben und aufbewahrt würden.

Die alten Römer bewahrten die Bilder berühmter oder verdienter Ahnen in besonderen Gemächern auf, die für Heiligthümer angesehen wurden.

Unser Adel thut es noch, indem er Titel-, Orden, Wappen und wer mag sagen: welche andere Insignien hinzufügt.

Warum und aus welchem Grunde steht unser Bürgerstand hier nach? Wahrlich: Luther und Melanchthon, Schiller, Herder (der Sohn eines armen Schulmeisters) und hunderttausend und mehr Andere, ja, daß wir den Punkt auf das i setzen, Christus hatte auch seine Ahnen!

Unheilvolle Abgötterei, schmachvoller Götzendienst, jammervolle Fetischanbetung, wo, wie so vielfach geschieht, noch heut die Nachkommen sich behaglich ausstrecken, wie auf einem wohlgepolsterten Divan, auf den Lorbeeren, die ihre Ahnen errangen, ohne die Unwürdigkeit solcher Rast tief im Gewissen zu fühlen!

Aber — wo wahre, wirkliche Ehrfurcht vor den Altvordern der Familie im Herzen wohnt, da wird der Blick auf die Ahnenbilder, die Erneuerung ihres Andenkens, auch wenn dieselben nicht in Türkenkriegen und Saracenenzügen Fahnen erobert, oder als Geldfürsten Millionen gehäuft in gieriger Speculation,

oder zufällig gewonnen im Börsen- oder Glücksspiele, sondern nur gelebt in Gottseligkeit und Ehrbarkeit, ein mächtiger und durch nichts zu ersetzender Antrieb, ein heiliger Sporn sein zum Streben ihrer würdig zu werden.

VII.

Die Selbstbeherrschung,

oder „Selfgovernment!“ wie der Engländer es nennt.

Nicht blos im Idealstaate, auch im Idealleben der Einzelnen, dem Mikrokosmos des Völkerlebens ist die Parole: entweder — Monarchie oder — Demokratie? wenn wir ein glückliches Leben führen wollen, von der höchsten Wichtigkeit.

„Einer sei Regierer!“ spricht der Altvater Homer, von dem Pisistratos singt:

> Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homeros'
> Ewiges Lied; ihn krönt der olympische Kranz,
> Lange sang die Natur und schuf. Und als sie geschaffen,
> Ruhete sie und sprach: ein Homeros der Welt!

Und noch heute stimmen wir ein in diese Hymne:

> Demokratie! Volksherrschaft!
> Schönes Bild an der Wand!
> Ja, wenn die Menschen — Engel wären!
> Aber — ꝛc. ꝛc.

Nun, als die Gemeinde in R., die 1848 in republikanischer Verzückung schwelgte, in demokratischen Träumen einer Tausend und Einen Nacht sich schaukelte oder vielmehr delirirte, und

poetisirende Volksredner, und wie aus dem vollen Monde stracks wie Schneeflocken oder Sternschnuppen herabgefallene kühne Weltverbesserer wie ehemals Ehren-Catilina die Puppe gar zierlich und prächtig auf- und herausputzten, oder wie einen täglich neu mit goldenen Früchten in silbernen Gefäßen süß und saftig sich füllenden Weihnachtsbaum schmückten und mit Kerzen besteckten:— als die gedachte Gemeinde von keiner andern Seite her sich wollte belehren und bekehren lassen in dieser Rosenzeit der jungen Liebe und ihres süßen Kosens mit der so hold und süß lächelnden Republik: da nahm sich der alte Geistliche vor, einmal recht nachdrücklich die Leute, die er größtentheils getauft hatte, abzukanzeln nach Luthers Weise und Art.

„Was seid Ihr hinausgegangen zu sehen?“ Matth. XI, 7, fragte er. „Wollt Ihr nicht Gott und Euch selbst belügen und betrügen, wollt Ihr der Wahrheit wenigstens halb die Ehre geben und reden was recht ist im Himmel und auf Erden, so sprechet: Weder ein „wankendes Rohr“, das Ihr selber seid, noch auch „Menschen in weichen Kleidern“, die die nicht tragen, die jetzt die Welt regieren wollen, noch einen „Propheten“, wie Johannes den Täufer, der ruft: Thut Buße 2c., noch Christus selbst, der mahnt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht!“ sondern nun: Wen zu sehen seid Ihr hinausgegangen in Eure Volksversammlungen auf Berge und auf Ebenen, in Eure Feste mit bunten Fahnen und angeblichen Freiheitsbäumen, in Eure Zusammenkünfte, wo wüste Volksredner auftreten und Euch vorreden von dem himmlischen Jerusalem, das auf ihren Lippen herniederschwebe? Hinausgegangen seid Ihr, um zu sehen das Fastnachtspiel, dessen Name „Republik“ heißt!“

„Aber — Ihr „ungläubigen Galater!“ — ich kann keinen

andern Namen Euch geben, wenn ich nicht auch ein Lügner sein will — wie ist Euer Herz bethört!"

„Ihr wollt – Republik?"

„Wißt Ihr auch, was das für eine Verfassung ist, in welcher, wie man Euch sagt, Milch und Honig in Strömen fließen?"

„Ihr saget: ein Staat, da das Volk sich selbst regiert, das Volk selbst Kaiser, König, Fürst ist, keinen Fürsten mehr bedarf oder wo dieselben zu Landräthen werden im Namen der Hoheit des Volkes, Leute, die blos ausführen und vollstrecken, was das Volk decretirt."

„Ich aber sage Euch und zwar im Namen des Herrn, der spricht: „Gebet des Kaisers was des Kaisers ist ꝛc." ich sage Euch die Wahrheit: Wenn Ihr diese Verfassung an die Wand malt, die Alles duldet, so habt Ihr ein köstliches Bild! Denn was Schöneres und Herrlicheres ließe in dieser Welt sich sinnen, dichten, denken und wünschen, als eine öffentliche Ordnung der Dinge, in welcher vom Fürsten herab bis zum niedrigsten Unterthan, vom reichsten Manne bis zum ärmsten Bettler, vom größten Weisen bis zum größten Einfaltspinsel Alle, Alle „Herren von Gottes Gnaden" sind, und „Freiheit und Gleichheit" nicht nur rufen, sondern auch haben, Alle, Alle nicht nur von Brüderlichkeit reden, sondern auch als Brüder leben!"

„Das wäre das Paradies vor dem Sündenfalle selbst."

„Aber — und ein ernstes Aber! das uns die schwersten Bedenken vor die Augen rückt. Denn Jeder, der da ein Haus bauen will, läßt, wenn er weise ist, erst einen vertrauenswürdigen Baumeister kommen, einen Riß anfertigen, einen Kostenanschlag aufstellen, und sitzet, wenn schon er das Geld im Kasten hätte, Tag und Nacht und prüfet den Entwurf und

siehet zu, ob das Haus nicht nur nicht auf Sand gebaut werde, sondern auch im Innern wirklich wohnlicher sei, als das alte. Und erst, wenn er davon hinreichend in wiederholtem Rathe sich überzeugt, läßt er den Meister rufen und spricht: „Wohlan, in Gottes Namen! fange das Werk an!“

„Findet er dagegen bei näherer Erwägung von Allem das Gegentheil, sieht er ein, daß die Wirklichkeit dem Bilde nicht entsprechen könne, begreift er wohl gar, daß im alten Hause viel besser wohnen sei, wenn man nur bescheiden und zufrieden sein wolle: so spricht er zu den Seinigen: „Unsere in Gott ruhenden Vorfahren sind der Jahre viele in diesem Hause aus- und eingegangen und glücklich gewesen. Auch wir können es noch und unsere Kinder auch, wenn einige kleine Reparaturen daran vorgenommen werden. Wir wollen verständig sein und es nicht machen, wie der kluge Nachbar drüben, welcher in thörichtem Uebermuth, obwohl die alte Wohnung noch lange hätte stehen können, ein Haus baute, stattlich von Außen, wie ein Herrenhaus, aber dermaßen sich auch verbaute, daß er jetzt mit den Seinigen Mangel leiden und noch außerdem Spott und Hohn erdulden muß.“

„Gleich also“ — fuhr der Geistliche fort, während die Gemeinde jedes Wort achtsam empfing — „gleich also ist es mit der neuen Staatsverfassung der Republik, die Euch die Chorführer der Revolution vormalen mit den glänzendsten Farben als einen himmlischen Palast, da man alle Tage nur ißt und trinkt und guter Dinge ist, wie in Belsazars Speisesaal.“

„Aber — ich rufe nochmals: ein ernstes Aber! — und ob Ihr auch das Gemälde fassen ließet in den köstlichsten Goldrahmen, den Ihr finden könnt in einer Ausstellung, es ist und bleibt, wie im dreißigjährigen Kriege der Herzog Bernhard von

Weimar zu einem Mönche sagte, der ihm auf der Karte für sein Heer einen klügern Operationsplan darlegen wollte. Der praktische Heerführer sagte kurz: „Ganz gut, Herr Pater, wenn nur Eure Finger Brücken wären!“ und wandte sich von ihm. Hier ist es eben so. Ja, wenn die Dinge in der Wirklichkeit sich ausführen ließen, wie sie sich dichten lassen!“

„Gewiß, wenn alle Menschen Weise und Edle wären, so müßten wir eine Republik haben, und dieselbe würde außerdem von selbst kommen, wie der Frühling, wenn der Winter vorüber ist und der Schmetterling aus seiner Puppenhülle emporschwebt und die Blüthe aufbricht, wenn ihre Zeit kommt.“

„Doch noch Eins, und gerade daran werdet Ihr nicht wollen. Sollte mit der Republik wenigstens ein Versuch gemacht werden, so müßte sie, wie Ihr wißt, eine hinlänglich feste Grundlage haben oder einen Boden finden, in welchem sie ihre Wurzeln nach allen Seiten in fruchtbare Erde ausbreiten könnte. Sonst gliche sie einem Luftballon oder der Hütte des Propheten Jonas unter Kürbisblättern, mit klaren Worten: sie müßte in den Familien, diesen Bausteinen des Staates, also von unten herauf beginnen, wie die Saat ja auch kommt aus der Erde, d. h. Ihr Hausväter und Hausmütter! die Ihr es ja auch nicht allen Hausgenossen recht machen könnt, so herzlich Ihr darum sorget, Ihr müßtet Landtage einrichten in Euern Häusern, Landtage im Kleinen, etwa alle Sonnabende oder Sonntage, Landtage mit Euren Kindern, Eurem Gesinde, Euren Taglöhnern, Landtage, in welchen Ihr ihnen Rechnung ableget, ihre Monita zu ernster Prüfung entgegennehmet, ihnen den Arbeitsplan für die nächste Wochenperiode zur Genehmigung oder Verbesserung vorleget, sie darüber anhören und abstimmen

lassen, um darauf hinzugehen und auszuführen, was in dem hohen Rathe Eurer Hausrepublik beschlossen worden ist."

„Habt Ihr so gar großes Verlangen nach den goldenen Aepfeln der Republik, so versuchet, ehe Ihr weiter ihre Apostel anhört — um recht sicher zu gehen — sie wenigstens erst nur im Kleinen, aber — das rathe ich Euch, um auf alle Fälle Euch und Eure Habe und Gut sicher zu stellen — das rathe ich Euch als ersten und letzten Artikel, als Alpha und Omega der aufgestellten Verfassung: behaltet Euch vor in bester Form Rechtens, Euch, wenn die Dinge nicht gehen sollten, wie die junge Zeit meint, „damit das Haus keinen Schaden erleide" (ne quid detrimenti respublica capiat, wie die alten Römer Sorge trugen), und der Wagen schief gehen könnte, jeden Augenblick wieder auf den Thron setzen und die Republik für wieder abgesetzt erklären zu können."

„Das rathe ich Euch so ernstlich, als ich kommen sehe: — es wird nöthig sein!"

So sprach der alte Pfarrer und die republikanischen Wogen in seiner Gemeinde legten sich.

Also — zumal da wir in Folge unserer politischen Reise ja über das republikanische Jodeln hinaus und alle Acten seit dem Jahre des Heils 1848 f. zu den Acten gelegt den Schlaf der Gerechten schlummern — auch im einzelnen Menschen keine Republik, keine Demokratie, in der ja ohnehin Selbstherrschaft, Souverainetät, Oberhoheit aufhören.

Aber vielleicht: Aristokratie, also Regierung von Seiten der Besten, der Weisesten und Würdigsten, wie ja der alte griechische Weise gesagt hat: „Es werde auf der Erde nicht eher besser werden, bis die Könige — Weise, oder Weise — Könige werden!" Ja, wenn nur nicht das Wort in der Praxis

und ihrer Wirklichkeit eine Münze in ganz anderm Sinne wäre und in dem Leben nächst der geistig-sittlichen Würdigkeit blos Leute von hoher Geburt, vom Geldadel rc. bezeichnete, diese Besten aber, wie Krug sich ausdrückt, nicht oft die Schlechtesten gewesen wären und nur auf Unterdrückung des Volkes gedacht hätten! Wir haben Staaten, wo die s. g. Aristokratie herrschte, bald gegen die Fürsten, bald mit diesen gegen das Volk sich richtend, gar viele gehabt, darunter aber keinen einzigen, der dem Begriffe eines Idealstaates entsprochen hätte.

Also ist es eben auch im einzelnen Menschen. Wo die Mächte der Leidenschaften, der Herrschsucht, des Familienstolzes, des falschen Ehrgeizes, der Geldmacht das Staatsruder führen, kann von einer wirklich höchsten Souverainetät nicht die Rede sein.

Nun aber die Monarchie, die absolute Monarchie, wie der französische Ludwig sie bezeichnete l'état c'est moi! das Cäsarenthum, der Sultanismus. Die Weltgeschichte nennt uns neben einer Reihe wahrhaft edler Regenten eben so viele oder noch mehrere, die Despoten, Wüthriche, Geißeln ihrer Völker und ihrer Zeit waren, und nichts kann offenbarer sein, als daß nur wenige Sterbliche eine unbeschränkte Macht ausüben können, ohne dieselbe — zu mißbrauchen. So im Staate im Großen; so im mikroskopischen Staate, den der einzelne Mensch bildet. Ein gewaltiger eiserner Wille ist noch lange keine Weisheit und seine Souverainetät ist Tyrannei, die nach den ewigen Gesetzen der Natur und des Sittengebotes, wie Saul, bald in ihr eigenes Schwert fällt und in Anarchie sich auflöst.

Jedoch wie? wenn weder die Demokratie, noch die Aristokratie, noch die Monarchie weder im Staate, noch im einzelnen Menschen auf dem Throne sitzen, das Steuer lenken, regieren

und führen kann, wie es nach Gottes Willen zum allgemeinen Wohle geschehen soll: welche Kratie dann?

Wir antworten einfach, auch in Beziehung auf den einzelnen Menschen, die Nomokratie, das Gesetz Gottes, auf den zwei Tafeln am Berge Sinai*) gegeben, in dem Gewissen bestätigt, in dem Evangelium erläutert und erweitert, mit dem Wahlspruche: Hier wie im Staate muß das wahre Wohl das erste Gebot sein (Salus populi suprema lex esto!) in Verbindung mit einer Verfassung, Constitution im Geiste Solons, der gesetzliche Ordnung in Griechenland schuf nach dem Grundsatze:

Ich ertheilte dem Volk so viel an Macht ihm gebührt,
Nicht zu viel an Ehre gab ich, zu wenig ihm nicht.
Aber die Einfluß hatten und die hochragten durch Reichthum,
Denen sollte auch nimmer zu nahe gescheh'n.
Und ich stand und deckte mit mächtigem Schilde Beide,
Keinem Theile ich gönnt' über das Rechte den Sieg.

Und in dieser Weise soll der ganze Mensch regiert werden, d. h. unter der Oberhoheit der Vernunft, also, daß weder Mönchsthum und finstere Asketik, noch pharisäisches Heuchlerwesen, noch roher Materialismus Fürst sei im Lande, sondern das sittliche Gebot, Röm. II, 14. 15. Das soll Oberherr sein im Staate, in der Familie, im einzelnen Menschen, in ihm soll Jeder Fürst, Souverain sein in und über sich selbst und seine widerspenstigen Unterthanen, die sündlichen Begierden,

*) Was ein weiser Römer von dem römischen Zwölftafelgesetze sagt: „es habe der Welt mehr Heil gebracht, als unzählige Schriften der Philosophen", gilt in gleichem Sinne auch von dem Dekalog.

1 Mos. VIII, 21; Jac. I, 14. 15; Röm. VII, 18 f.; Matth. XV, 19, XXVI, 41; 1 Mos. IV, 6. 7.

Hier aber gilt es nicht, wie wohl schwache Fürsten theilweis um Volksgunst gebuhlt haben, dem Begehren des Volkes nachzugeben gegen bessere Ueberzeugung, sondern eingedenk zu sein des Wortes Plato's: „So lange wir leben, werden wir der Erkenntniß dann am nächsten kommen, wenn wir so wenig als möglich Umgang mit dem Körper und keine Gemeinschaft mit ihm haben außer soweit es unumgänglich nöthig ist, noch uns von der Natur desselben erfüllen lassen, sondern seine Ansteckung meiden, bis uns Gott selbst erlöst."

Mögen Schmeichler die Helden preisen, welche in Schlachten (diesem Schandfleck in der Geschichte unseres Geschlechts) Tausende schlugen, die Goliath und Simson, die Attila und Alexander ꝛc., die aber oft oder immer dem Fetisch thörichten Ehrgeizes dienten und mit der Dirne eitler und nichtiger Ruhmsucht in schändlichem Umgange lebten, dem Geize, der Habsucht, der Rachsucht ꝛc. fröhnten, niedere Sclaven ihrer sündlichen Leidenschaften und Laster waren: ewig wahr bleibt jener Lüge gegenüber das Wort: „Größer ist, der sich selbst (seine sündlichen Begierden) überwindet, als der, welcher Mauern erstürmt!" wie ein altes Lied singt:

Mache Dich, mein Geist! bereit,
Wache, fleh' und bete,
Daß Dich nicht die böse Zeit
Unverhofft betrete,
Denn es ist
Satans List
Ueber viele Frommen
Zur Versuchung kommen.

und ein neues mahnt:

Mich selbst muß ich bezwingen,
Um Dir, Gott! treu zu sein,
Das Gute zu vollbringen,
Die Sündenlust zu scheu'n,
Muß ich mit edlem Muth
Mich auf den Kampfplatz wagen,
Mir manchen Wunsch versagen
Und jedes falsche Gut!

Wie unsere heiligen Urkunden uns ans Herz legen: „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht!" Joh. VIII, 34 und: „Nur wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!" 2 Cor. III, 17. Vgl. Eph. VI, 12 f.; 1 Petr. II, 11 f.; Jac. I, 22—27; 1 Petr. III, 8—15; Röm. VI, 19—23, gleich also reden die weisesten Männer des Alterthums überhaupt; also, um wenigstens einige Beispiele anzuführen: Plato: „Alle Lasterhaften sind Sclaven, und Sünde ist Krankheit, Häßlichkeit und Schwachheit der Seele!" — Pythagoras: „Befleißige Dich, über Dich selbst — Herr zu sein. Thue nichts Schändliches weder allein, noch mit Andern, bewahre die Achtung gegen Dich selbst!" — Cicero: „Die Vollkommenheit des Menschen, die wir Größe und Erhabenheit nennen, hängt nicht von den Kräften des Körpers, sondern des Geistes ab. Der Körper muß zuvor geübt werden, damit er zur Ausführung der Geschäfte geschickter, gegen Beschwerden abgehärtet, ein brauchbares Werkzeug der Seele sei und den Beschlüssen der Vernunft gehorchen kann. Aber das, was eigentlich stark, lobenswürdig und Tugend ist, liegt ganz in der Seele und in der Anwendung der Vernunft bei'm Ueberlegen." — Mark-Aurel: „Hemme die Leidenschaften! dämpfe die Begierden! Aber die Königin Vernunft erhalte bei ihrer Macht über Dich selbst!" —

Horaz: „Nur der ist wahrhaft weise, der sich selbst beherrscht!" — Plutarch von Chäronea: „Die Vernunft will keineswegs die Leidenschaften ausrotten, was weder möglich, noch zuträglich wäre, sondern ihnen nur die nothwendigen Grenzen und Schranken setzen und auf solche Weise die moralischen Tugenden erzeugen, die in dem Ebenmaße und in der Eingeschränktheit, nicht aber in der gänzlichen Unterdrückung der Leidenschaften bestehen."*) — Wieland: „Die Leidenschaften sind nicht, wie die Stoiker lehren, Krankheiten der Seele, sondern vielmehr die Winde auf dem Meere, ohne welche keine Schifffahrt von Bedeutung zu Stande kommen kann."

So soll denn nach Gottes heiliger Weltordnung unter allen Umständen, wie der Seekapitain auf dem Schiffe, die Vernunft frei und unbehindert das höchste Gubernium führen, sie, dieses Vermögen der Erkenntniß des Göttlichen, das schon der alte Konfutse „den Fürsten, der vom Himmel stammt" und Epiktet „das Edelste und Vornehmste" nennt, „was im Menschen wohnet"; so soll sie als höchste und letzte Instanz, als wahrer König von Gottes Gnaden und Recht souverain am Regimente sitzen; so soll im Menschen, der sich selbst erkennt, der kindische Streit: ob Demokratie? ob Aristokratie oder Monarchie? verstummen und Verstand, Vernunft und alle Sinne sollen vor der Nomokratie, der Herrschaft des Gesetzes, sich huldigend beugen.

Zu allen Zeiten muß die Frage sein: „Steht unser sinnliches Verlangen mit den Forderungen des Sittengesetzes in Uebereinstimmung oder nicht? Nur im ersten Falle soll ihm

*) S. Leidenschaften.

gewährt, im zweiten selbst die bestabgefaßte und mit allen möglichen Unterschriften ausgestellte, oder die drohendste Sturmpetition ohne Weiteres zurückgewiesen werden von der Vernunft nach dem Gesetz, mit der Entschiedenheit, mit der Vater Luther zu Meister Satanas sprach, als seine Erscheinung nicht von ihm weichen wollte: „Nun packe Dich! In diesem Hause bin ich Herr!" Ja kein Dingen, kein Makeln, kein Scherzen mit der Sünde! „Das Wesen der Selbstbeherrschung (in welchem Jeder ein wahrer König sein kann und soll, eine wirkliche Majestät), sagt von Ammon, kann nicht darinnen bestehen, daß wir die inneren Affectionen des Willens völlig aufheben, was eben so wenig möglich ist, als es außer unsern Kräften liegt, der Aeolsharfe Töne zu entlocken in der Windstille oder ihr im Freien Schweigen zu gebieten, wenn die Fittige des Sturmes ihre Saiten berühren. Wollte man aber nach der Fühllosigkeit der Stoiker, Quietisten und Quäker streben, oder eine solche, wie die Höflinge erkünsteln, so lange sie im Dienste sind, so würde dies nur bei einer widernatürlichen Anspannung oder Ueberspannung möglich werden, welche den Geist selbst in seinem freien Wirken beeinträchtigte" rc. Aber, wie die Leidenschaften, müssen die sinnlichen Erregungen gezügelt werden. Darinnen übt die Vernunft und in ihr der geistige Mensch das Recht der Krone aus, die er trägt; darinnen fühlt sich der Mensch durch das Bewußtsein der treu geübten Herrscherpflicht hochbeglückt; darinnen ruhen alle Keime unseres Wachsthums in der Tugend und sittlichen Vollkommenheit, aus welcher allein die reinsten Freuden fließen, 2 Cor. III, 5; 2 Tim. II, 8; Röm. XII, 21; Psalm CX, 7; darinnen werden die ausdrücklichen Forderungen des Christenthums überhaupt, Matth. V, 29 f.; Gal. V, 16; Tit. II, 12, und des

Beispiels Jesu insbesondere erfüllt. Matth. IV, 1 f.; VIII, 25 f.; XIII, 37. X, 39 f."

Um so wichtiger muß für jeden Gebildeten die Frage sein: Wie übe ich mit Erfolg die offenbar so schwierige Regierungskunst, das Recht und die Pflicht der Selbstsouverainetät in der rechten Weise, in dem rechten Geiste, mit sicherem Erfolge, zu voller Zufriedenheit meiner Unterthanen, zu wahrem Segen für alle Stände? Ist es doch auch hier wahr, daß „Gehorchen gar viel leichter ist und bequemer, als Befehlen", zumal in unserer Zeit einer so weit fortgeschrittenen Cultur und — Aftercultur!

Nun: Wir haben ein Recept der größten Weisen aller Zeiten und Völker, nach dem wir nur sorgfältig verfahren dürfen, und es wird sich Alles wohl machen und gestalten.

Erstens nämlich: Ein Jeglicher halte seine Einbildungskraft also im Zaum und Zügel, daß sie ihm nicht Bilder der Sinnlichkeit vorgaukele und an die Wand zeichne, welche wider die Vernunft streiten.

Zweitens: Handle nie, so lange irgend ein Affect Deine Seele erregt, fest überzeugt, Du werdest jedes Wort, jede That zu bereuen haben, denn so wenig nach der Schrift der „Zorn thut, was vor Gott Recht ist", eben so wenig vermag es eine andere Leidenschaft. Alle Affecte umdüstern den Geist, täuschen mit Phantomen, lähmen seine Kraft.

Drittens: Suche Deine Affecte herabzustimmen, indem Du in Trauer und Schwermuth Zerstreuung suchest, im Zorn zu einem ernsten Geschäfte Dich wendest, bei Anwandelung zum Geize an die Nichtigkeit alles Irdischen, an Tod, Ewigkeit und Gericht denkest, im Uebermaße der Freude Dich unter Cypressen

und Trauerweiden versetzest, die zu starken Reizungen des Geschlechtstriebes durch geistige Beschäftigungen, durch ernste Untersuchungen und Betrachtungen in ihre Schranken weisest und dämpfest.

Viertens: Unterlaß nicht, Deine Sinnlichkeit durch Enthaltsamkeit von aufregenden Genüssen, durch gesteigerte körperliche und geistige Thätigkeit, durch der Gesundheit ohnehin nothwendige geregelte Bewegung im Freien in Zucht zu halten.

Fünftens: Halte Dir das Bewußtsein Deiner Menschenwürde stets lebendig gegenwärtig und gewöhne Dich, nur von diesem heiligen Berge aus den eilenden Wellenschlag der Welt und des menschlichen Lebens zu betrachten, von wo Dir Vieles klein und nichtsbedeutend erscheinen wird, was der gewöhnliche Weltmensch für groß ansieht. Erinnere Dich täglich, welch' ein ungeschickter Schiffer Du vor Dir selbst stehen würdest, wenn Du den Nachen Deines Lebens nicht sicher und mit fester Hand durch dieses hindurchsteuern könntest, wie verächtlich Du Dir selbst sein müßtest, wenn einige Meuterer aus dem Pöbel Dich vom Throne zu stoßen im Stande gewesen wären.

Sechstens: Wende im Kampfe mit sinnlichen Begierden Dein Auge fest auf wahrhaft weise und edle Geister, welche solche siegreich bestanden haben, weil sie es redlich, treulich, ernstlich wollten, auf einen Pythagoras, einen Archytas von Tarent, einen Sokrates, einen Plato, einen Plutarch, einen Mark-Aurel-Antonin, einen Seneca, Cicero, Luther, Melanchthon ꝛc. ꝛc., besonders auf Jesus Christus.

Siebentens: Versäume nicht, zu suchen die Himmelskraft, welche das Gebet giebt, dieser höchste Aufschwung zum Ewigen, dessen wir jetzt schon fähig sind, gläubig im Geiste Jesu, der unüberwindlichen Muth und weltbesiegende Kraft spendet unter

allen Kämpfen des Lebens, 1 Joh. III, 9; Röm. VIII, 26; 1 Thess. III, 13; Ephes. VI, 10—17.

Es ist ein Wort, was nicht genug beherzigt werden kann, wenn Ganganelli spricht: „das Leben des Menschen besteht im ewigen Kampfe mit sich selbst, zwischen seiner übersinnlichen und sinnlichen Natur, welche sich um die Herrschaft streiten, aber nur dann in Harmonie sich auflösen, wenn eine erleuchtete Vernunft und ein frommes Herz an der Spitze stehen!"

Ein römischer Dichter und Weiser mahnt:

Nur der ist weise, der immer sich beherrscht,
Den Armuth, Ketten, selbst der Tod nicht schrecken können,
Der seine Leidenschaften dämpft,
Die eitle Selbstsucht nach Ruhm und Ehre festen Muths besiegt,
Und in sich selbst schon mehr besitzt,
Als ihm der Erdball geben,
Das wandelbare Glück ihm rauben kann!

„Ruhe und Zufriedenheit", sagt Mutschelle, „ist für die Seele das, was die Gesundheit für den Körper ist. Sie reizen, heben, schwingen zwar unsere Nerven nicht, wie die höheren Freuden und Vergnügungen, die eben darum nicht in Einem fort anhalten dürfen und können. Aber — sie gewähren, was der Gesundheit eigen ist, eine behagliche, gemäßigte Lebensbewegung, die Seele und Körper wohlthut, wie ein heiterer Himmel bei sanfter Windstille."

„Die einzige Kunst, Mensch! hienieden glücklich zu leben", ruft Herder, „ist — Maaß. Das Himmelskind, die Freude, nach welcher Du verlangst, ist in Dir, eine Tochter der Nüchternheit und des stillen Genusses, eine Schwester der Genügsamkeit

und der Zufriedenheit mit Deinem Dasein im Leben und im Tode."

Friedrich Rückert endlich singt:

Wenn Du die Deinen führst, bist Du ein Fürst zu nennen,
Führst Du zum Guten sie, wer wird zum Schlechten rennen!
Selbstherrscher ist, wer sich beherrscht, sein eigner Ob'rer,
Und — wer sich Herzen hat erobert, ein Erob'rer!

Hier aber gilt auch der Spruch:

Willst den Teufel Du lustig verschlucken,
Darfst ihm nicht lange in's Conterfei gucken!

VIII.

Die Gesundheit.

Der alte auch als Briefsteller berühmte römische Bürgermeister Marcus Tullius Cicero beginnt und schließt, so weit wir als ehemalige Cadetten der lateinischen Schulen secundi ordinis uns erinnern, seine Episteln immer oder doch in der Regel mit Fragen nach der Gesundheit und Wünschen für die Gesundheit, respective der Mahnung, für die Gesundheit zu sorgen, gewissermaßen in stereotypen Worten, ja einer seiner Briefe besteht blos in den Worten: „Wenn Du Dich wohlbefindest, so ist es gut. Ich befinde mich wohl! Lebe wohl!"

Wir dürfen, wenn nicht Alles täuscht, hieraus wohl entnehmen, wie fest die guten, lieben, von uns so oft unbillig getadelten Alten den Grundsatz hielten: „Nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen!"

Und wollen wir der Wahrheit nicht ganz die Ehre versagen, die ihr gebührt, so müssen wir mit unterthänigem Respecte in Aufrichtigkeit pflichtschuldigst anzuerkennen uns gedrungen fühlen, daß dieser epistolarische Eingang und Schluß gar viel wohllautendere Klänge hat, als unsere nach langen und schweren Befreiungskämpfen noch lange nicht über den Rhein hinüber getriebenen armen Etiquette-Floskeln der Perrücken- und

Zopfzeit, wie: Ew. Ew. habe ich unterthänig die Ehre ꝛc., oder: Ew. Ew. wollen geneigtest oder gnädigst geruhen ꝛc., und: ich verharre, bestehe oder gar ich ersterbe in tiefster Devotion Ew. Ew. ganz gehorsamster, ergebenster, treueigenster, unterthänigster Knecht ꝛc. ꝛc., wobei die Schreiber selbstverständlich, ihrer curialistischen Lüge sich schämend, vielfach — die Faust in der Tasche machten oder gar vermaledeiende Segenswünsche murmelten.

In der goldenen Mitte des vorigen Jahrhunderts war es begreiflicher Weise noch schlimmer bei uns armen Deutschen.

Denn da mußte man sich beugen vor dem s. g. bon ton, wollte man nicht unter Krethi und Plethi gerechnet werden, namentlich in Briefen auf gut Elsässisch schreiben, halb französisch, halb deutsch, wo möglich etwas mehr französisch, als deutsch, ein germanisch-gallisches Kauderwelsch: „Monsieur! J'ai l'honneur etc., Votre très humble serviteur" etc., was freilich gar manchmal zu curiosen Mißverständnissen führte, wie in Paris, wo ein Schweizer Wache stand vor einem neu angelegten Boulevard und einer gräflichen Matrone, die mit ihrem Schooshündchen gern eintreten wollte, auf ihr vornehm accentuirtes: „Je suis Comtesse de la Montmorenci!" antwortete: „daß Sie eine alte Pomeranze ist, seh' ich wohl, und Ihr kleiner Je suis darf vollends gar nicht herein!" oder auch jene Bauern, welche, als der Capitain seinen Franzosen commandirte: „Prenez garde vous!" riefen: „es brennt im Garten wo!" und den Schulmeister Sturm läuten ließen.

Was aber soll dies?

Die Rechtfertigung ist leicht!

Ohne erst unser Alibi constatiren zu wollen, soll die Schrift nicht ganz ihren Zweck aus den Augen verlieren, so liegt kein

Wunsch näher, als — wenn es möglich wäre — mit der geharnischten Beredtsamkeit jenes Redners, mit seinem: „Quousque tandem, Catilina!“ unserer Zeit die Sorge für die Gesundheit an's Herz legen zu können.

Somit aber sind wir in die Mitte des Gegenstandes (zu deutsch: in medias res) gekommen, wie Cicero mit Recht empfiehlt.

Man sollte nun zwar meinen, daß in einem Zeitalter so hoher Vernunft, als welches bei aller Unvernunft unser Jahrhundert selbstgefällig sich brüstet, das ganze Capitel mindestens mehr als überflüssig sei; meinen, daß das Nöthige schon in den Hörsälen unserer wie Universitäten sich brüstenden Dorfschulen docirt werde und jedem Bauerknaben hinlänglich bekannt sei; meinen, daß über solche Admonition ein Volk längst hinaus gedrungen sein müsse, das Alles besser zu wissen glaubt, als die größten Weisen und Aerzte alter und neuer Zeit zusammen.

Inzwischen, sind wir nicht ganz mit der ägyptischen Augenkrankheit geschlagen, so bedarf es weder eines Sonnen-, noch eines Salon-Mikroskops neuester Construction, noch einer Lupe, womit man den Schatten unterscheidet, welchen eine neugeborene Trichine wirft, um klar zu erkennen, daß, trotz alles Rühmens der Intelligenzsucht zu keiner Zeit intra et extra muros in allen Ständen jemals so viele Todsünden gegen das wichtigste aller Capitale, den Lebensfond, begangen werden können, als in unsern lieben, guten Tagen.

Der Lichtseiten unserer Zeit sind viele.

Aber wollen wir auch nicht, wie weiland Schiller mit Recht thut, von einer „kaiserlosen, schrecklichen Zeit“ reden, so werden wir eben so breite Schatten auch in Hinsicht auf die

Gesundheitspflege nicht wegleugnen können, auch wenn wir es noch angelegentlicher möchten.

Jener Bauer klagte: Es sei jetzt im Handel und Wandel gar nichts mehr zu machen, denn die großen Herren seien eben so hell geworden, wie sonst der dümmste Bauer! Aber vielfach in Rücksicht auf Sorge für Leib und Leben scheint unsere Zeit auf derselben Höhe des Mont Rosa zu stehen, wie dieser naive Held der Scholle. Wir sprechen hier nicht von den zahllosen alten und neuen Krankheiten, denen unser Geschlecht überhaupt unterworfen ist, und deren einer ein Jeder bei aller Sorge für seine Gesundheit endlich erliegt. Dieselben sind nothwendige Uebel. Von den Krankheiten, in welche sich der Mensch selbst stürzt, nur soll die Rede sein. Und siehe da! In den Weltstädten, wie in entlegenen Wald- und Haidedörfern, welche wüste, dämonische, jede menschliche Kraft weit überbietende, wilde, verwegene Jagd nach Geld- und Minutengenuß, ein tolles Wettrennen von einem Morgen zum andern und vielfach in der Nacht dazu! Welches Aufzehren von dem beschränkten Lebenscapital, als könnte man dasselbe in der nächsten Lotterie mit Gewißheit zehnfach wiedergewinnen! Welches wahnsinnige Speculiren nicht blos mit dem geringen, von rechtschaffenen Eltern sauer erworbenen und mühsam ersparten Vermögen auf Sein oder Nichtsein, als ob es eben auch nichts wäre, wenn man mit dem Stabe in der Hand gen Australien auszieht, wie von einem Orte zum andern! Welche die Kraft einer Dampfmaschine erschöpfende und naturwidrige Anstrengung, in welcher der Landmann, der Taglöhner, der Fabrikarbeiter bis hinauf oder hinüber zum Comptoiristen und Bureaukratisten, in ihren Zellengefängnissen ihr Leben abhaspeln müssen, als wäre es eine Schnur ohne Ende! Und wiederum auf der

andern Seite welcher fürchterliche wüthende Tanz mit den abzehrenden Leidenschaften der nichtigsten Ehrsucht, der wahnsinnig gewordenen Habsucht, der maßlosesten Genußsucht, als wäre der schwache, hinfällige, nur auf 70—80 Jahre berechnete Menschenleib ein Mann von Eisen und Stahl! Wie unzählige bleiche, abgehärmte, von Anstrengungen und Leidenschaften bleiche Gesichter, wie viele in ihrem 20. bis 30. Jahre schon mit grauen Haaren bedeckte, geistig und körperlich in flagrantem Concurs begriffene Jünglinge, und Greise, die kaum 40 bis 50 Jahre zählen! Wie große Schaaren solcher Leute, die unter Hohn und Spott über die Pilgerzüge der Katholiken, unter kindischem Jubel zu den jährlich sich mehrenden Turn-, Schieß-, Sänger- und anderen Festen unserer Tage sybaritische Wallfahrten halten! Unzählige jenen Studenten gleich, die in der Nähe eines reichen Kaufmanns ihrer Lust- und Luststreiche sich rühmten, der zu ihnen trat und sprach: „Meine Herren, wenn nur der hundertste Theil von dem Wahrheit ist, was Sie da erzählen, so sind Sie in der That ausgezeichnet lüderlich!“

Für diese colossale Verschwendung des Lebenscapitals, welche jetzt vielfach die Enkel der alten Germanen treiben, kann ein Heer von Jüngern des Aesculap nicht ausreichen, größer, als das Waffenaufgebot des Xerxes; für sie hat keine Allopathie Tincturen und Mixturen, keine Homöopathie Tropfen und Kügelchen, keine Sympathie Zauber genug, für sie giebt es in den jährlich wie Schwämme aus der Erde sprossenden Schwefel-, Schlamm-, Wellen-, Sturz-, Fichtennadel-, Russischen-, Römischen-, kalten und kochendheißen Bädern nicht Raum genug; für sie kann die edle Quacksalberkunst nicht Extracte, Elixire, Essenzen, Pillen genug brauen, destilliren, pressen, formiren. Wie das große Trommelconcert, das weiland Napoleon

Magnus, so lange er noch auf dem Throne saß, später leider, wie selbst Pariser Blätter ihn nannten, der „Usurpator von St. Elba", in Cassel geben ließ, saust und braust es durch die heutige Welt, und Tausende und Tausende ohne Zahl, ob auch Tausende täglich dahin sinken, stürmen wie von Taranteln gestochen nach auf Leben und Tod.

Doch — Cicero erhebt die Glocke, mahnt zur Ordnung, ruft: „Zur Sache!"

Wir aber gehorchen um so mehr, als wir dem uns vor Augen liegenden Zwecke gegenüber wenigstens die Beruhigung gewinnen möchten: „Et nos diximus et salvavimus animam!" Denn will die Zeit nicht achten auf die Zeiten, die lauter als ein Sprachrohr reden, dann gilt das Wort der Offenbarung: „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so würden sie auch nicht hören, wenn Jemand von den Todten auferstünde!" Am besten warnen die Fußstapfen.

Voß singt:

Gesund an Leib und Seele sein,
Das ist der Quell des Lebens,
Er strömet Lust durch Mark und Bein,
Die Lust des wackern Strebens;
Was man mit frischem Herzensblut
Und vollem Wohlbehagen thut,
Das thut man nicht vergebens!

Und ein anderer Weiser:

Offnes Ohr und klares Auge preiset recht,
Wer trüb und blind,
Ach, wir kennen Gottes Gaben erst,
Wenn sie verloren sind!

Schon der Leidende fühlt sich außer Stande, die ihm obliegenden Pflichten des Berufs und Hauses in vollem Umfange

mit der erforderlichen Umsicht und Kraft zu erfüllen; schon er entbehrt die stillen Freuden des Daseins, schon ihn flieht jeder Frohgenuß in und außerhalb seines Kreises, und er findet, kann die vielleicht durch eigene Schuld zerstörte Gesundheit durch die in so vieler Hinsicht ohnmächtige Heilkunst der Erde nicht wieder hergestellt werden, nur Rettung bei dem Arzte aller Aerzte, dem — Tode.

Um wie vielmehr ist dies der Fall bei dem wirklich Kranken! Sein Amt liegt, sein Geschäft stockt, sein Beruf ist unterbrochen, seine Wirksamkeit nach allen Seiten gestört, sein Haushalt leidet, seine Erwerbsquellen versiegen, die Möglichkeit seiner weiteren sittlichen Ausbildung und einer edlen Thätigkeit ist ihm benommen. Zugleich verstummen alle die schönen Klänge eines heitern Lebensgenusses in ihm und um ihn; eine düstere Stimmung bemächtigt sich seiner Seele; körperliche Schmerzen, schlaflose Nächte, schwere Sorgen weichen nicht von seiner Seele. Wer seine Gesundheit verlor, es sei ohne, noch mehr mit seiner Schuld, der verfällt dem traurigen Schicksale derjenigen in einem Heere, welche bald ermatten, und während ihre Kameraden rüstig und wohlgemuth vorwärts rücken, von einer Gegend des Lebens rüstig zur andern gelangen, einen Sieg um den andern erkämpfen, im Lazareth zurückbleiben, im besten Falle ein trostarmes Dasein hinschleppen oder vor der Zeit ihren Pilgerstab niederlegen.

Somit — was diejenigen, welche es besitzen, in der Regel am wenigsten erkennen — ist die Gesundheit des Geistes und Körpers nach der Weisheit und Tugend, eines der höchsten Güter und eine Hauptbedingung aller Glückseligkeit.

Aber — was kann und soll nach dem Gebote der Pflicht geschehen, um diesen Schatz, der hoch über Reichthum und

Ehrenwürde steht, nicht blos zu erwerben, sondern so viel möglich auch zu bewahren?

So abhängig der Mensch auch rücksichtlich seiner Gesundheit von unzähligen Verhältnissen ist, so wenig er Anlage zu Krankheit von sich zu thun vermag, und in keiner Hinsicht über die ihm von der Vorsehung bestimmte Zeit hinaus seinem Leben nur einen Zoll zusetzen kann, so ist doch eben so offenbar, daß auf der andern Seite der Mittel zur Abwehr von Krankheit und zur Erhaltung seiner Gesundheit Jedem unzählige dargeboten sind, so daß die Behauptung gerechtfertigt ist: der Mensch könne, auch wenn er sein Leben über das ihm gesteckte Ziel nicht zu verlängern vermöge, dasselbe, wenn er diese Mittel vernachlässigt und die Sorge für die Gesundheit hintenansetzt, doch verkürzen.

Wollten nur in allen Ständen die Menschen die Pflichten gegen ihre Gesundheit, welche ihnen selbst die Religion einschärft, in den verschiedenen Lebensaltern und Verhältnissen, gewissenhaft zu erfüllen sich bestreben, 1 Petri IV, 10; Sir. XXX, 15. 16; XXXVII, 30; Luc. XXI, 34; Ephes. V, 18, das Heer der Krankheiten würde sich um mehr als ein Drittheil vermindern, man würde eines frohen Erdendaseins sich freuen, man würde fröhlichen Muthes und Größeres wirken und ein höheres und glücklicheres Alter erreichen.

Gegenwärtige Schrift kann keine in's Einzelne gehende Anweisung zur Kunst geben, das menschliche Leben gesund zu erhalten, und verweist deshalb auf die trefflichen Werke über diesen Gegenstand, die wir bereits besitzen, namentlich auf Hufeland's bekannte Makrobiotik, Bergk, psycholog. Lebensverlängerungskunde ꝛc. Leipz. 1804, Heinroth, Seelengesundheitskunde ꝛc. Ebendas. 1823, Hartmann, Glückselig-

leitslehre ꝛc. Ebendas. 1823, **Bock**, vom gesunden und kranken Menschen ꝛc. Ebendas. 1860. Wenigstens folgende allgemeine Andeutungen jedoch glauben wir geben zu müssen:

I. Sorge für gleichmäßige Ausbildung Deiner Körper- und Seelenkräfte.

Wie unverantwortlich diese Pflicht in den verschiedensten Richtungen überhaupt und namentlich in früher Jugend und auf Schulen und in Erziehungsinstituten vernachlässigt wird, das bezeugen die größten Aerzte ohne Widerspruch.

Zwar behauptet **Plato**, daß die, welche durch einen starken Knochenbau, breite Schultern und große Füße sich auszeichnen, von der Natur zu Ackerbauern, Lastträgern, Matrosen, Kriegsknechten ꝛc., die aber, welche Adlernasen tragen, zu Königen oder Heerführern bestimmt seien ꝛc.

Inzwischen wenn auch, obschon nicht in so detaillirter Weise, des Menschen Bestimmung für seinen Beruf vielfach deutlich sich ausspricht, so kann dies die Forderung, die wir ausgesprochen haben, in keiner Hinsicht aufheben, so lange der Grundsatz fest steht: der Mensch soll zum Menschen gebildet werden.

Welche Verdienste auch in Sachen des Donat und der Grammatik den weltscheuen Dachstubenbewohnern unter den Gelehrten und so vielfach Verkehrten, wir meinen den in ihren Knaben- und Jünglingsjahren schon verkrümmten und mumificirten, kurzsichtigen, an Hektik hinhustenden, hypochondrischen, über ihre eigenen Füße stolpernden Doctoren und Magistern, als welche sie sich so sehr im Rasirspiegel oder in Photographien selbst gefallen, unbedenklich zu vindiciren sein mögen: um die wirkliche Wissenschaft, um das Leben können diese Dämmerungsfalter, diese Abend- oder Nachtmenschen mit ihren Grillen, die sie für Ideen halten, eben so wenig Lorbeerkränze

sich erwerben, als sie es seit den vergangenen Jahrtausenden vermocht haben. Dagegen sind sie in Gemeinschaft mit Webern, Kleidermachern, Schustern und Allen, die eine maulwurfähnliche Lebensweise führen, warnende Bilder, die zeigen, wohin jede einseitige Bildung nothwendig führe.

Wie der alte poetische Martin Luther sagt: „Summa summarum! Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir, wenn wir der Arbeit des Geistes angehören, die Ausbildung und Uebung unseres Körpers nicht vernachlässigen noch versäumen, sondern auf sie vielmehr unsere besondere Sorgfalt wenden; ist aber körperliche Arbeit unser Feld, in gleichem Eifer auf die Aufklärung unseres Geistes, die Veredlung unserer Herzen im Lesen guter Schriften unermüdet ernsten Bedacht nehmen nach dem alten Spruche: Jede Einseitigkeit ist — schädlich!" Napoleon d. Gr. sagte (Antomarchi I, 126): „Saß ich zu lange bei einer Arbeit, so brachte ich einen ganzen Tag zu Pferde zu; war ich in großer Bewegung des Blutes, so widmete ich vierundzwanzig Stunden der Ruhe und kam damit immer wieder in's Gleichgewicht ꝛc." Wie viel namentlich von Gelehrten, Comptoirleuten, Bureaumännern u. s. w. in dieser Hinsicht gesündigt wird, hat die Sprache keine Worte zu sagen.

II. Befleißige Dich der Mäßigkeit*) in allen Stücken!

Nächst der das erforderliche Gleichgewicht erhaltenden gleichmäßigen Ausbildung, Uebung und Pflege der gesammten Kräfte des Geistes und Körpers kann nichts mehr zur Erhaltung der Gesundheit beitragen, als die Enthaltsamkeit von jeder über die von der Natur gesteckten Grenzen gehenden Aufregung

*) S. Mäßigkeit.

und Abspannung. Jede zu lange, zu starke oder absichtlich herbeigeführte und unterhaltene Gemüthsbewegung, dieselbe mag aufreizender oder schwächender Art sein, stört das Leben und beeinträchtigt den gesunden Fluß desselben.

Anhaltende Nachtwachen, forcirte Reisen, wilder Tanz ꝛc. sind so gut ein früher oder später seine verderblichen Wirkungen unabwendbar äußerndes höchst gefährliches Gift, als der übermäßige Genuß des Branntweins, in dessen Rausche der Arme seinen Himmel auf der Erde sucht, und andere narkotische Mittel. Ebenso nachtheilig wirkt eine allzureiche Pflege der Ruhe und Bequemlichkeit, wie dieselbe der Phlegmatiker liebt.

Die beste Wissenschaft, vor Krankheiten sich zu hüten, ist die Diätetik des Geistes und Körpers. Der Engländer sagt:

Früh Schlafengeh'n und früh' aufwachen,
Wird gesund, weis' und reich Dich machen!

Und schon die alte Salernitanische Arzneischule empfiehlt:

„Fehlen dir Aerzte, so mögen die Drei als Aerzte Dir gelten:
Ruhe, heit'rer Sinn und Diät!"

Hippokrates sagt: „Durch Ruhe (in welcher das Gleichgewicht der Natur sich wiederherstellt und ihre Heilkraft entwickelt) werden oft die gefährlichsten Krankheiten besser geheilt, als durch Medicamente!"

Auch die Sorge für die Erhaltung eines edlen Frohsinns und einer heitern Welt- und Lebensanschauung ist ein Haupttheil der Diätetik. „Was den Geist aufrichtet", sagt Seneca, „nützt auch dem Körper!" Ein italienisches Sprüchwort sagt:

L'allegrezza nutrisce la vita!
(Heiterkeit ernährt das Leben!)

Aug. Feldhoff ruft:

Es liebt's ein trüber Sinn in dumpfem Brüten
Vor Dornen keine Rose blüh'n zu sehen,
Mit banger Scheu an jedes Werk zu gehen
Und gegen selbsterzeugtes Leid zu wüthen.

Indeß, die Welt ist voller Sang und Blüthen,
Wenn nur der Mensch die Sprache will verstehen,
Wenn nur die Brust durchströmet jenes Wehen,
Das Paradiese schafft und weiß zu hüten.

Wilhelm Meinhold spricht das schöne Wort:

Weiter kommt der Mensch, der dem Himmel lächelt in's Antlitz,
Als der grämlich sitzt und mit Gedanken sich abhärmt!

Elise von der Recke rühmt:

Der Frohsinn gleicht der kleinen Biene,
Die auf die Blumen niedersinkt
Und schwebend durch die süßen Düfte
Den Honig nur, nie Gifte trinkt.

Luther rettete seinen kranken Freund Melanchthon in Weimar, indem er ihn geistig aufrichtete.

Außerdem spricht Hippokrates ein goldenes Wort, wenn er sagt: „Im dreißigsten Jahre müsse Jeder sein eigener Arzt sein", d. h. er müsse wissen, was seiner Natur und Constitution schädlich oder heilsam sei ꝛc.

III. Verachte, aber überschätze auch die Heilkunde nicht!

Napoleon (Antomarchi I, 367 und 420) sagt: „Keine Mittel! Wir sind eine Lebensmaschine, eine Uhr, die nur eine Zeit lang geht und durch Reparaturen leichter verdorben, als hergestellt wird. Die Aerzte wollen Götter der Gesundheit

sein und sind nur Götter der — Recepte. Gebt mir äußere Mittel, so werde ich sie nehmen. Aber dem Innern meines Körpers Ingredienzen zuführen, die auch die stärkste Gesundheit zerrütten können, dazu werde ich mich nicht entschließen. Ich will nicht zwei Krankheiten auf einmal, die der Natur und die des Arztes."

Allein so vielfach wir auch ähnliche Aeußerungen vernehmen, es ist dies nicht die Sprache der Wissenschaft, sondern des frivolen Fatalismus, dem, wie der Held der Kanonen und Bajonette, Alle angehören, die sie führen, die Sprache der wüsten Gährung dunkler Revolutions- und Imperatoren-Ideen, wie dieselben in dem Kopfe des Corsen gespenstisch umgingen und spukten.

Der wahre Weise erkennt, daß die Vorsehung, welche überhaupt neben jedes Uebel Mittel der Hülfe gegen dasselbe legte, auch neben die Krankheiten — Heilmittel ordnete, dem menschlichen Geiste aber die Fähigkeit verlieh, dieselben zu suchen und aufzufinden. Sucht doch selbst das Thier, wenn es krank wird, mittelst seines Instinktes heilende Kräuter und Ruhe. Ist es doch geschichtlich nachweisbar, daß unter andern die Gemsen und denselben verwandte Bewohner der Alpen die Kräuter kennen, die sie zur Heilung von Uebeln aufsuchen und recht eigentlich alljährlich als Frühlingscour gebrauchen. Weiß man doch insonderheit von den Hirschen, daß sie zuerst den Menschen zum Gebrauch der verschiedenen Heilquellen und ihrer Wasser geleitet haben. Der weise Sirach spricht deshalb mit Recht (Sirach XXXVIII, 4. 12): „Der Herr lässet die Arznei aus der Erde wachsen und ein Vernünftiger verachtet sie nicht. Laß den Arzt zu Dir, denn der Herr hat ihn geschaffen und Du bedarfst seiner!"

Verachte die Heilkunde nicht, die selbst oft wie vor Augen der Krankheitsübel viele hebt, aber überschätze sie auch nicht, wie wieder Andere thun, welche den Arzt ansehen als einen Mann, welcher aus beschmutzten Kleidern sofort die Flecke entfernt, zerrissene Näthe auf der Stelle wieder zusammen fügt, daß Niemand mehr von dem Schaden etwas sehe, wie die thun, welche nach Ammons treffendem Ausdrucke, „den Arzt als Verwalter ihrer Gesundheit betrachten" und von demselben nichts Geringeres fordern, als daß er, wenn das Lebenscapital thöricht oder lüderlich vergeudet und Holland in Nöthen ist, wie jener Geld, so die Gesundheit wieder creditfähig mache, wie die thun, welche den Aerzten gegenüber wie jener verschwenderische Fürst es mit seinen Landständen meinte:

Kommt zusammen,
Schaff't Geld,
Geh't wieder heim!

Das heißt von der ärztlichen Wissenschaft und Kunst, welche, zu so hohen Stufen der Erkenntniß sich dieselbe auch erhoben hat und noch erheben möge, doch die Grenzen menschlicher Unvollkommenheit nie überschreiten kann, und deren Macht aufhört, wenn die erhaltende und heilende Naturkraft, das unsichtbare Männlein, welches am Leben webt, der innere Arzt in jedem Menschen, wenn der äußere Arzt anklopft, nicht mehr: „Herein!" zu rufen im Stande ist, wie das thörichte Volk Israel „Zeichen und Wunder" fordern, die zu geben außer menschlicher Gewalt liegt, und es muß dann in Erfüllung gehen, was der Prophet (Jerem. XLVI, 11) sagt: „Es ist umsonst, daß man viel Arznei nimmt, denn man wird doch nicht heil werden!" Die, welche in ihre Gesundheit hinein wüthen und wüsten in Sorgen und Schlemmerei des Lebens,

die ihre Gesundheit frevelnd vergeuden, wie der verlorene Sohn das väterliche Erbe, die, welche alle Gesetze der Gesundheitspflege außer Augen setzen in der Jugend und im Alter in der Meinung: dafür seien ja die Aerzte da, um sie schnell und sicher wieder auf das große Pferd zu heben! sie sind allesammt unverständige Thoren und Frevler dazu, die im Grunde nur ihre Schuld büßen, wenn der Arzt bedenklich die Achseln zuckt und ohne Hoffnung ihr Krankenbett verläßt.

So wenig der beste Baumeister ein verwahrlostes und endlich in seinem Innern aus allen Fugen gegangenes Gebäude wiederherzustellen vermag, eben so wenig und noch viel weniger sind alle Aerzte auf der weiten Welt im Stande, am menschlichen Körper ein gleiches Wunder zu verrichten.

IV. Suche endlich nie Hülfe bei sogenannten Wunderdoctoren, sondern nur bei Männern wahrer Wissenschaft.

Es wäre unglaublich, wenn es nicht wirklich mehr als wahr wäre, daß in unserm hochgepriesenen Zeitalter des Lichtes und der vermeintlichen himmlischen Klarheit nicht blos in böhmischen und polnischen Dörfern und unter den untersten Klassen des Volkes, den tiefsten Schichten und Schachten der Gesellschaft, auf welche die wirklichen und vermeintlichen Magnaten der Intelligenz mit so in sich selbst zufriedenem Stolze blicken, wie ein Mecklenburger Kraut- und Kohljunker nur herabschauen kann auf den armen Knecht oder Tagelöhner, den er unter die Prügelmaschine legen zu lassen gnädig oder ungnädig zu geruhen geruhet hat, sondern — selbst in der angeblichen oder vermeintlichen höchsten Signoria — wir schreiben mit Ziffern: Unzählige zu den Bonzen und Fakirs unseres Volkes, zu den Quacksalbern und Sympathie-Doctoren unserer Zeit, zu industriellen Bonbons-, Lebens-Elixir-, für

alle Fälle helfenden Pillen-, Extract-, Essenzen-Fabrikanten, wenn dieselben nur eine trompetenartige Reclame ertönen lassen, in unterthäniger Submission und Devotion sub sigillo der tiefsten Vertraulichkeit — ihre vertrauensvollste Zuflucht nehmen!

Also und mithin! über die goldene Zeit, an deren Stirnband die Firma prangt: „Die Welt will betrogen sein, also (logisch folgerichtig) muß sie betrogen werden!" auf gut germanisch mundus vult decipi, ergo decipiatur!

Es steht geschrieben: „Narren soll man mit Kolben lausen!"

Nun — wir wollen es wenigstens mit einer kurzen Anweisung dazu!

Nämlich, lieber Freund, Nachbar und Gevatter! wenn Dir Jemand begegnete von Deinen Bekannten und sprächst zu ihm: „Guten Morgen! wohin gedenkst Du so früh?" er aber antwortete: „ich will mir ein neues Haus bauen und da will ich zu dem Schmiedemeister N. N. gehen und will es bestellen!" oder: „ich brauche nothwendig einen neuen Rock und da will ich gehen zu dem Böttcher- oder Schmiedemeister O. O., daß er mir einen solchen anfertige!" oder: „ich brauche für meinen Louis, der ein Schulmeister werden will, ein Pianoforte, und da will ich zum Leinweber P. P. gehen und ein solches weben lassen nach den neuesten Mustern!" ich frage Dich auf Deine Seele, würdest Du nicht sagen: guter Mann! weißt Du, wer Du bist? Du bist verrückt! Melde Dich zum Irrenhaus und laß Dir Ader oder kaltes Wasser aufschlagen!

VIII.

Die Einsamkeit.

Einsamkeit!

Was ist das?

Hören wir, was Schiller spricht, Schiller, an dessen hundertjährigem Geburtstage ein reicher Bauer fragte: „Was ist das für ein Fest, das Schiller-Fest? hab' mein Lebetage noch Nischt (Nichts) gehört von dem Manne! Hat wohl sin Kinner (Kindern) recht Vehl (Viel) hingerlosen (hinterlassen)! Ist wuhl (wohl) ein Mord-Oemukone (Mord-Oekonome) geweit (gewesen)!"

Nun, so viel wir wissen, war er dies so gewiß nicht, als man bei seinem Tode nicht mehr, als noch drei Ducaten fand, und Frau von Wollzogen sagte: „Man giebt Schiller Schuld, er habe täglich nur bei Champagner gesessen! Lieber Gott! woher hätte er denselben nehmen sollen!"

Indessen — Schiller beweist: Wie der Eltern Segen, so baut auch der Eltern Ruhm, wenn derselbe, wie hier, nicht eine Fastnachtspuppe, sondern Wahrheit ist, den Kindern Häuser, auch wenn der Vater kein „Mord-Oemukone" ist.

Jedoch zur Sache!

Schiller, der auch ein Prophet, ein Weiser war, er sang:

Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur! Ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal' stürzte der finst're hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um,
Aber — jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur! züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahr'st du mit treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährst an gleicher Brust das vielfach wechselnde Alter!

Wir Alle kennen dieses Wort.

Und doch —, so oft es uns wieder durch das Herz klingt, erfaßt und hebt es uns mit neuer, mächtiger Kraft, ruft's durch unsere Seele mit höherem Feierklange.

Woher dieser Zauber? Woher diese Macht, diese Gewalt? als ob's ein Gruß wäre von einem alten Freunde aus der Ewigkeit, oder dem Reiche der ewigen Wahrheit selber?

Antwortet: es ist die heilige Macht der einfach und klar, und doch auch wieder sinnig in heiligen Bildern ausgesprochenen Wahrheit, dieser höchsten Göttin auf Erden, vor der selbst die mächtigsten Fürsten, die sich Sonnen und Fixsterne dünken in ihrem Wahne, unwillkürlich sich in den Staub werfen; der Wahrheit, die wie gediegenes Gold das Auge des Kenners fesselt und das verknöcherte Herz des Geizigen magnetisch anzieht, welcher der Edle sich freut, vor welcher der Schlechte bebt, zierten sein Haupt auch eine Krone und seine Hand ein Scepter, und seine Schulter ein Purpurgewand, entstellt mit den Tigerflecken des Blutes seines Volkes, das er in wüsten Schlachten vergoß, im dämonisch wilden Wahne eines „Kriegs-

herren"; der Wahrheit, die wie Sphärengesang, wie himmlischer Chöre Klang, wie Accord der ewigen Harmonie in unsere Herzen von droben hernieder rauscht mit vollem: Ja und Amen!

Laßt dem Winke Schillers uns folgen!

Laßt der Einsamkeit Wesen, Gefahren, Segen uns näher in's klare Auge schauen mit klarem Auge.

„Einsamkeit!"

Zurückgezogenheit von der Welt, von ihrem Verkehre, von ihrem lustigen Leben und Streben, von ihrem Flitter und ihren Klängen, ihrem nichtigen Geräusche, ihrem flüchtigen Treiben, ihren leeren Freuden, die nur Ekel und Ueberdruß zurücklassen, Einkehr in uns selbst, in unser Gemüths- und Geistesleben, Verkehr mit den Geistern unserer verklärten Lieben, Hingabe in heiliger Vertiefung in die Natur und ihre erhabenen Offenbarungen, Umgang mit Gott, wohin diese uns weisen — wie bei Allem — je nachdem der rechte Gebrauch oder der Mißbrauch uns leitet, ist sie ein Segen oder ein Fluch so wahr und gewiß, als auch das unschuldige Wasser, wenn wir es im Uebermaß genießen, und die ebenbürtige Luft, wenn wir nicht in Weisheit in ihr uns ergehen, nur Verderben bringt über uns.

Die, welche in Lebensüberdruß, der vielleicht, der wahrscheinlich bald vorübergehen würde, wenn sie in das Leben zurückkehren wollten, in Klöster gehen oder in Einöden sich bergen oder doch die Welt fliehen: ach, sie werden und können den Frieden, welchen sie suchen und dessen sie bedürfen, eben so wenig finden, wie die, welche sich einseitig in die wilden Wogen des Lebens, in die schäumenden Fluthen des Weltverkehrs, in die tosenden Wasserfälle irdischer Genüsse stürzen

Verderben an Geist und Herz, untergehen an Seele und Leib, sich selbst verlieren muß der Mensch hier, wie dort.

Es klingt gar lieblich, wenn Horaz singt, der übrigens nebenbei ein Mann der Welt war:

Bene qui latuit, bene vixit!
(Wer tief in Verborgenheit sich zurückzieht, der ist glücklich!)

aber es ist nichts als ein täuschender Sirenengesang, wie wenn Dichter auf Unkosten des Tages die Nacht, oder einseitig fröhliche Gastmahle preisen, als ob man immer zu Tische sitzen könne, oder die Ruhe im stillen Hain, als ob es möglich wäre immer zu schlummern und zu träumen.

Es ist, wie selbst die h. Schrift sagt: „Alles hat seine Zeit!" während Jean Paul mahnt: „Ausschließende Einsamkeit und ausschließende Geselligkeit sind gleich schädlich und, ihre Rangordnung ausgenommen, ist nichts so wichtig, als ihr — Tausch."

Der Mensch ist seiner ganzen Natur nach so wenig zur bloßen Zurückgezogenheit vom Leben geboren, daß er dieses für eine längere Zeit nicht entbehren kann, ohne leiblich und geistig in sich selbst unterzusinken, wie der Wanderer, der in einen tiefen Sumpf geräth, welcher ihn um so mächtiger in seinen finstern Grund hinabzieht, je mehr er sich dagegen wehrt. So wenig der Mensch blos von Brod lebt, das aus der Erde wächst, eben so wenig von der Nacht, die am Tage ihn umgiebt, wenn er zu lange von der Welt sich zurückzieht.

Ausgestattet mit der nach jeder Rast von neuem sich regenden Kraft zur Thätigkeit für sein eigenes wie für das Wohl Anderer; in sich das Bedürfniß tragend, Andern sich mitzutheilen, und nur im Umgange mit der Welt die volle Anregung

zu seiner geistlichen und sittlichen Ausbildung findend; in tausend und abertausend Beziehungen auf die Hülfe Anderer gewiesen und hier die Hauptquellen seiner Erheiterung erblickend, vermag der Mensch nur naturwidrig und bei innerm krankhaften Geisteszustande in der engen Zellenhaft der Einsamkeit sein Dasein hinzuschleppen.

Wohin diese Abweichung von der Ordnung Gottes, dieser Austritt aus der menschlichen Gesellschaft, diese Selbstverbannung aus der Welt, dieses sich Selbst-Begraben führe; wie in dieser widernatürlichen Einsamkeit Geist und Körper rettungslos verkommen gleich einer Pflanze in tiefer Kluft; wie insonderheit der Verstand sich verwirre, die Phantasie mit wilden, schaurigen, ekstatischen Bildern sich erhitze, das sittliche Leben im Dienste geheimer Sünde versieche und Trübsinn und Schwermuth das in Steinkohle und Torf verwandelte Leben in das Grab stürze: das sehen wir nicht blos an den verkieselten Bewohnern der Klöster, sondern an Allen, die der Welt zu entfliehen suchen, an lichtscheuen Geizhälsen, lebensmüden Hagestolzen, bleichen Menschenhassern, mumificirten Stubengelehrten u. s. w. u. s. w.

Von dieser krankhaften, falschen, widernatürlichen Zurückgezogenheit von der Welt und dem wirklichen Leben, von diesem Einsiedlerthume, in welchem nicht blos Luther und Melanchthon, wie viele Andere der größten Geister, sondern selbst Christus, obwohl sie nur kurze Zeit in derselben zubrachten, mit schweren Visionen zu kämpfen hatten, sagt u. A. der Erstere: „Die Einsamkeit oder Schwermuth ist allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen.*) Wenn

*) Des Verf.: Luther im Kreise der Seinigen ꝛc. Leipzig 1862.

Du Dich schwach befindest, so bleib' nicht alleine, sondern laß Jemand mit Dir reden von Christo, oder etwas lesen, daß Du Dich nicht alleine mit dem Teufel beißest. Denn er ist ein solcher Disputator, wo er den Kopf hineinbringet, so dringet er mit dem ganzen Leibe gleich hinnach, wie eine Schlange. Darum laß Dich nicht alleine finden, sondern nimm einen Bruder zu Dir; den laß mit Dir von Gott und seinem Willen reden, wie es heißt Matth. XVIII, 20. Und ist gewißlich wahr: Einer alleine ist ihm zu schwach, wie ich selber befunden, denn es kommt oft, daß ich bedarf, daß ein kleines Kind mit mir redet. Das lässet unser Herr Gott also geschehen, auf daß wir uns nicht rühmen von uns selbst, als wären wir stark und mächtig genug, sondern daß die Kraft Christi und seines Vaters in uns allein gerühmet werde, 2. Cor. XII, 9."

„Sehet ja darauf (schrieb Luther wegen des an Schwermuth kranken Melanchthon), daß Ihr den Mann nicht allein lasset und Nichts bei ihm, damit er ihm möchte Schaden thun. Einsamkeit ist ihm eitel Gift, darum treibet ihn der Teufel selbst dazu. Wenn man aber vor ihm viele Historien, neue Zeitung und seltsam Ding redet oder lieset, so schadet es nicht, ob's zuweilen falsche oder faule Theidinge oder Märlein wären von Türken, Tartaren und dergleichen, ob er damit zu lachen und zu scherzen könnte bewegt werden rc."

Und weiter fährt Luther fort: „Es ist über die Maßen gefährlich und schädlich, daß ein Mensch, der Anfechtung hat und traurig ist, allein sei, wie auch Salomo's Pred. sagt IV, 10, denn so er fällt, hat er Keinen, der ihn aufhebe. Darum haben die Stifter der Klöster unzählig vielen Menschen Ursach gegeben, zu verzweifeln. Wenn einer etwa einen Tag oder zween sich von den Leuten absonderte um des Gebetes

willen, wie wir lesen, daß Christus es gethan, der bisweilen auf einen Berg alleine gegangen ist und dabei im Gebete über Nacht verharret, Matth. XIV, 1.: Solches möchte wohl hingehen, hätte auch keine Gefahr. Daß sie aber solch einsam Wesen immerdar wollen, das hat freilich Niemand anders, als der Teufel selbst erfunden."

Und nochmals Luther, der weise Kenner des menschlichen Herzens: „Es geschehen weit mehr und größere Sünden, wenn die Leute alleine sind, denn wenn sie sich in anderer Leute Gesellschaft halten. Da Eva im Paradiese allein spazieren ging, da hatte sie der Teufel bald betrogen und verführet. Item, wo Winkel sind und einsamer Ort ist, allda geschehen gemeiniglich Todtschläge, Mord, Raub, Diebstahl, Unzucht, Ehebruch und alle andere Sünde. Denn wo eine Solitudo und Einsamkeit ist, da hat der Teufel locum et occasionem, die Leute in Sünde zu führen. Aber wer unter Leuten und bei ehrlicher Gesellschaft ist, der scheuet sich der Sünde, Laster und Schande zu begehen, oder er hat gar nicht Raum und Gelegenheit dazu. Also auch, da der König David einsam und müssig war und nicht mit in den Krieg zog, fiel er in Ehebruch und Todtschlag. Und ich hab' es an mir selbst erfahren, daß ich nimmer in mehrere Sünden falle, denn wenn ich allein bin. Gott hat den Menschen zur Gesellschaft geschaffen und nicht zur Einsamkeit, wie es steht: Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei! So hat Gott auch die christliche Kirche gestiftet, die Gemeinschaft der Heiligen, daß die Christen zur Predigt zusammen kommen mögen und Trost aus dem göttlichen Worte anhören und die Sacramente gebrauchen."

Endlich: „Es macht die Solitudo lauter Traurigkeit und es hat einer arge, böse und beschwerliche Gedanken."

„Wenn man alleine ist, da denkt man einem Ding emsiger nach, und ist uns etwas Widerwärtiges geschehen, so bilden wir es uns desto heftiger ein und machen's größer und ärger, denn es an ihm ist, gedenken, als sei Niemand unglückseliger, denn wir sind und träumen nur davon, als werde es ein böses Ende mit unserer Sache gewinnen. In Summa: Wenn wir allein sind, so haben wir wunderbarliche Gedanken und legen ein Ding immer ärger aus, denn es an ihm selber ist, meinen dagegen, daß andere Leute viel glückseliger sind, denn wir, und thut es uns dann sehr wehe, daß es Andern also wohlgehet, wir dagegen in allerlei Noth und Trübsal stecken rc."

Wir haben diese Stellen absichtlich ganz angezogen, weil die Nachtheile einer falschen oder gemißbrauchten Zurückgezogenheit von der Welt wohl schwerlich treuer und lebensvoller geschildert werden können, als es hier geschehen ist.*)

In gleicher Rücksicht führen wir noch an, was Jacob Gervinus sagt: „O Einsamkeit, welche starke Göttin bist Du! Wie grenzenlos sind die Wirkungen Deiner Macht im Guten wie im Bösen! Je nachdem Du dem Menschen die lichtblaue oder die dunkelfarbige Seite Deines Schleiers über die Augen hängst, führst Du seine Seele in die stillen Auen irdischen Friedens, irdischer Glückseligkeit, oder stürzest sein Ich in die gräßlichste Nacht der Verzweiflung und des Wahnsinnes. Du bist eine gewaltige Zauberin, Einsamkeit! Mutter der Kunst, der Weisheit, des Heldenthums bist Du und bevölkerst doch wieder die Welt mit Gespenstern, Fratzen und allem Gaukel-

*) Die vier Bände, welche Zimmermann über die Einsamkeit schrieb, enthalten, nur zu weitläufig und breit, des Trefflichen vieles.

spiele der Hölle. Mutter bist Du und doch eine Jungfrau. Dem Einen — Maria, die Allbeseligende; dem Andern die eiserne Gestalt des Mittelalters, deren Arme zerfleischende Messer verbergen. Deine Arme breitest Du aus: Kommt her zu mir Alle, die ihr betrübt, mühselig und beladen seid, ich will euch eurer Last entledigen, ich will euch trösten! Und wieder breitest Du Deine Arme aus: Kommt her zu mir, ihr Verstockten, ihr Fanatiker, ihr Verbrecher, ihr Unglücklichen jeder Art! das Bittere soll bitterer, härter das Harte, schlechter das Schlechte, giftiger jedes Gift werden. Im Größten wie im Kleinsten wirkst Du, Einsamkeit! Die Flammen der Sinnlichkeit löschest und schürst Du zum verzehrenden Brande! Anders erscheinst Du jeglichem Menschen, dem Alter auf andere Art, als der Jugend, dem Weib anders, als dem Manne, der Jungfrau anders, als der Mutter 2c. Mir bist Du bona Dea, o Einsamkeit! die gute Göttin des Lebens! Ich bitte Dich, sei eine gute Göttin auch allen Denen, die Dich suchen!"

Was soll aber dies Alles?

Von der Einsamkeit willst Du sprechen, sagt vielleicht mancher Leser, nur um sie zu verurtheilen, zu verwerfen, zu verdammen. Nur warnen willst Du vor ihr und die Jugend und das Alter in den Strom des Sichselbstvergessens stürzen, der wahrlich der Untiefen, Stromschnellen und Strudel nicht wenige hat, wenn wir nicht die Weisheit besitzen, die uns auch hier das rechte Maaß zeigen und das Schifflein verständig zu führen lehren muß. Ist denn an der Einsamkeit so ganz und gar keine gute Feder?

Das sei ferne!

Wir haben, gleich einem treuen Alpenführer, nur auf die Gefahren aufmerksam machen wollen, welche hier drohen, um

desto sicherer in ihre wahren Mysterien voll Herrlichkeit einzuführen; wir haben zunächst von dem Mißbrauch gesprochen, um desto zuverlässiger den rechten Gebrauch zu lehren; wir haben von ihren Schattenseiten geredet, ihren Klippen, ihren Untiefen, ihren Irrgängen, um nun desto sicherer auf den hohen Segen eines weisen Besuchs ihrer heiligen Hallen die Blicke und Schritte zu lenken, um dem Preisgesange Schiller's, der auf seinem Patmos in Marbach selbst die Qualen einer einseitigen Feier in der Abgeschiedenheit von der Welt erfuhr, das rechte Verständniß anzubahnen.

„Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf!" (Abusus non tollit usum) sagten schon die Alten. Das gilt auch von der Einsamkeit. Nur im Mißbrauch ist sie ein gefährliches Gift, im weisen Gebrauch eine köstliche Arzenei, ein wahres Lebenselixir für Körper und Geist, in Freude und Schmerz, in der Jugend wie im Alter, für Hohe und Niedrige, für Weise und Unweise, eine wahre Panacee, deren wir so wenig entbehren können, als der sanften Ruhe nach schwerer Arbeit, der kühlen Nacht nach dem heißen Tage, des labenden Trunkes aus frischer Quelle, wenn wir dürsten.

Einsamkeit und Leben im Weltgewühle verhalten sich wie Nachtleben und Tagesleben, wie Feierabendglockenton und Morgengeläute, wie blauer Sternenhimmel und siedender Sonnenhorizont, wie milder Regenbogen und Sturm- und Ungewitter, wie goldene Abendröthe und strahlender Glanz des neuen Tages, wie erquickender Harfenklang im Haine und schmetternder Trompetenschall.

Der von der Natur selbst uns bereitete weise Genuß der Einsamkeit ist eine wesentliche Erquickung, deren wir so gut von Zeit zu Zeit bedürfen, wenn Geist und Herz nicht in

wüster Verweltlichung untergehen soll, als nach der Rast ein heiliges Verlangen uns wieder auffordert, ihre stillen Lauben zu verlassen und in unseren Beruf und in die Welt einzutreten mit Christi Wahlspruch: „Ich muß wirken, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand mehr wirken kann.“ Der rechte und darum hochbeglückende Gebrauch ist auch hier enthalten in Horaz' Vorschrift: „Sit modus in rebus!“ In allen Dingen das rechte Maaß.

Folgen wir den Lehren der Seelen-Diätetik, so werden wir von der Welt uns nicht eher zurückziehen, bis wir unser Tagewerk vollbracht haben und das Bedürfniß der Rast fühlen. Treten wir aber ein in die stillen Hallen der Einsamkeit, so werden wir nicht religiösen oder andern Schwärmereien nachhängen, nicht mit unreiner Romanlectüre unsere Einbildungskraft erhitzen, nicht Nachorgien früher genossener sündlicher Festfreuden halten, nicht finstern Grillen nachhängen. Im Gegentheile: Wie der Weise bei einem frohen Gastmahle den Genüssen desselben nur mit Mäßigkeit sich hingiebt, so wird er auch mit diesem Schilde vor seiner Brust in die Einsamkeit sich zurückziehen im Geiste der Propheten in Israel, des Pythagoras und Sokrates, der Propheten in Griechenland, und Jesus selbst! Ja, ziehe Dich zurück aus dem Gewühle des Lebens und seiner zerstreuenden und betäubenden Janitscharenmusik, seinen schneidenden und kreischenden Mißklängen, seinem Fastnachtsspiele und Humbugstreiben, seinen Ausstellungen und Jahrmärkten; ziehe Dich zurück aus diesem unharmonischen Klingklang, willst Du Dich nicht selbst verlieren und Dein besseres Selbst; ziehe Dich zurück von der Welt in die Stille wenigstens an Deinen Abenden, an den heiligen Tagen, an dem Gedächtnißtage Deiner Geburt, am Schlusse jedes

Jahres in eine der stillen Kapellen der Natur oder in Dein Arbeitszimmer oder (denn davon, daß in jedem Hause auch ein Betzimmer sich befinde, hat unsere Baukunst noch keine Ahnung) in Dein Kämmerlein.

In die stillen Kapellen der Natur, von welcher Wilfred von der Neun singt:

Dich, Herr! erkenn' ich im Sternendom,
Dich bet' ich an im rauschenden Strom,
Im Plaudern säuselnder Baumeswipfel,
Im Leuchten ferner Bergesgipfel;
Du bist es doch, der Alles schmückt,
Was unser armes Herz entzückt.
Dein Antlitz ist's, zu dem mich hebt
Das Lerchenlied, das aufwärts schwebt.
Wenn dann mein Aug' in Thränen steht,
So nimm das, Herr! für mein Gebet!

Und von der Tieck sagt:

„Große und heilige Natur! in deinen Hallen wandelt der Mensch und lernt von Stauden und Blumen. Sein Auge ruht wie ein Fühlhorn am blauen Himmel und sucht nach dem, nach welchem sich sein Herz in der Brust ausstreckt. Dann wird er selbst zum Priester dieses Tempels eingeweiht. Mit Thränen endigt er die Feierlichkeit. Durch Menschenliebe predigt er anderen Menschen, durch Trost, Mitleid und Hülfe —. Wer kann hier die unendliche Liebe nicht fühlen, die über uns ausgestreut ist und uns auf dieser Welt mit Zärtlichkeit gefangen hält? Wer kann sein Herz so sehr versteinern, daß es nicht einen kleinen Theil dieser allgemeinen Liebe in sich aufnehme?" und setzen wir hinzu, nicht in heiliger Klarheit, wie Italiens und Griechenlands Nächte sie aussenden, die heiligen Sterne, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, also stehen sehe

über seinem Haupte, daß er seiner ewigen Bestimmung himmlische Gewißheit in sein Herz geschrieben wieder lese?

Gestattet die Jahreszeit nicht, also Deine geistigen Feierabende zu begehen in Deinem Parke, Deinem Garten, im nahen Thale, auf den nicht fern liegenden Bergen — nun ein berühmter Kirchenvater spricht das kühne und doch wahre Wort: „Ein wahrhaft frommes Herz kann in Gallien eben so andächtig zu Gott beten, als in Jerusalem!“ Rufe in Deinem Arbeitscabinette, welches wohl mehrere der größten Geister unseres Geschlechts schmücken, rufe ihre und andere großen Geister nur an, und indem Du ihre Schriften aufschlägst oder ihres Lebens lebhaft Dich erinnerst, werden sie geistig sichtbar zu Dir niederschweben, um mit Dir umzugehen und Dir Rede zu stehen auf jede Frage, Dir Trost zu spenden auf jede Klage, Dir Rath zu geben in jeder Lage!

In solchen Stunden der Einsamkeitsfeier gedenke insonderheit Deiner in die Ewigkeit vorangegangenen Lieben. Auch sie schweben nieder zu Dir aus dem Lande des ewigen Lichtes, so wie Du sie rufest, gleichwie der Herr nach seiner Vollendung auf Golgatha seinen Jüngern wieder erschien. Du aber wirst wie auf dem Berge Thabor stehen und geistig größer und edler, in wirklicher Verklärung wirst Du in das Leben zurücktreten, wenn Deine Pflicht und die eilende Zeit Dich rufen.

Vergiß in Deinen stillen Stunden nicht des göttlichen Buches, des Buches aller Bücher, das unter dem Bilde des Kreuzes auf Deinem Tische liegen muß Tag und Nacht, der heiligen Schrift. Wie nach der heiligen Sage die Klarheit des Herrn die Hirten auf Bethlehems Fluren und den Herrn auf dem Berge der Verklärung umleuchtete, so wird es hell um Dich werden, je mehr Du in ein Capitel Dich hineinliesest mit

frommem Herzen, hell selbst in finsterster Nacht, hell, wie wenn die Sonne aufgehet, oder helle, heitere Sternennacht zu Dir niederschaut.

Zur rechten Feier unserer Einsamkeitsstunden gehört die aufrichtige Selbstprüfung als vor Gott, dem Unsichtbaren und doch überall Nahen, vor dem kein Wort auf unserer Zunge, kein Gedanke in unserer Seele, kein Gefühl in unserem Herzen ist, daß er nicht alles wisse; die Selbstprüfung mit heiligen Gelübden, die uns mit Gott vereinen.

Endlich aber auch das Gebet, von dem Palmer mit Recht sagt: „Ohne Gebet giebt es keine Religion. Alles, was sich so nennen mag, wird in's Leere und Weite zerfließen, wenn es sich nicht im Gebete sammelt und gestaltet!" Der Fürst Pückler Muskau aber, obgleich ein Mann der Welt, legt das um so wichtigere Bekenntniß ab: „Wundervolle Macht des Gebetes! Wahrlich, der Werth der Frömmigkeit besteht nicht darinnen, daß sie in der Noth durch unser Gebet ein drohendes Unglück abwenden könne, sondern darinnen, daß es uns selbst kräftigt, jeder Noth zu widerstehen und sie zu ertragen, ja in der dadurch herbeigeführten innigeren Gemeinschaft mit Gott etwas zu finden, was uns schon an sich selbst über alle irdische Noth siegend hinweghebt!"

Was Jesus von seiner Lehre spricht: „Wer da thun will den Willen meines Vaters im Himmel, der wird in ihm selbst (in der Segensfolge) inne werden: ob meine Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selber rede!" das beweist sich auch rücksichtlich des Gebetes. Wer wahrhaft zu beten lernen will, der wird in gleicher Weise in seinem Innern und in seinem geistigen Leben und Weben die Gewißheit seiner göttlichen Anordnung finden, denn er wird es erfahren, was Lenau singt:

Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es ist mit Gottes ew'ger Liebe
Tiefinnigster Zusammenhang;
Gebet ist Freiheit, die der Schranke
Der Erdenmacht die Seel' entreißt,
Dann steht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwischen ihr und Gottes Geist.
Geheimnißvoll und doch so helle
Ist es der Seele wunderbar,
Ein süßer Schlummer an der Quelle,
Und doch ein Wachen selig-klar!

Somit aber gebietet in Uebereinstimmung mit der Sitten- die Glückseligkeitslehre: Begieb Dich, wie in die Welt, so in die Einsamkeit

I. nie zur Unzeit,
II. nie im Uebermaaß,
III. nie in falscher Weise,
IV. nie ohne den Vorsatz, Gott und Deine Pflicht vor Augen zu haben.

Beides: der Umgang mit Menschen, wie die Zurückgezogenheit von ihnen soll uns Erholung gewähren. Erholung aber ist nicht Erholung, wenn der Geist nicht Maaß hält nach des Dichters Worten:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die eigne Wahl!

Wohl schon dem Jünglinge, der oft ein Verlangen nach Einsamkeit fühlt in dem angegebenen Sinne! Aber er versäume auch nur niemals, außer dem stillen bergmännischen Verkehr mit den Schätzen der Vorzeit, mit den Schriften des Alterthums, mit den Geistern vergangener Jahrhunderte die

Genüsse heiterer Geselligkeit auf Bällen, in Concerten, im Theater, im weitern Umgange mit Commilitonen, auf Reisen; er vergesse nie die Pflicht, im guten Sinne nicht nur in sich hinein, sondern auch wieder aus sich heraus zu leben nach dem Wahlspruch:

Grau, Freund! ist jede Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum!
Frage das Leben, es lehrt
Mehr als Wort und Buch Dich!

In gleicher Weise suche und verbinde der Mann im Sommer des Lebens Zerstreuung und Erholung, Umgang mit der Welt und Einsamkeit. Auch hier: „Thue das Eine, ohne das Andere zu lassen!"

Und der Greis?

So lange seine Kräfte es gestatten, suche er in beiden Quellen seine Stärkung.

Sowohl der Jüngling, wie der Mann und Greis übersehe hierbei aber nie, daß zum edlen Genusse des geselligen Lebens und der Einsamkeit ein reger Briefwechsel mit entfernten Freunden und verwandten Geistern gehört. In diesem, wir möchten sagen „ätherischen" Umgange liegt ein Geist und Gemüth stärkender Zauber, der mehr leistet, als alle Lebensessenzen, Gesundheitsextracte und Wunderdoctorei alter und neuerer Zeit.

Die Genüsse der Geselligkeit suche vorzugsweise der, dessen Beruf ihn an ein größtentheils einsames Leben fesselt, gewissermaßen ein Leben ohne Leben.

Derjenige hingegen, der täglich in lebenvollem Verkehre mit der Welt steht, suche, damit das Gleichgewicht in ihm bewahrt bleibe, die Feier einsamer Stunden doppelt und dreifach.

Aber auch in die Einsamkeit ziehe mit uns Seneca's weises Wort:

„Was ist das Herrlichste im Leben des Menschen?"

„Nicht mit Flotten die Meere erfüllen, nicht an Küsten die Flaggen ausbreiten und unbekannte Länder aufsuchen, sondern einen geistigen Blick und den größten Sieg, den Sieg über die Laster gewinnen."

„Was ist das Herrlichste?"

„Den Geist emporheben über die Drohungen und Versprechungen des Geschicks, mit heiterem Auge Unglück ertragen und, was da kommt, hinnehmen, als hätte man es gewollt."

„Was ist das Herrlichste?"

„Nicht in's Herz kommen lassen arge Gedanken, zum Himmel erheben reine Hände, wünschen, was man ohne Widerspruch wünschen kann: ein edles Herz! Was aber die Menschen hoch anschlagen, wenn es in's Haus der Zufall brachte, so betrachten, als werde es hinauskommen, wie es herein kam."

„Was ist das Herrlichste?"

„Den Geist erheben über das Zufällige, nicht vergessen, daß man Mensch ist, um, sei man glücklich, es zu wissen, es werde nicht lange so währen, oder, sei man unglücklich, überzeugt zu sein, daß man es nicht ist, wenn man sich nicht dafür hält und jeden Augenblick zum Sterben bereit sei."

„Das macht frei nicht blos nach den Bestimmungen des römischen Rechtes, sondern auch nach dem höheren Rechte der Natur."

X.

Wissenschaft und Kunst.

„Alle Wissenschaften und Künste hat das Menschengeschlecht geboren, um ein tiefgefühltes Bedürfniß zu befriedigen, die unaussprechliche Sehnsucht, das Göttliche, das Eine und Ewige anzuschauen und darzustellen."

„Nicht die Vorstellung eines relativen Vortheils leitet dabei unser Geschlecht, sondern der vom Himmel mitgebrachte Funke, nicht die Verfolgung irdischer Zwecke, sondern die in ihn gelegte Idee des Göttlichen."

Goluchowski.

Es giebt Heilquellen, wie sie weder in Carlsbad, noch Ems, weder in Pyrmont noch sonst einem der kaum mehr zu zählenden kalten oder heißen Bäder der Erde sprudeln; Heilquellen für Leib, Geist und Herz, nach welchen wir nicht erst kostspielige und oft beschwerdevolle Reisen zu unternehmen haben; Heilquellen höherer Natur, aus welchen wir, vielfach ohne daran zu denken, „Muth und Kraft des reinen Lebens" trinken, wenn wir nach des Tages Last und der Woche Mühen im engen Kreise eines glücklichen häuslichen Lebens, in den Feierstunden mit würdigen Freunden im traulichen Verkehr, in edler Gesellschaft, in stillem Umgange mit der Natur Reunion und heilige Rast halten.

Es ist wahr, mit neuer Mannkraft unseres Körpers und Geistes kehren wir von den irdischen Heilquellen und aus ihren

Bädern in unsere Wirkungskreise zurück. Der alte Harm ist begraben, der finstern Sorgen viele sind von uns gewichen, unsere Nerven klingen in reiner Stimmung. Wie wiedergeboren gehen wir dem Winter entgegen, nehmen wir wieder auf uns des Berufes Bürde.

Indessen würde der wahrhaft geistige Mensch mit der hier gewonnenen neuen Brütkraft noch immer nicht ausreichen. Weder der Jurist, noch der Arzt, weder der Geistliche, noch der Lehrer an höheren Lehranstalten rc. rc., noch sonst ein Mann von höherer Divinität vermag mit diesen irdischen Lebenswassern, die ohnehin so Vielen, welche sie mehr bedürften, als tausend Andere, die dahin ziehen blos zur Lust und Kurzweil, vom Schicksal nicht vergönnt werden, in irgend einer Hinsicht allein auszukommen.

Glücklicher Weise giebt es für Alle, auch die, welche zu jenen leiblichen Quellen nicht Wallfahrt halten können, noch gar viel höhere und doch gar viel billigere, nähere und zu jeder Tages- und Jahreszeit offen stehende Brunnen, Hygieabrunnen, nämlich die geistigen Tempel der Wissenschaften und Künste, von welchen letztern L. Bechstein singt:

> Es ist die Kunst des Menschengeistes Blüthe,
> Ist Offenbarung einer innern Gottheit!

Es sind ätherische Bäder, da wir hier hinabsteigen; es ist nektarähnlicher Brunnen, den wir schöpfen; in höhern Promenaden wandeln wir auf und nieder; himmlische Accorde umrauschen uns, und die Gesellschaft, in der wir uns befinden, ist die erlesenste, die es geben kann, es ist der Umgang mit den größten Geistern der Vorzeit und der Gegenwart, die zu uns sich herablassen und bald väterlich, bald brüderlich, wie Griechenlands Weise unter Baumgruppen oder in geweihten

Hallen mit ihren Schülern, mit uns auf und niedergehen, indem sie uns die höchsten Mysterien zu enthüllen suchen in stillem und doch lebendigem Worte. Es ist der Hauch verklärter Humanität, der hier uns umweht, wie sanftes Frühlingssäuseln.

O der Väter und Mütter höherer Bildung, die da sagen: ein Chef einer großen Fabrik, eines reichen Handelshauses, eines weitverzweigten Bankgeschäftes 2c. ist ein ganz anderer Mann, als ein Minister, ein Präsident, ein Geheimer Rath, ein Richter, ein Geistlicher, ein Professor. Ein solcher Mann soll mein geliebter Carl oder Gustav werden. Ja, wenn das irdische Leben der Güter Höchstes wäre und Reichthum wirklich ein Gott! Aber Schicksal und Tod lehren täglich es uns anders!

Seneca sagt: „Fabianus (ein stoischer Philosoph um 270 v. Chr.) pflegte zu sagen: Er wisse nicht, ob es nicht besser sei, sich in gar keine Studien einzulassen, als sich in solche zu verwickeln. Diese Aeußerung kann jedoch nur von einem falschen Umgange mit den Wissenschaften gelten, z. B. wenn man über unwesentliche, unpraktische Dinge Untersuchungen anstellt. Dagegen leben im höchsten, stillen Glücke diejenigen, die ihre Zeit der Erforschung der Wahrheit widmen. Sie allein leben. Denn nicht nur ihre eigene Lebenszeit halten sie gut verwahrt, sondern sie legen jede frühere Zeitperiode ihrer Zeit zu und gewinnen so alle Jahre, die vor ihnen verlebt werden, für sich selbst. Denen, welche mit der Wissenschaft Umgang pflegen, ist kein Jahrhundert verschlossen. Wir können uns unterhalten mit Sokrates, ein ruhiges Leben führen mit Epicur, die menschliche Natur überwinden mit den Stoikern 2c."

„Die da, um Aufwartungen zu machen", fährt Seneca

10*

fort, „sich und Andern keine Ruhe lassen, indem sie umherrennen Tag für Tag und vor den Thüren (der Vornehmen) liegen, bis sie ihre Complimente abgestattet haben, — verbringen ein elendes Leben in thatenloser Geschäftigkeit. Die allein, welche, täglich die Schriften derselben durchforschend, die Freundschaft der größten Weisen begehren und suchen, führen ein würdiges und glückliches Dasein. Bei Tag und Nacht kann Jeder, der Mensch heißt, zu diesen Weisen kommen. Keiner entschuldigt sich mit Mangel an Zeit, keiner läßt sich verläugnen, keiner schleicht durch Nebenausgänge aus dem Hause, keiner spricht unsere Namen mit Gähnen aus ꝛc. Von ihnen (jenen Weisen) wird keiner Dich um Deine Jahre bringen, sondern Dir die seinigen hinzulegen; nie wird Dir Unterhaltung mit denselben Gefahr drohen, nie ihre Freundschaft Dir Aufwand verursachen; im Gegentheile wirst Du von ihnen erhalten, was Du nur willst."

„Welches Glück", fügt Seneca hinzu, „welches schöne Greisenalter insbesondere erwartet Dich, wenn Du Dich unter solche Schutzherren gestellt hast. Mit ihnen kann der Beschützte das Geringste, wie das Wichtigste überlegen, sie kann er täglich über sich selbst zu Rathe ziehen, von ihnen die Wahrheit hören ohne Bestechung, Lob einernten ohne Schmeichelei, nach ihrem Muster sich heranbilden."

„Es giebt Familien edler Geister!"

„Wähle, in welche Du aufgenommen sein willst!"

„Du wirst nicht blos an Kindesstatt angenommen, sondern auch auf das Erbgut eingesetzt, welches in dem Maße wächst, als Du es unter Mehrere vertheilst."

„Jene Weisen werden Dir zugleich den Weg zur Ewigkeit

zeigen und Dich dort zu einem Ehrenplatze führen, von dem kein Würdigerer Dich verdrängen kann."

„Und dies ist das einzige Mittel, den Tag des Todes hinauszurücken, ja Deine Sterblichkeit in Unsterblichkeit zu verwandeln."

„Der Weisheit kann durch Nichts ein Abbruch geschehen, kein Zeitalter kann sie vertilgen, keines sie schwächen, jedes kommende Zeitalter wird vielmehr seinen Antheil zu ihrer Würdigung beitragen. Alle Jahrhunderte müssen Dem dienen, der der Wissenschaft und der Erforschung der Wahrheit sein Leben widmet. Ist eine Zeit vorübergegangen? Sie steht fest in seiner Erinnerung. Ist sie vorhanden, er macht von ihr Gebrauch. Steht sie bevor, er genießt sie im Voraus. Das Zusammenfassen aller Zeiten in Eine bewirkt ein langes Leben, während überaus kurz das längste Leben ist, wenn wir der Vergangenheit vergessen, die Gegenwart nicht nützen, für die Zukunft fürchten."

Im besonderen Betracht der classischen Literatur sagt treffend Demokrit oder hinterlassene Papiere &c. 1, 401 f.: „Die Alten sind so gediegen, daß jener Professor, der sich nur die schönsten Stellen aus Vater Homer anstreichen wollte, zuletzt die ganze Ilias und Odyssee angestrichen hatte; sie sind die Ulmen, an denen die Reben sich hinaufranken; wie in Italien, und man stößt auf Stellen, wie in der Bibel, bei welchen der Glaube an besondere Inspiration oder Offenbarung verzeihlich ist. Freilich müssen wir nicht blos in die Sprache als copiam vocabulorum, sondern auch in den Geist derselben eindringen, wenn man nicht Winzern gleichen will, die den Wein bauen und keltern, aber nicht selbst trinken. Wir sind Eidechsen gegen jene Krokodille. Sie lehren die ächte Philosophie des Lebens, während unsere hochfliegenden Kantlinge u. s. w. nur in der

Stubenluft flattern, entfernt von Welt und Geschäften. Unsere Schriften sind bloße Meßwaaren der Buchhändler, oft des Hungers oder Wuchers — die der Alten gehören zu den Heldenthaten der Vorzeit, daher die Alten die einzigen Alten sind, die nicht alt werden. Sie waren kräftiger, weil ihre Jugend nicht mit Latein, Griechisch und Hebräisch verkümmert wurde. Sie thaten viel, erzählten viel, hörten viel und lasen nur — wenig. Sie schrieben so gut, weil Alles aus lebendiger Anschauung hervorging; ihre Bücher sind beseelte Körper, unsere Bücher aus Büchern nur Mumien. Wir lesen Bücher, sie lasen Menschen und darum sind und bleiben sie Muster."

„Es giebt", sagt Streithorst, „einen Lebensgenuß, der uns nie verläßt, der Genuß des Geistes, genährt durch Wissenschaften, gebildet zum Denken in jeder Lage des Lebens, gewohnt, das Gute, Schöne und Edle zu empfinden, wo er es wahrnimmt, der nicht an die Hand voll Erde gefesselt ist; der, wenn ihm die Erde unter den Füßen keinen frohen Anblick gewährt, die Welten über sich beschaut, wenn ihm die Gegenwart mißfällt, in die Vergangenheit zurück sieht oder in die Zukunft blickt 2c."

Sinnig drückt sich Hippel aus, wenn er sagt: „Studiren ist eine Art Geisterseherei, ein Vorgefühl höherer Kräfte, ein Vorschmack des Himmels." —

Montaigne rühmt: „Das Studiren ist das hauptsächlichste Gegenmittel gegen den Lebensüberdruß. Nie habe ich Kummer gehabt, den eine Stunde, die ich mit Lesen zubrachte, nicht verscheucht hätte." — Ein anderer Weiser bemerkt: „Jede Stunde wird auf dem Krankenbette zum Jahre, bei schlechter Gesellschaft zur Ewigkeit, unter guten Büchern aber zum Augenblicke. Ein gutes Buch ist ein guter Freund, und Bücher

erheitern noch, wenn man durch Schicksale und bittere Erfahrungen in der Welt isolirt sich dem doppelt freudelosen Alter nähert." — Noch ein Anderer: „Eine gute Bibliothek ist eine Brautkammer des Geistes und des Adels der Menschheit ꝛc."

Oede und rauh, wie eine eisige Polargegend, leer und schaurig, wie eine afrikanische Wüste, trübe und traurig, wie eine verbrannte Pusta ist das Leben zumal in höheren Wirkungskreisen, wenn den Menschen nicht mit den Musen zugleich die Grazien oder Charitinnen begleiten. Zu keiner Zeit wird Cicero's Behauptung widerlegt werden, „daß die Wissenschaften die Jugend nähren und das Alter erquicken, mit ihren Verehrern reisen und übernachten ꝛc." Der Mensch, der, wie Plato sich ausdrückt, einen „himmlischen Genius" in sich trägt, in zwei Welten zu leben bestimmt ist und nicht blos seinem Körper nach der Materie, sondern auch geistig dem Reiche des Wahren, Schönen und Heiligen angehört, und deshalb auch in diesem Reiche Befriedigung seiner höhern Bedürfnisse suchen und finden kann: der Mensch muß, wie schwer auch das irdische Leben ihn niederdrücke, doch immer wieder zu der freiern, geistigen, ätherischen Freude sich hingezogen fühlen, die ihm nur die Wissenschaften und die Künste, letztere als Darstellerinnen der Idee des Schönen in Form und Klang, spenden können. Wie die Flamme, so lodert auch das bessere Gefühl jedes Menschen aufwärts vom Altare.

Von der sogenannten Kochkunst herauf, in welcher die Musen den Bratspieß zu drehen gezwungen sind, wie gemeine Mägde, von der Kosmetik an, in welcher Haarkräusler und Kammerfrauen als Grazien fungiren, von der edlen Seiltänzerkunst mit ihrem häßlichen Satyrgesicht die lange, hohe Leiter hinauf zur Haute volée der Poesie, Musik, Maler-, Bildhauer-

und Schauspielerkunst weht ein Hauch der idealen Welt, der wir angehören, immer kräftiger zu uns nieder.

Wie nach der alten Sage Orpheus durch den Reiz seiner Leier nicht nur die halbthierischen Bewohner Thraciens, sondern auch wildes Gethier der Berge und Wälder bändigte und zähmte; wie Amphion mittelst bezaubernder Klänge Felsen und Wälder sich nachzog, rohe Gebirgsbewohner zur Cultur führte; wie der blinde Homer durch seine Sangesweise nicht nur ganz Griechenland ergötzte, sondern die gesammte gebildete Nachwelt noch ergötzt und überall sanften Sinn erweckt, ja in gleicher Weise fortdauern wird bis an's Ende der Tage; wie Tyrtäus durch seine Heldenlieder Sparta's Männerschaaren zum siegreichen Kampfe begeisterte; wie Pythagoras in der Sprache der Musen Fürsten und Völkern den Weg der Glückseligkeit aufschloß, so daß sie das heilige Bild derselben erkannten; wie die heiligen Sänger und Propheten der Hebräer die Herzen ihres Volkes in der Hand hatten; wie endlich die griechischen Nationalfeste mit ihren Spielen nach allen Seiten würdigere Anschauungen des Lebens verbreiteten: also haben Wissenschaften und Künste zu allen Zeiten ihre heilige Mission, das irdische Dasein zu verklären, an Jedem erfüllt, dessen Herz nicht von Stein war; so haben sie unter allen Verhältnissen das Leben verschönert; so haben sie, wohin ihr Fuß trat, Blumen des reinsten Genusses auf den Weg der Menschen gestreut.

„Wohlthätig", sagt von Dalberg, „sind die Werke der schönen Künste, denn sie ergötzen spielend auf unschuldige Weise. Ein Blumenstück von Huysum, eine Symphonie von Pleyel, ein anmuthvolles Liedchen von Matthison erheitern die Seele des Kunstliebenden, der nachher zu seinen ernsten Pflichten mit erneuerter Kraft zurückkehrt 2c." Ganz unbe-

gründet ist die Behauptung, daß die schönen Künste die Seele erschlaffen. Alexander, Cäsar und Friedrich der Große waren warme Freunde der schönen Künste, und die gebildeten Griechen und Römer siegten über rohe Barbaren. Außerdem sind es die schönen Künste, welche das Andenken berühmter Männer durch Denkmale verewigen, die Seele zur höchsten Verehrung Gottes erheben, der rohen Sinnlichkeit entziehen und der sinnlichen Schönheit die Würde der himmlischen Unschuld verschaffen, in Zeiten der Verderbniß die Kraft und Würde der Tugend erheben. Die schönen Künste vereinigen Kopf und Herz, entziehen, das Schöne mit dem Heiligen verbindend, der Trockenheit des unbegrenzt-abstracten Denkens und erzeugen die Liebe zur Tugend ꝛc.

Goethe klagt:

Wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei!

Schiller in gleichem Geiste:

Glaubt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend sie rinnet
Wirklich und immer, Ihr fragt: Wo? in der dichtenden Kunst!

und:

So rafft von jeder eiteln Bürde
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt.
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten!

Jean Paul bemerkt in treffender Weise: „Der Theil, der an uns von Erde ist und auf Wurmringen kriecht, ja dieser läßt sich allerdings wie der Erdwurm mit Erde füttern und mästen. Ist aber einmal dieser Thierdienst vorüber, dann fordert der innere Mensch seinen Nektar und sein Himmelsbrod: Weisheit, Schönheit, Tugend."

Darum ist es gewiß in keiner Hinsicht zu viel gewagt, wenn die höhere Weisheitslehre Dem, der so glücklich zu leben begehrt, als es auf Erden möglich ist, laut zuruft: Widmet, wenn irgend möglich, Euch nicht einseitig, wie leider heute noch Unzählige thun, einem bestimmten Berufe und seiner Wissenschaft, sondern pfleget zugleich die Gesammtwissenschaft, ohne welche jene und Euer Leben wie ein Luftballon zwischen Wolkenschichten hin und her schwebt, und die Künste, soweit sie Bildungsmittel sind, als einen dreimal heiligen Garten. Es ist nicht genug, daß Jemand Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch oder Englisch lerne mit eisernem Fleiße, oder daß er die besten Zeugnisse in der Mathematik und Naturwissenschaft erlange, oder jeder Zoll an ihm ein Jurist, Kameralist, Arzt, Geistlicher sei, oder Militair, Kaufmann, Fabrikbesitzer u. s. w. Es ist mit Euch, die Ihr Euere Bildung nicht auf breiterer Grundlage angelegt habt und sorgsam fortführt, wie man einen schönen Garten pflegt, um kein Haar besser, als mit einer großen Zahl der Landbewohner, die, weil sie sich ganz auf die Bewirthschaftung ihrer Felder werfen, bald für alles Höhere den Sinn verlieren, in derselben verknöchern, versauern und verbauern. Abgesehen davon, daß alles einseitige Untergehen in vorherrschende Lebensverhältnisse um Nichts besser ist, als ein Verbürgern und Verstädtern, ein Veradeln u. s. w. giebt es auch, wie so viele Beispiele in allen Klassen der mensch-

lichen Gesellschaft beweisen, ein Verbauern und Versauern selbst im Stande der Gelehrten, die die arge Welt deshalb oft die „Verkehrten" nennt. Jede Einseitigkeit auch in Wissen und Kunst stört aber das Glück des Lebens. Es sollte auf Gymnasien und Realschulen noch viel mehr auf Unterricht in den Künsten, namentlich in der Zeichenkunst, der Dichtkunst, der Malerkunst, der Musik gesehen und gedrungen werden, als geschieht. Und, wie Friedrich der Große seine Flöte und Luther sein Hackebrett und David seine Harfe spielten durch ihr ganzes Leben hindurch, sollte jeder Gebildete als Dilettant wenigstens Eine Kunst fort und fort cultiviren. Nicht minder sollte in jeder gebildeten Familie eine, wenn auch nur eine kleine, doch ausgewählte Bibliothek der älteren und neueren Klassiker nicht blos vorhanden sein und wie eine ehemalige Miliz in Reihe und Glied stehen vor dem Bürgermeister, sondern auch mit rechtem Fleiße benutzt werden. Wie man ein gutes Lied nicht zu oft singen kann, so kann man solche Schriften nicht zu oft lesen. Die in größerem Umfange thätigen Lesezirkel in Städten, an denen Theil zu nehmen auch dem minder begüterten Bürger wenigstens die Ehre gebietet, die immer weiter erstehenden Gemeinde- und Schulbibliotheken auf dem Lande und die fürwahr höchst rühmlichen, rastlosen Bemühungen des gegenwärtigen Buchhandels, gute Volksschriften zu den billigsten Preisen zu verbreiten und jedem Hause darzubieten, läge es auch noch so fern im Gebirge, gehören zu den erfreuendsten und zukunftreichsten Zeichen der Zeit. Auch der Landmann soll seinen Geist fortbilden und kann es reichlich in den ihm beschiedenen langen Ferien des Winters und seinen langen Nächten, was um so mehr am Tage liegt, als viele vielbeschäftigte Landwirthe bessern Geistes selbst in den entlegensten Gegenden nicht

nur ihre kleinen Bibliotheken besitzen, und mehrere Journale allgemeinen Inhalts lesen, sondern auch Minderbegüterte dem Beispiele derselben zu folgen suchen.

Ein nicht minder verheißungsreiches Zeichen der Zeit ist in der immer allgemeiner hervortretenden Bildung von Gesang- und Musikvereinen auch außerhalb der Städte zu erkennen und zu preisen.

Wieland fragt: „Was ist die ganze unermeßliche Natur anders, als die ewige Harmonie der unendlich mannichfaltigen, aber unauflöslich ineinander geschlungenen unscheinbaren Dissonanzen auf's Reinste zusammen klingenden Verhältnisse der Bewegungen und Wirkungen aller Wesen?"

C. F. Hesekiel ruft:

O wunderbare Macht der Harmonie,
Wen hast du nicht entzückt mit deinen Klängen?
Wo Geister sich zu hohen Geistern drängen,
Da ist nicht Traum, nicht irre Phantasie ꝛc.

F. W. Krampitz spricht:

Eine Stimme suchte sich die Freude,
Leicht geflügelt tönet nun der Schmerz,
Laute lieh die Tonkunst hier der Freude,
Dort dem stummen, namenlosen Schmerz.
Und in lieblichen Accorden klangen
Hoffnung, Liebe, Sehnsucht und Verlangen,
Und veredelt ward die Leidenschaft
Durch der Tonkunst laut're Götterkraft!

„Musik, auch in wortlosen Tönen", bemerkt Herder, „hat ein Erhabenes, das keine andere Kunst hat, als ob sie, eine Sprache der Genien, nur unmittelbar an unser Innerstes als ein Mitgeist der Schöpfung spräche." Und Karoline von

Wolzogen: „Die Musik ist eine höhere, feinere Sprache, als die der Worte und beginnt, wo die letztere aufhört."

Auch Wissenschaft und Kunst fordern, soll unser Erdenwallen ein möglichst glückliches sein, ihren Cultus des Genius, wie sich von selbst versteht, aber nicht die Adoration des goldenen Kalbes oder eines vom Aberglauben errichteten Heiligenbildes, oder im Sinne unserer unglücklichen modernen Gottesläugner, sondern im Geiste der Weisheit, welche auch in Wissenschaft und Kunst den Herrn vor sich vorübergehen sieht und heilige Klänge aus dem Jenseits vernimmt, welche uns hinauf rufen in das Land über den Sternen, wohin unser höheres Bürgerrecht uns weist.

Wir schließen mit Goethe's Wort:

Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!

XI.

Der gesellige Umgang.

„Im Garten der Geselligkeit
Erblüht die Blume holder Freuden,
An ihren Bäumen träuft selbst Balsam für die Leiden,
Und himmlische Zufriedenheit
Bestrahlet den, der gut und weise
In ihrem Arm vollbringt des Lebens kurze Reise."

G. A. Neuhofer.

Zwar haben wir von der Geselligkeit beiläufig schon gesprochen in dem Abschnitte: die Einsamkeit. Aber der Gegenstand ist zu wichtig, als daß wir in einer Anweisung, glücklich zu leben, nicht noch besonders darauf zu reden kommen sollten.

Ja, was die Moral der Stoiker, der Mönche, der Quäker und Säulenheiligen unserer Zeit und ihrer Geistesbrüder auch fragen, sagen und klagen möge —, wir wiederholen, was wir schon oft gesagt haben: der wahre Weise kann auf dieses Unkenlied, auf diesen Nachteulenpsalm, auf diese Fledermaus-Rede nicht weiter achten. S. Kp. I. Wollen, sollen wir vernünftiger Weise freudig wirken, und nicht wie der Prophet Jeremias mit Weinen an Babylons Wasserbächen sitzen und trauern, so müssen auch wir das Wort L. Schefer's unterschreiben:

„Theilhaftig sei ein Jeder
Der ganzen Fülle dieser schönen Welt
Durch sein gebildet Herz, durch seine Seele.
Das Schöne rings zu schauen und zu fühlen,
Das ist das Recht, das Jeder an die Welt hat
Und an die Menschheit.“

Was auch unsere an Geist und Körper kränkelnden Pietisten und Conventiculisten eifern, der ruhige, gesunde Urtheilsfähige wird nur zurückkommen auf Wielands Wort: „Ein weiser Mann geht nicht auf die Jagd des Vergnügens aus — denn wie oft findet man das gerade Gegentheil dessen, was man sucht! — aber ein unschädliches Vergnügen, das man — wie ein Wanderer im Vorübergehen eine Blume am Wege — pflücken kann, nicht pflücken, würde eine große Sünde gegen uns selbst sein!“

In der That: trotz aller Reibungen und aller Streitigkeiten, trotz aller Fehden und aller Kämpfe, trotz aller Mißverständnisse und jedes Widerspruchs, welche da nicht ausbleiben, wo Menschen in nähere Berührung mit einander kommen, einigen sich dieselben doch immer wieder zu kleinern oder größern Gruppen in Dörfern, Meierhöfen, Flecken, Städten. Was bedarf es mehr Zeugniß, daß der Mensch, dessen Fuß auf der Erde wandelt, dessen geistiges Selbst aber auf ätherischen Fittigen zur Welt der Ideale emporschwebt, der Mensch, der, so hoch über allen Mitgeschöpfen der Erde er auch steht, schon in leiblicher Hinsicht doch wieder von seinem Eintritte in die Welt an bis zu seinem Grabe das hülfsbedürftigste unter denselben ist, der Mensch, der selbst seine geistigen Kräfte nur im engern Anschluß an seine Brüder ausbilden und in Menschenvereinen in einem Berufe anwenden kann: was bedarf es mehr Zeugniß, daß der Mensch von dem Schöpfer nicht zu einem

isolirten Scorpionen-, Igel- oder Maulwurfsleben oder zu einem Schleiereulenthume, sondern zur Geselligkeit bestimmt sei!

Indessen sind es weder die Kreise der Familie, der Gemeinde, des Staates und des Volkes, noch die zahllosen Vereine für Zwecke irgend welcher Nützlichkeit, für Bergbau, Schifffahrt, Handel, Gewerbe, Landwirthschaft rc., die wie ein eng geflochtenes Netz in tausend Maschen über Länder der Bildung sich ausbreiten, sondern einzig und allein die rein humanen Associationen zur Erheiterung, von denen wir hier reden können. Fassen wir aber diese Vereine und Anstalten, die von dem rusigen Kruge des Russen, von der Branntweinkneipe des Polen, von der Bierschenke des deutschen Bauern hinaufsteigen bis zum Concert und Theater, zum glänzenden Ball, zur vornehmen Assemblee, zum duftenden Thédansant rc., so läßt sich keinen Augenblick verkennen, daß diese Vereine nach Verschiedenheit ihres Ranges, Klanges und Sanges eben so wohl für Pflege, Unterhaltung und Bildung des Menschen, wie als Mittel zu einem glücklichen Leben einen nicht hoch genug anzuschlagenden Werth besitzen.

Arten solche Zusammenkünfte edler Art nicht aus, finden dieselben nicht zu häufig statt, dauern sie nicht zu lange, erfordern sie nicht einen die Mittel der Mitglieder übersteigenden Aufwand: so sind sie eine Schule mannichfacher Belehrung, heiterer Anregung, des Anstandes und der feinern Lebensart, der Welt- und Menschenkenntniß, und tragen unendlich viel bei, vor Einseitigkeit zu bewahren, Engherzigkeit, Eigensinn, Rechthaberthum und Grillenfängerei zu verbannen, die freundlichen Bande des Lebens enger zu ziehen, dem Leben neue Frische zuzuführen und somit unsere Lebensfreuden unendlich zu vermehren und zu erhöhen.

Ein tiefwahres Wort spricht in diesem Betracht von Ammon, wenn er u. A. bemerkt: „Schwermüthige, entehrte, mit ihrem Gewissen entzweite Menschen mögen wohl den geselligen Umgang meiden, weil sie überall Vorwürfe oder doch stille Mißbilligung, Kälte und Mißachtung zu fürchten haben. Der unbeschäftigte gute Mensch wird immer gern unter seines Gleichen sein. Denn hier befriedigt er den natürlichen Trieb der Geselligkeit, hier erholt er sich unter heitern Scherzen, hier betrachtet er die Thorheiten der Menschen auch von ihrer lächerlichen Seite, theilt seine Kenntnisse mit, tauscht seine Erfahrungen aus, freut sich der Theilnahme, der Achtung, des Wohlwollens Anderer und kehrt neu gestärkt in die Mitte der Seinigen zurück. Der gesellige Umgang führt uns denen näher, die durch Gleichheit der Gefühle, der Gesinnungen, der Grundsätze mit uns verwandt sind; er knüpft das Band eines gemeinschaftlichen geistigen und sittlichen Lebens, schließt gegenseitig die gleichgestimmten Herzen auf, bahnt freundschaftliche Verbindungen an" ꝛc.

Wir sehen dabei, daß gerade die ausgezeichnetsten und größten Geister die Zerstreuungen und Erholungen des geselligen Lebens fast immer gern gesucht haben, wie ein Pythagoras, Sokrates, Plato, Luther, Melanchthon, la Bruyere, Leibnitz, Schiller, Goethe, Wieland u. s. w.

Und genauer besehen besitzen edle gesellige Zusammenkünfte zugleich die Weihe unserer Religion, indem Christus selbst ihre Erheiterung suchte, hier Verbindungen anknüpfte, Gelegenheit zu neuem Wirken fand, seine Kenntniß des Lebens erweiterte und Kraft schöpfte, dem Undanke der Welt gegenüber freudig in seinen Wirkungskreis zurück zu kehren, Luc. II, 46. X, 1. Matth. IV, 18 u. m. St.

Darum vermag auch die beste Privaterziehung nicht das zu leisten, was eine oft mehr als mittelmäßige öffentliche gewährt. Die Anregungen der Kinder und Jünglinge im Kreise ihrer Altersgenossen lassen sich durch nichts ersetzen und jene verhält sich zu dieser wie das Hausbad zum Naturbad. Jene sind höchstens Waschungen, diese körperlich-geistige Erfrischungen und Stärkungen. So wenig ein Gärtner in seinem Treibhause die erfrischende Naturluft und die Wärme der Sonne künstlich erzeugen kann, eben so wenig ein Lehrer in der Familie den ganz anders befruchtenden gesunden, kräftigen Hauch des Lebens in Erziehungsanstalten. Der selige Luden rühmte von den kleineren Universitäten, daß da, weil das academische Leben gedrängter sich entbinde, „schon die Luft gelehrt mache." Gleiches dürfen wir gewiß und in gar viel höherem Maße, als man gewöhnlich meint, von dem Geiste behaupten, der wie Frühlingshauch über Klassen-Schülern wehet. Wie das Antlitz menschenscheuer Stubengelehrten bleich und scheu zu uns auf oder nieder blickt, wie eine Pflanze, die der Gärtner im Frühling ihres Kerkers zu entlassen vergaß, so trägt Geist und Gemüth der jungen Asketen die gleiche Farbe. Der Mensch ist auch darinnen ein Amphibium, daß er zu seinem körperlichen und geistigen Gedeihen, wie zur Erheiterung seines Daseins und seiner Kräftigung zu gesegnetem Wirken in weiser Eintheilung, wie der Wanderer Brod und Wasser, der Einsamkeit und des geselligen Umgangs in weiser Abwechslung nothwendig bedarf. Der Mensch lebt nicht allein von Actenstaub, von Protocollen, Buchstaben, Zahlen &c. Ohne die erfrischende Luft des wirklichen Lebens wird er frühzeitig an Leib und Geist zu ausgebrannter Asche, zu einer lebenden Maschine, zu einer für das Leben verlorenen essenden und trinkenden Mumie.

Ein treffliches Recept für Gesellschaftsscheue, für Freudenhasser, Schwermüthige 2c. schreibt Goethe, wenn er ruft:

> Trinke Muth des reinen Lebens,
> Dann verstehst Du die Belehrung,
> Kommst mit ängstlicher Beschwörung
> Nicht zurück an diesen Ort.
> Grabe hier nicht mehr vergebens,
> Tages Arbeit, Abends Gäste,
> Saure Wochen, frohe Feste!
> Sei Dein künftig Zauberwort!

Fragen wir nach den Grundsätzen, nach welchen wir die Freuden der Geselligkeit genießen sollen, so treten uns insonderheit folgende Lehren entgegen:

I. Suche die Geselligkeit nur zur Erholung, nicht zum leeren Zeitvertreibe.

II. Hüte Dich also auch hier vor jedem Uebermaaße, das allewege schadet.

III. Triff eine weise Auswahl sowohl hinsichtlich der Ansprüche, welche an Dich gemacht werden, wie des Geistes, der in der Gesellschaft herrscht.

IV. Halte Dich fern von schmeichlerischer Hingabe und unwürdiger Verläugnung Deiner Persönlichkeit und Selbstständigkeit.

V. Beweise gegen Alle, mit welchen Du in gesellige Berührung kommst, wohlwollende Zuvorkommenheit.

VI. Gegen Höhere vergiß nie die Achtung, die ihrem Stande zukommt.

VII. Hüte Dich vor Schwätzerei, Rechthaberei, Streit, vor Anmaßung, vor jedem Vorlautsein.

VIII. Glaube nicht, Du bist geistreich und machst Dich ange-

nehm, wie so Viele meinen in dieser Zeit der Superklugheit der Jugend, wenn Du allem Möglichen widersprichst. Nichts ist widriger. Wo nicht nöthig, so denke: am Schweigen erkennt man den Weisen. Wo unvermeidlich, sprich Deine Gegenrede als „ohnmaßgebliche, unvorgreifliche, unzielsetzliche" Zweifel, als eine Bemerkung, als eine Ergänzung, mit einem „salvo meliori" anspruchslos und bescheiden aus. Dein Wort, wenn es aus der Quelle der Weisheit gesagt wird, wirkt dann desto tiefer.

IX. Halte Dich fern von jeder Zudringlichkeit, die Höhere, Gleichgestellte und Niedere immer verletzt und gegen Dich einnimmt.

X. Erlaube Dir nie eine nachtheilige Bemerkung über Anwesende und Abwesende.

Halten wir diese Grundsätze fest, so werden wir in dem geselligen Umgange nie versiegende, reiche Quellen der Erheiterung und Kräftigung für Geist, Herz und Leben uns erschlossen sehen.

Wir geben noch einige wichtige Aussprüche:

„Bei der größten Abneigung gegen die meisten Menschen, die Dich umgeben, solltest Du doch diese Menschen nicht fliehen", empfiehlt Zimmermann. „Je weniger Du Alle siehst, desto mehr gewinnt Dein unglücklicher Widerwille Nahrung und desto gewisser wirst Du ein Misanthrop."

„Vermeidest Du dagegen die Gesellschaft der Menschen nicht ganz, so hast Du gewiß manche Gelegenheit, eine gute Seite an Manchem zu sehen, den Du nur nicht genug kanntest. Du mußt Achtung und Liebe für Manchen empfinden, von dem Du in Deiner Kammer glaubtest, er verdiene sie nicht."

„Niemals sollte man darum mehr versuchen, in Gesell-

schaft zu gehen, als eben, wenn es am meisten Zwang und Angst kostet."

„Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Gesellschaft sich zeigt, kommt doch manchmal aus derselben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück."

L. Schefer warnt:

Gleichgültiger! Du willst Dich um Dein Eigenes
Nur kümmern? Um Dein Haus und Weib und Kinder?
Der Mensch hat kaum ein Eigenthum, woran
Nicht fremde Hand unsichtbar liegt. Du selbst
Gehörst der Welt zu eigen. In dem Hause
Wohnst Du, im Lande, auf der Erde frei,
Und — wer das Land hat, hat auch Deine Kinder,
Und wer die Menschen hat, der hat auch Dich.
Drum kümmre Dich um Vaterland und Menschen,
Nimm Theil mit Mund und Hand in Deiner Nähe,
Nimm Theil mit Herz und Sinn am fernen Guten.

„Ausschließende Einsamkeit und ausschließende Geselligkeit sind schädlich, und, ihre Rangordnung ausgenommen, ist nichts so wichtig, als ihr Tausch!" urtheilt Jean Paul.

Ueber Glücksspiele, so vielfach der Gesellschaften Plage, sagt warnend Pfeffel:

Wer sich der Spielsucht überläßt,
Ist seiner Ruhe Feind und der Gesellschaft Pest!

und Seume: „Die sogenannten Spieler von Profession werden bei Weitem noch nicht mit der allgemeinen Verachtung angesehen, welche sie verdienen!"

Noch stärker drückt sich Kotzebue aus: „Zwei Erfindungen machen den Spaniern Ehre: die Inquisition und die Karten."

„Zwei Bollwerke gegen Ketzerei und Langeweile, dem Scheine nach sehr unähnlich und doch in vielen Stücken gleichartig.“

„Die Inquisition hindert das philosophische Grübeln, das thun die Karten auch.“

„Die Karten machen bleiche Gesichter und hohle Augen. Die Inquisition thut dasselbe.“

„Sie erstickt die Liebe zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind. Das thun die Karten nicht minder.“

„Die Kartenwuth bringt ihre Opfer an den Pranger und Galgen, die Inquisition auf den Scheiterhaufen.“

„Dabei findet die Inquisition nur Heiden und Ketzer, die Karten dagegen verschonen auch die frömmste Betschwester nicht.“

XII.

Die Freundschaft.

Im Erdenthal ist Alles, Alles nichtig,
Die Zeit und das, was ihrer Saat entreißt,
Die Liebe selbst, das Rosenkind, ist flüchtig,
So wie die Luft, die durch die Myrthe streift.
Was Freundschaft thut und spricht, bleibt ewig unvergessen,
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft;
Schön, wie Unsterblichkeit, geht sie durch die Cypressen,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Gluth ergreift!

So singt einer unser tiefsinnigsten, an Divination und Transscendenz reichsten Dichter — Tiedge.

Der alte Sokrates, ein hoher Weiser, obgleich er nur der Sohn einer schlichten Hebamme war, ein Weiser, auf welchem der Geist Gottes zwiefach ruhete, ein Weiser, vor dem alle nachfolgenden Weisen ehrerbietig ihre Häupter entblößen, Sokrates mahnt: „Sollte man nicht einen rechtschaffenen Freund höher schätzen, als jedes andere Stück seines Vermögens? Ein wahrer Freund tritt allenthalben herzu, wo dem Freunde Etwas gebricht. Er springt uns bei mit Rath und That. Im Glück vermehrt er die Freude, im Unglück richtet er auf ꝛc."

Selbst Epikur, der nüchterne Weltmann, als welcher er gewöhnlich betrachtet wird, legt das Bekenntniß ab: „Unter Allem, was die Weisheit zu einem seligen Leben fordert, findet

man nichts Höheres, Kräftigeres, Angenehmeres, als die — Freundschaft!“

Euripides rühmt:

Süß ist des Glückes Genuß im traulichen Kreise von Freunden,
Süß ist's, wenn die schwarzen Stürme des Schicksals uns schrecken,
In's getrübte Auge des mitfühlenden Freundes zu schau'n!

Aristoteles, der Mann des klaren, kalten Verstandes, erklärt: „Die Freundschaft ist Eine Seele in zwei Körpern.“ Cicero, der Mann nicht blos von Geist, sondern auch von Herz, kann nicht Worte finden, um das Glück und die Würde der Freundschaft zu preisen.

In gleichem Geiste halten die Weisen der neuen und neuesten Zeit der Freundschaft Lobreden.

Wenn die brahmanische Weisheit sagt:

O, wer erfand den Edelstein der Sprache,
Die kurze Silbe: Freund? Er nennt in ihr
Des Lebens Trost, den Retter von Gefahren,
Von Gram und Furcht, von Selbstbetrug und Noth,
Den treuen Schatz von unserm Leid und Freuden,
Der Wunden Balsam, uns'rer Augen Salbe,
Des Herzens Arzt, von uns — das bess're Selbst!

so legt Goethe das Bekenntniß ab: „Die Welt ist leer, wenn man sich nur Berge, Flüsse und Städte darinnen denkt. Aber hie und da Jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.“

Lafontaine nennt einen Freund eine „Krone des Lebens. Denn Freundschaft ist köstlicher, als Frauenliebe. Denn diese Liebe ist der Schatten am Morgen., der mit jedem Augenblicke kleiner wird, Freundschaft dagegen der Schatten am Abende, welcher wächst, bis die Sonne des Lebens sinkt.“

Herder stimmt bei: „Die Gluth der Freundschaft ist eine erquickende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf Einem Altare spielen zusammen und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie fröhlich und einig in's Land der reinsten Vereinigung siegend empor."

Grecourt preist die wahre Freundschaft, indem er singt:

Die Freundschaft, dies Kind der Liebe,
Giebt mehr noch als die Liebe selbst!

Schiller greift in die Harfe:

— Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unsre Angst in fremdem Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen wässern!

Bekannt ist der Spruch:

Getheilte Freud' ist doppelte Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz!

Dabei heiligen die christlichen Religionsurkunden selbst diese hohe Verbindung gleichgesinnter und verwandter Herzen. Wie die griechischen Dichter in Orestes und Pylades ein Muster solcher Hingebung aufstellen, so die alttestamentlichen Nachrichten in David und Jonathan.

Jesus Sirach spricht: „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz, ein großer Schatz und nicht mit Gelde zu bezahlen, denn er ist ein Trost des Lebens!" Salomo aber rühmt: „Ein treuer Freund liebt mehr und steht fester, als ein Bruder!"

Dabei erklärt das Christenthum die Liebe für das erste und vornehmste Gebot und will, daß seine Bekenner sich als Brüder und Schwestern anerkennen und achten, ja Jedem, er gehöre demselben Volke an oder nicht, er sei Freund oder Feind, herzliches und

thätiges Wohlwollen beweisen sollen, wie der Samariter dem in Mörderhände Gefallenen bei Jericho.

Wie überall besiegelte Jesus selbst aber auch hier sein Wort durch sein Beispiel. Er lebte mit seinen vertrauten Jüngern in einem engen Freundschaftsbunde, wie Pythagoras mit seinen Lehrschülern; unter seinen Jüngern war es der sanfte, tief gemüthvolle, von höherer Divination durchdrungene und getragene Johannes, der gewöhnlich, wenn er rastete, an seiner Brust lag, den er besonders „lieb hatte", dem er sterbend noch seine verlassene Mutter befahl. In Bethanien, im Hause des Lazarus und seiner Schwestern, lebte Jesus besonders in den letzten Tagen seines Erdenwallens noch seine glücklichsten Stunden, Joh. XI, 3. 11. XII, 31—33. XVIII, 1. 13. XV, 12—14.

Dennoch und gleichwohl hat selbst die von den größten Geistern so hoch gepriesene Freundschaft, wie freilich alles Heilige, ihre Gegner und Feinde gefunden. „Es gab und giebt", wie Jean Paul bezeichnend sich ausdrückt, „unzählige Menschen, gelegt und an den Fußboden befestigt, die sich nie aufrichten können zum Anblick eines Bundes, welcher um zwei Seelen nicht erdige, metallene und schmutzige Bande legt, sondern die geistigen, die selber diese Welt mit einer andern und den Menschen mit Gott verweben, die gleich dem Reisenden den Tempel an der Alpenspitze von unten auf für schwebend und bodenlos ansehen, weil sie nicht in der Höhe auf dem großen Raume des Tempels selber stehen, weil sie nicht wissen, daß wir in der Freundschaft etwas Höheres, als unser Ich, achten und lieben, nämlich die Verkörperung und den Wiederschein der Tugend, die wir in uns nur billigen, aber in Andern erst lieben."

Es giebt in allen Ständen Menschen, welche in angeborener Roheit oder sittlicher Verkommenheit, in schmutziger Habsucht, in dem schmutzigsten Geize keine anderen Verbindungen kennen, als ihre Complotte zu nichtigem Erdengewinn, Judenseelen, deren Herzen keiner edleren Gefühle mehr fähig sind. Es giebt Seelen, die von Natur oder in Folge mangelnder Bildung oder bitterer Lebenserfahrungen so abgeschlossen, so engherzig, so in sich gekehrt sind, daß sie ein Bedürfniß wohlwollender Annäherung an Andere nicht mehr empfinden und mitten in dieser Welt einsam dahinziehen. Es giebt Menschen, die in thörichtem Stolze, in krankhaftem Hochmuthe, in trauriger Menschenverachtung sich selbst genug sind, und Jeden, der sich ihnen vertrauend zu nähern wagt, gewaltsam von sich abstoßen. Es giebt Seelen endlich, die aus Wasser und Feuer gerettet werden können, ohne daß sie auch nur die leiseste Regung von Dankbarkeit empfänden, Genossen der „neun Aussätzigen" im Evangelium.

Und nicht genug. Selbst an philosophischen Gegnern hat es der Freundschaft niemals gefehlt. Man hat gesagt: In beschränkten Lebenskreisen der großen Menge sei die Möglichkeit einer wirklichen Auswahl Gleichgesinnter nicht vorhanden; die niederdrückende Lebenslage der meisten Menschen gestatte der zarten Pflanze höherer, geistiger Zuneigung in keiner Hinsicht einen geeigneten Boden. In andern, insonderheit höheren Ständen sei das Bedürfniß der Freundschaft nur schwach vorhanden und werde von Egoismus und Ehrgeiz, von dem Trachten nach raffinirten Genüssen und andern noblen Passionen unterdrückt; man werde durch Unwürdige schmerzlich getäuscht; der Umgang mit Freunden koste viel Zeit, hindere vielfach im Wirken, verlange oft schwere Opfer; man stelle sich im besten

Falle, wenn die Freunde von Unglück betroffen werden oder sterben, einem Schmerze preis, den man grundsätzlich besser umgehe, u. s. w., u. s. w.

So viel Wahrheit aber diese und ähnliche Worte auch auf den ersten Anblick zu enthalten scheinen: so bedarf es doch nur einer kurzen Beleuchtung, um ihre Maske fallen zu sehen. Denn, wenn Jemand nicht auf einer entfernten Insel des Weltmeeres lebt, so führt auch in den engsten Kreisen des Köhler- und Hirtenlebens die Vorsehung einem Jeden einen Bruder entgegen, welchem er sich in Liebe anschließen kann, weil Verwandtschaft der Gesinnungen, des Alters, der Lebensverhältnisse sich die Hände reichen; gerade in den drückendsten Verhältnissen der Armuth, der Sorge, des Kummers, der Noth regt sich das Bedürfniß, Freunde zu besitzen, das bei Glücklichen oft tief in den Hintergrund tritt, in höchstem Maaße; auch der stärkste Charakter bedarf unter den Beschwerden und Stürmen des Lebens des Trostes, der Unterstützung, der Hülfe Anderer; auch die Mächtigen der Erde sind Menschen und empfinden und bedürfen menschlich; wahre Freundschaften finden wir viele auch unter ihnen, wie unter den reichen Kindern des Glückes. Täuschungen kommen überall im Leben vor, können aber, wie sich von selbst versteht, auch hier nur als Ausnahmen, als Regelwidrigkeiten betrachtet werden und nie die heiligen Forderungen der Vernunft zweifelhaft machen. Denn das Bedürfniß, Freunde zu besitzen, ist ein so edles und würdiges, daß wir es gerade bei den bessern Menschen im höchsten Grade finden; die Opfer, welche die Freundschaft fordert, werden von den Vortheilen, welche sie gewährt, weit überragt, wie der Schmerz um geliebte Freunde von dem Glücke, sie besessen zu haben oder zu besitzen. Denn, wie

Herder zu bedenken giebt: „Einzeln ist der Mensch ein schwaches Wesen, aber stark in Verbindung mit Andern. Einsam mühet er sich oft umsonst. Ein Blick des Freundes in sein Herz, ein Wort seines Rathes, seines Trostes weitet und hebt ihm den niedrigen Himmel, rückt ihm die Decke des Trauerns hinweg!" Tegner preist das Glück der Freundschaft, indem er rühmt:

Ein Mann, dem Freunde mangeln, wie stark er sei,
Stirbt wie ein Stamm der Wüste, von Rinde frei,
Im Freundeskreise nur kannst Du als Waldbaum stehen,
Der Bach benetzt die Wurzel, laß die Stürme wehen!

Sintenis bemerkt mit Recht: „Wer im Ernste darüber klagen kann, daß er keinen wahren Freund zu finden vermöge, der führt Klage über sich selbst. Er schaffe sich ein Herz, das eines Freundes werth ist; er sei theilnehmend und theilgebend, zuvorkommend und bescheiden in seinen Forderungen, treu und verschwiegen. So wird es auch außer seinem Hause ein menschliches Herz geben, das mit gleicher Wärme für ihn schlägt."

Betrachten wir das Wesen und die wahre Natur der wirklichen Freundschaft näher, welche von blos angenehmem Umgange mit diesen oder jenen Personen auf Promenaden, in Casino's und Resourcen, in Concerten, an Spieltischen 2c. eben so weit entfernt ist, als der Himmel von der Erde, als die in enger Uebereinstimmung des Charakters, der Denkart, der Gefühle, der Bildung, also in geistiger Wahlverwandtschaft beruhende und sich vollziehende geistig-sittliche Vereinigung und Verbindung der Gemüther, so hat dieselbe nichts gemein mit Alliancen für niedere oder doch blos materielle Zwecke, die die Welt nur mit Unrecht Freundschaften nennt, wie wenn man von Geschäftsfreundschaften, Cameradschaften, Handels-Com-

pagnieschaften ꝛc. spricht; — betrachten wir diese wirkliche Seelen- und Herzensfreundschaft näher, so ergiebt sich Folgendes:

I. Die Freundschaft ist eine vor dem Richterstuhle der Vernunft heilige Verbindung, die nicht blos das menschliche Bedürfniß, unsere Abhängigkeit und Ohnmacht im Leben, sondern die edelsten Regungen des Geistes und Herzens fordern. Auch in der anorganischen Welt strebt das Gleiche zum Gleichen und sucht sich mit demselben zu verbinden. Außerdem leben die Thiere vielfach in inniger Geselligkeit, in staatlichen und Familienverbindungen. Der Freundschaft im höheren Sinne jedoch ist nur der Mensch fähig als vernünftig-sittliches Wesen, wie Friedrich Ehrenberg ausspricht: „Die Freundschaft ist vom Erhabenen wie die Liebe vom Schönen erfüllt. Die Freundschaft lebt in höheren Ideen, das Angesicht zum Himmel gewendet, die Ewigkeit in der Brust. Sie steht nicht blos über dem Egoismus, sie bezwingt ihn auch im hohen Göttergefühle! Die wahre Freundschaft ist eine Verbindung von verwandten Seelen für die höchsten Zwecke des Geistes.“

II. Diese Freundschaft ist demnächst aber nothwendig zur Entwickelung der Pflege unseres geistigen Lebens überhaupt, wie der reinsten und edelsten Gefühle insbesondere, nämlich der Liebe und des Wohlwollens, der Achtung für das Schöne, der Güte, der Nachsicht ꝛc., denn das Alles sind Pflanzen, welche weder unter kalten Schneestürmen, noch unter dem versengenden Gluthwinde der Wüste oder des leeren Weltlebens ausdauern, sondern nur in dem milden Klima gedeihen können, das allein in der Nähe der Freundschaft vorhanden ist, wie Firmenich mahnt:

Schau' in der Schöpfung weitem All' umher,
Der Liebe Odem haucht aus allen Wesen,
Die Liebe ist das zaubervolle Band,
Das zart, aus Purpurblüthen nur gewunden,
Die ganze Welt in ihren Fugen hält.
Die Sterne funkeln Liebe durch die Nacht,
Es zirpt das Heimchen Liebe selbst aus Trümmern,
Und Liebe, Liebe singen alle Schaaren!

III. Diese Freundschaft vermehrt, erhöht, verklärt und verlängert den Genuß der zartesten Freuden, welche die Vorsehung an dem Lebenswege eines Jeden blühen läßt, indem der Freund des Glückes, welches seinen Freunden zufällt, um so reiner sich freut, als die Mitfreude auf das Herz einen überaus veredelnden Einfluß äußert. Freunde theilen sich gewissermaßen in die Freuden, die ihnen zu Theil werden, also und dermaßen, daß keinem ein Abbruch geschieht, jedem nur ein Zuwachs zu Theil wird. Finde einen Schatz in der einsamen Wüste, Du wirst desselben Dich nicht so freuen, wie das Weib, das ihren Groschen wiedergefunden hat und dies ihren Freundinnen zurufen kann, Lüc. XV, 9.

IV. Diese Freundschaft ist die reichste Quelle der Hülfe, oder wo diese nicht möglich, doch des Trostes unter den so vielen und schmerzlichen Leiden dieses Lebens, so gewiß, als es schon hohe Erquickung gewährt, wenn man vor Vertrauten sein Herz ausschütten kann, die wahre Liebe außerdem aber stets bereit ist, mit dem Freunde nicht nur zu weinen, sondern ihm zur Rettung jedes mögliche Opfer zu bringen, wie Cornora sagt: „Die Menschenliebe bietet dem Leidenden schnell die rettende Hand, die Freundschaft weiß mit ihm zu leiden. Jene gleicht der gewissenhaften Wär-

terin des Kranken, diese seiner zärtlich theilnehmenden Mutter."

V. Diese Freundschaft, die uneigennützige Freundschaft der Seelen und Herzen, bietet höchst wichtige Antriebe zur Tugend überhaupt, indem ein Freund den andern auf seine Fehler aufmerksam macht, ihn vor Verirrungen warnt, wie niemand anders es vermag, und zum Guten ermahnt, jeder aber die Achtung des Freundes als heiliges Gut zu erhalten sich gedrungen fühlt. Calderon sagt:

Weise Freunde bleiben
  Stets das beste Buch des Lebens,
Weil sie durch Belehrung würzen
  Ihres Umgangs Lieblichkeit!

und Gellert belehrt:

Ein Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
  Mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,
  Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
    Der ist mein Freund,
    So wenig er's auch scheint ꝛc.

So viel über die hohe Würde der Freundschaft überhaupt und ihre Nothwendigkeit zu einem glücklichen Leben insbesondere. Darum, die ihr dieses Loos begehret, bekämpfet den bösen Geist des Egoismus und einer falschen Selbstgenügsamkeit, die keinen Erdenpilger unversucht läßt, und folget dem heiligen Verlangen Eurer Herzen nach dem heiligen Bunde, und damit Ihr findet, was Ihr suchet, suchet Freunde nur unter edlen Menschen und seid es selbst! Auch im Leben der Geister kann Verwandtes nur sich vereinigen. Nichts aber stößt sich entschiedener ab, als Tugend und Sünde. Dabei

vergesset gleichwohl nie, daß wir hier weder unter Engeln wandeln, noch selbst schon Engel sind, und übet gern die Pflicht der Nachsicht gegen die, die Gott als engere Genossen der irdischen Wallfahrt euch zuführte. Nicht minder fordere von dem Freunde nicht blos Pflichten der innigsten Liebe, sondern sei auch stets bereit, solche an ihm selbst zu erfüllen.

Beherzige zu diesem Zwecke, was der römische Weise mahnt: „Nur Tugend gründet und erhält wahre Freundschaft, denn durch Tugend nur besteht Harmonie, Festigkeit und Treue!“ Gedenket oft des Wortes des alten Pythagoras: „Nur den, der Tugend liebt, den bitte: Sei mein Freund!“ Ehret, was Xenophon spricht: „Bestrebe Dich, gut zu sein! Wenn Du es bist, so scheue Dich nicht, nach der Freundschaft der Guten zu streben!“ Gehe allezeit mit Aristoteles, der uns vorhält: „Nur die Freundschaft guter Menschen ist sittlich gut und wird durch täglichen Umgang immer enger. Solche Freunde bessern sich von Tage zu Tage einer den andern dadurch, daß jeder seine guten Eigenschaften immer vollkommener entwickelt und den andern leitet. Denn jeder nimmt von dem andern nur das an, was er billigen kann!“ So wird es wahr werden, was Kosegarten verheißt:

O selig, wer sein Erdenleben
An liebem Freundesarm durchwallt,
Ihm wird zum leisen Frühlingssäuseln
Der Donner, der sein Haupt umrollt,
Ihm wird der Schwermuth Rabendunkel
Zum lichten Morgensonnenglanz,
Zum Maienregen Hagelwetter
Und Dorngeflecht zum Blumenkranz!“

XIII.

Der Luxus.

Was auf hohe landräthliche Anfragen, wie es mit der Industrie, dem Luxus und dem Genusse des Branntweins bestellt sei? in devotester Unterthänigkeit ein polnischer Schultheiß berichtet haben soll: „Eine Person Namens Industrie habe in seinem Kreise sich nicht sehen lassen; Lüchse gebe es zuweilen bei starken Wintern in den nahen Wäldern die schwere Menge; Branntweintrinken — normal!" dessen können wir in Betracht unserer deutschen Zustände nur in einem Punkte in gleicher Selbstzufriedenheit uns rühmen.

Denn — was die Industrie betrifft, so ist ein großer Theil unseres Vaterlandes in Städten und Dörfern bereits derselben zugehöriges Land, so daß es wohl wenige Gegenden geben dürfte, wo es an Industrierittern fehlt oder wo nicht wenigstens Anfänge hervorträten. Und, was Industrieritter sind, das weiß aus einem reichen Erfahrungsschatze der Kleinstädter eben so gut, wie der Großstädter, und sucht sich Jedermann, wie ein gebranntes Kind vor dem Feuer, vor der Reclame dieser Kreuzfahrer bereits hinreichend in Acht zu nehmen, so daß sie in Zukunft ein immer ungünstigeres Klima finden dürften.

Was den Genuß des „Feuerwassers" anlangt, wie der Indianer das edle Lieblingsgebräu nicht blos der Russen und

Polen, sondern auch gewisser Classen in allen Ständen unseres lieben Vaterlandes, nennt, so stehen wir wieder nicht mehr auf der Stufe, wo wir uns das Lob jenes Dorfrathes resp. Bürgermeisters aneignen könnten. Denn, wenn uns in allen Städten auch glänzende Firmen von „Destillateurs", von „Wein- und Liqueur-Tabernen", von „Delicatessen-Handlungen", von „Cafee's" und „Conditoreien" bald rechts, bald links zuwinken, so ist doch, zumal seit den immer weiter vorschreitenden Eroberungen, welche die vermehrte und verbesserte Auflage guter Biere, des Lieblingsgetränkes unserer Stammvordern, machen, der beseligende Verbrauch des sonst so beliebten ächten „Kern- und Kartoffel-Schnapses", des „Bindfadens für des Armen Magen", wie derselbe in manchen Gegenden heißt, im mittlern Deutschland so fast gänzlich außer Cours gekommen, daß man höchstens in den äußersten Vorstädten oder kleinen Dorfstraßen noch ein Glas ächten Fusel für Geld und gute Worte empfangen kann.

Was jedoch die Luxuswirthschaft berührt, so müssen wir rühmen, daß es in der civilisirten Welt trotz der 1849 aufgekommenen, wie es aber scheint, jetzt wieder abkommenden Freijagden mit diesem Wildstande doch gar viel höher stehe, als in dem hungernden Osten, dergestalt, daß Luchse bei uns nicht blos im Winter, sondern auch im Sommer in weiten Heerden Stadt und Land derartig durchziehen, daß es schier zu verwundern ist, wie nicht Mann und Maus bis auf den letzten Rest aufgezehrt worden.

Die Art Luchse, die eine Plage für Länder der Civilisation sind, schlimmer als Heuschrecken, Maikäfer, Mäuse, Holzraupen 2c.: es ist der Luxus und die Mode, die kaum sich noch einige Stunden stille Nachtruhe gönnen und von einem Jahre

zum andern mehr Familien aufzehren, während nirgend ein Landrath einschreitet oder einzuschreiten vermag.

„Die Mode", sagt Jahn, „welch ein Ungeheuer, das der scharfsinnigste Denker bis jetzt noch nicht hat befriedigend beschreiben können, weil es, wie Falk sagt, immer selbst aus der Mode kommt, und wie der alte Saturn seine eigenen Kinder auffrißt — ist der Moloch, dem Unzählige Glück und Frieden, und Lebensgenuß und Gesundheit und Vaterland aufopfern. Leider ist die Neusucht in Kleinigkeiten und die Altsucht in großen Dingen unsere eingefleischte Erbsünde."

Es ist der Luxus, von dem Rousseau laut und vernehmlich redet: „Die Modesucht ist schlechter Geschmack, weil die Gesichter sich nicht mit den Moden verändern, und das, was ihnen einmal gut steht, es immer thut. Beinahe immer sind es die häßlichsten Frauenzimmer, welche die Moden aufbringen, denen sich unterzuordnen dann die hübschen dumm genug sind."

Es ist der Luxus, von welchem Tiedge äußert:

Die Leute lieben buntes Licht
Und freu'n, wie Kinder, sich an neuen Schimmersachen,
So kommt es denn, daß Kleider Leute machen;
Nur Menschen, nein! die machen sie noch nicht,
Der Mensch ist Mensch; die Leute sind verschieden!

Hier ist ein Punkt, wo die Versuchung groß wird, an der Würde des Menschen irre zu werden und den Naturweisen sich zuzuwenden, welche naiv meinen, das menschliche Geschlecht sei nur eine höhere Gattung der Affen.

Wie lange schon, wie laut und ernst ist gegen den Luxus und sein Weib, die Mode, gesungen, gepredigt, geeifert, gespottet worden! Und dennoch, nur von der Perücken- und

Zopfperiode bis herauf auf die Herrschaft der Reifröcke, der Crinolinen, der Chignons ꝛc., was haben der Luxus und die Mode alles zu thun vermocht, das Ebenbild Gottes, den Menschen, bald als Harlekin, bald als Meerkatze, bald als Papagei oder Kukuk, bald als Chimpansen, bald als Pfau und bald als calcuttischen Hahn u. s. w. bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, während man meinte, also erst zum Ebenbilde Gottes sich erhoben zu haben! Und — ohnerachtet seiner Vernunft — wie hat der Mensch, vom Könige bis zum Bettler, sich immer unter die unwürdige Herrschaft dieser Sultanenwirthschaft, unter die Knute und den Stock dieses unsichtbaren und doch überall nahen Herrscherpaares gebeugt und demselben die oft unerschwingliche und Millionen von Familien an den Bettelstab bringende Contribution ohne Murren bezahlt!

Doch das sind blos catilinarische Reden gegen den falschen Luxus, d. h. den Aufwand zu blos sinnlicher oder thörichter Verschönerung des irdischen Lebens, und die toll gewordene Mode, d. h. die eben herrschende gesellige Weise sich äußerlich zu geben und zu nehmen.

Wir können, während wir die höchste Lebensweisheit zu lehren und zu predigen beabsichtigen, unmöglich das Kind mit dem Bade ausschütten wollen, wie das Sprichwort warnt.

Wie, wenn wir den erhabensten Gedanken und Gefühlen uns hingeben, immer — Mißklänge uns begleiten oder Satyrgesichter höhnend uns angrinsen, d. h. wie neben dem Lichte die Schatten einherziehen, und wenn Engel niederschweben, immer Dämonen uns umschaaren, wie lichtscheues Nachtgevögel: also giebt es einen vernünftigen und sittlichen, wie einen unvernünftigen und unsittlichen, eben darum aber eben so verdammlichen als verwerflichen Luxus mit sammt der Gemahlin Liebden

Mode. Es ist keine Frage: hätte die Vorsehung gewollt, daß wir, wir Menschen nämlich, auf allen Vieren kriechen und mit den Affen einen Bund schließen sollten gegen alle andern Großmächte und Verhängnisse, dieselbe hätte uns durch und durch anders, ganz anders organisiren müssen und namentlich weder Kräfte noch Verlangen einpflanzen dürfen, auch im Reiche des Schönen aufwärts zu ringen.

Freilich dieses Ringen und Streben, was kann es anders sein, als höchstens die Elaboration eines Quartaners oder das Exercitium eines Tertianers, unsertwegen auch eines Secundaners, Primaners oder Selectaners, ja, wenn wir es nicht anders wollen, eines Studiosus oder Candidaten oder frischgebackenen Magister liberarum artium ꝛc. mit, statt kräftigen Bartes, lockeren Flaumhaaren um das Kinn, der sichersten Paßkarte der Natur, woher und wie alt der junge Herr sei und wie schwer er wiege! Und es kann unter diesen Verhältnissen nicht anders kommen, es muß so natürlich sein, als schwarz nicht weiß, es muß unvermeidlich erachtet werden, daß, wie unser Streben nach Wahrheit, hienieden auch unser Aufringen nach dem Schönen noch kein Emporschweben, wie das des Adlers, sondern blos noch ein Aufflattern ist — zur Zeit wenigstens, wie es scheint.

Ein edles, würdiges Streben, in Wohnung und Lebensweise unser irdisches Dasein zu verschönern, bedarf demnach der Rechtfertigung um so weniger, als Gott in dem mit der höhern Cultur immer eintretenden sittlichen Verlangen nach einer solchen Ausschmückung unserer Pilgerreise, auch reiche Mittel dazu und die Fähigkeit verliehen hat, diese aufzusuchen und in unsern Dienst zu nehmen, während er gleichzeitig einen großen Theil der Menschen anwies, in der Sorge für Befriedigung

dieser Bedürfnisse ihren Lebensunterhalt zu suchen und zu finden, endlich aber auch der Luxus in den rechten Grenzen wohlthätig auf Veredlung des Herzens zurückwirkt.

Dieser Luxus, von dem ein fortwährendes Streben nach Vervollkommnung der Kleidung und inneren Einrichtung unserer Wohnungen und Umgebungen nach den Forderungen der Zweckmäßigkeit und Schönheit, also die Mode im edlen Sinne so unzertrennlich ist, als der Mond von unserer Erde, ist eine Pflanze, die naturgemäß auf jedem höher cultivirten Boden des Lebens nach denselben Gesetzen der Natur von selbst sich erzeugt, nach welcher edlere Gewächse und Zierpflanzen in guter Gartenerde und besserem Klima ihr Haupt erheben und gedeihen. Dieser edle Luxus, das Kind höherer Bildung des Menschen, der in civilisirten Staaten Millionen Brod giebt, ist es auch keineswegs, der, wie die Misanthropen behaupten, die Menschen träge, wollüstig und verdorben macht, wie selbst die Geschichte bezeugt, daß die schon längst mit einer verfeinerten Lebensweise vertrauten Römer unter Julius Cäsar und die in gleicher Classe stehenden Franzosen unter Ludwig XIV. und Napoleon I. die glänzendsten Helden- und Siegesfeste feierten, während die Neger, Hottentotten, Grönländer, amerikanischen Indianer &c. dagegen nichts weniger, als körperlich-geistige Cardinalmenschen, sondern unwissende, rohe, höchstens verschmitzte Barbaren sind, welche ohnerachtet ihrer wilden und wüsten Kämpfe um Sein oder Nichtsein der Macht der Cultur in derselben Weise unterliegen, wie die Urwälder, wenn die Ansiedler mit ihren Aexten in die Wildnisse derselben eindringen. Mit Recht behauptet von Ammon, „daß der edle Luxus nicht blos höchst wichtige Quellen der Existenz für viele Classen der menschlichen Gesellschaft bildet, welche ohne denselben nicht leben

könnten, sondern auch nach allen Richtungen Veredlung des Geschmacks befördert, den menschlichen Erfindungsgeist anregt, den Sinn für das Schöne und Gute entwickelt. Dieser Luxus", fährt er fort, „veredelt das Gemüth, stimmt den Charakter höher, bewahrt vor Sünden der Roheit, erheitert das Leben und befördert die wichtigen häuslichen Tugenden der Entbehrung niederer Bedürfnisse, um höhere befriedigen zu können, die Auswahl des Angemessenen und die Mäßigung sinnlicher Begierden. Diesen edlen Luxus finden wir selbst in der heiligen Urkunde so wenig verboten, daß sie nur über den Mißbrauch einer verfeinerten Lebensweise den Stab bricht, sonst aber gegen den mäßigen Genuß des Weines, des Fleisches, froher Gesellschaft, auszeichnender Kleidung, kostbarer Rosse und Wagen, Nichts einwendet, den Tempel und dessen Cultus in Jerusalem ohne Tadel als prachtreich schildert, von Christus berichtet, daß er dem jungen Ehepaare in Cana ein Geschenk mit feinem Weine macht und die Salbung mit theurem Nardenöle annimmt, daß er vor seiner Bestattung mit Spezereien einbalsamirt wurde, Joh. II, 1 f. XII, 1—8. XIX, 23. Matth. XXVII, 59. Vgl. 1 Tim. IV, 4. 1 Cor. XI, 21."

Dasselbe gilt auch von der Mode, von Mod oder Modus, also der veränderlichen Weise eines Dinges oder einer Sache, wenn sie nicht die ihr von dem Gesetze des Angemessenen, Schönen und des Heiligen vorgeschriebenen Schranken überschreitet. Die veränderliche Art und Weise, sich zu kleiden, seine Wohnungen einzurichten, seine gesellschaftlichen Vergnügungen zu ordnen, ja zu denken und zu sprechen, ist nicht blos ein Product der Veränderlichkeit der Menschen überhaupt, sondern hat ihren tiefern, in vieler Hinsicht sittlichen Grund in dem Streben nach dem Angemessenern, Besseren, Schönern.

Aus dem Bemerkten geht hervor, daß die obige Jeremiade nicht den Gebrauch des Luxus und der Mode, sondern den Mißbrauch derselben trifft, der freilich zu keiner Zeit ärger sein Spiel getrieben haben kann, als eben jetzt in unsern lieben guten Tagen, und kann es nur in der Ordnung sein, wenn wir auf denselben aufmerksam machen, vor demselben warnen und auf die goldene Mitte hinweisen, auf welcher wir allein sicher gehen können.

Darum — sollen Luxus und Mode, ohne Leib und Seele in's Verderben zu stürzen, wie jeder Mißbrauch, unsere Lebensweise wirklich angenehmer machen und verschönern, so wachet darüber, daß

I. die Opfer, die Ihr diesem Doppelgestirne weihet, in keiner Hinsicht weder Euren Stand überschreiten, noch Eurem Wohlstande schaden.

Jeder Aufwand über den Stand ist Beweis einer Eitelkeit, die unsere Gesinnungen in ein schiefes Licht stellt, Neid, Haß und auf alle Fälle Spott und Hohn erregt.

Jeder Aufwand über unsere Mittel ist eine Verletzung der wichtigen Pflicht der Wirthschaftlichkeit, die sich nach den heiligen Gesetzen der Natur unerbittlich durch den Verlust unserer Ruhe rächt, leicht zu unerlaubten Mitteln zur Rettung unserer äußern Ehre verleitet und meist Verarmung und ihr Elend nach sich zieht.

In ehrenvollem Andenken steht noch heute der große König Sachsens, bei dem man, als er starb, nicht mehr, als nur 4 Röcke, 6 Westen, 4 Beinkleider, 6 Paar Stiefeln, 10 Paar Strümpfe und 16 Hemden und zwar letztere in so defectem Zustande fand, daß ihm sein Kammerhusar eins von den seinigen bessern mit in den Sarg gab.

Der Fluch ganz Sachsens dagegen ruht noch heute auf seinem eitlen Minister, dem Grafen Brühl, der 200 Bediente, 2000 Paar Schuhe, 1500 Paar Stiefeln, 1500 Perücken, 800 Schlafröcke, die zwei weite Säle füllten, zu jedem besonderen Anzuge eine besondere goldene Uhr, einen besonderen Degen und eine besondere Tabatiere besaß, während er jährlich eine Million Thaler aufgehen ließ.

Mehr noch als Männern ist dies den Frauen an's Herz zu legen, auf welche Eva's Sünde der Sucht der Veränderlichkeit, der Eitelkeit und Gefallsucht in einem so hohen Maaße bis auf unsere Zeiten fortgeerbt ist, daß es wohl niemals — ein lutherisches Deutsch zu reden — so viele Putzaffen, Putzpfauen, Putzkukuke, Putzbachstelzen, Putzspechte und Putznußhäher, Putznattern, Putzmolche ꝛc. gab, als jetzt, wir sagen jetzt, d. h. heutigen Tages, wo vielfach liebe gute Mütter, sobald die theure Clara, Katinka oder Anna confirmirt worden, von dem guten Gemahl und Papa für des Töchterleins neue Zukunft Steuern verlangen, zu erschmeicheln, zu ergrollen suchen oder wissen, von denen ein Sohn auf der Universität in Paris oder Bologna in dulci jubilo gar gemüthlich leben könnte. Weiber! Mütter! wo habt Ihr die Hausfrau gelassen oder verloren?! Wirkliche Ehen werden nicht auf dem Theater, nicht auf Sänger- oder Turnfesten, nicht in Concerten u. dergl. geschlossen! Und — unsere jungen Männer und Heirathscandidaten, Eheaccessisten, Versorgungsassessoren — o glaubt es nur, denn die Cultur schreitet auch in diesem Punkte unaufhaltsam weiter, glaubt es nur — wählen nicht mehr nach der größten Crinoline, dem modernsten Kopfputz, dem strahlendsten Kleide, dem mächtigsten Chignon ꝛc., sondern — sondern fragen nach soliden Eigenschaften, nach der Mitgabe nicht von

einem Wagen voll Plunder, sondern nach dem Vermögen, dessen man bedarf, oder doch den reellen, höher als Geld anzuschlagenden Eigenschaften häuslichen Sinnes, Webens und Strebens, in welchen das Weib leben und sich glücklich fühlen soll, um ihrem Berufe zu genügen. Weiber, Mütter, Großmütter und Tanten! glaubt es, nicht viele, sondern unzählige Mädchen haben blos darum in den alten Jungfernorden eintreten müssen, weil sie auf dem bezeichneten Unheilswege Furore und Carrière zu machen meinten. Die Männer wollen keine Theaterprinzessinnen, keine Thédansant-Fräuleins, keine Opernsängerinnen u. dergl., sondern Hausfrauen im alten Rococo- oder sonst einem soliden Baustyle, etwa wie Luthers Käthe oder Melanchthons Catharine, oder wie sie sonst geheißen.

Doch: — weiter, weiter! heißt der Spruch des Lebens und Strebens. Wem diese Worte nicht genügen, dem wird es auch nichts nützen, wenn eine Stimme vom Himmel vor ihm niederführe, wie vor Saulus. Wer nicht will hören, nicht bedenken, für den giebt es kein Kraut und kein Pulver unterm Monde, das zu seiner Genesung gewachsen wäre.

Also weiter!

Wachet — ist es nöthig — wachet und betet, daß

II. Ihr in Eurem Stande, bei Euren Mitteln auch hier das hohe Gebot der Mäßigkeit, die aurea mediocritas der Römer, nicht übertretet, von dem Wieland mahnt:

> Genieße, was Du hast, als ob Du heute
> Noch sterben solltest; aber spar es auch,
> Als ob Du ewig lebtest. Der allein ist weise,
> Der, beides eingedenk, im Sparen zu
> Genießen, im Genuß zu sparen weiß.

Jedes Uebermaaß schadet, auch wenn wir die Mittel hätten, ein hundertfaches Uebermaaß zu bestreiten.

Nicht blos an der Tafel, in Kleidung, in Aus- und Auffahrten 2c., Ihr reichen Männer von Geburt, Luc. XVI, 19 f., oder von Geld und Glück, sondern im Leben überhaupt vergesset nicht, wenn Ihr glücklich leben wollt, vergesset es nicht, daß, wie Uebermaaß in Speise und Trank den Magen verdirbt, Uebermaaß in gleicher Weise in allen Fällen und Branchen Krankheit für Leib und Seele erzeugt, die oft kein Arzt heilen kann.

So große Versuchungen zum Bösen in der Armuth liegen, eben so viele oder noch mehrere und schlimmere im Reichthume, wie Israels praktischer Moralphilosoph Salomo, Spr. Salom. XXX, 8. 9, erinnert.

Der reiche Römer Lucullus, ernst warnenden Andenkens, brüstete sich zwar fort und fort, ein Verehrer Plato's zu sein, und errichtete eine umfangreiche Bibliothek zum öffentlichen Gebrauche. Aber — derselbe war einer Derjenigen, die das bloße „Herr, Herr!" Beten gar trefflich verstehen, ohne im Geringsten an des Herrn Willen zu denken. Derselbe war nämlich vom Kopf bis zum Fuße „jeder Zoll" ein „Schlemmer" an Leib und Seele, wie wir deshalb noch heute überschüssige Gastereien „Lucullische Gastmähler" nennen. Was wir aber — also rächt sich jede Mißachtung des vom Natur- und Sittengesetz gebotenen Maaßes — besonders hervorheben müssen, derselbe Lucullus verfiel in Folge dieser Tugend in späteren Jahren in entsetzliche Geisteszerrüttung.

Laßt Euch die Fußstapfen solcher Vorgänger warnen (auf lateinisch-deutsch: Vestigia terrent!).

Was hier geschrieben steht, „ist Euch zum Vorbild geschrieben“, wie der Apostel Paulus spricht.

Nichts kann uns Achtung einflößen vor solchen Verkommenen unseres Geschlechts, vor den Helden ewig berüchtigten Andenkens, von denen die Chroniken oder Zeitprotocolle melden, daß übermüthige Athener goldene Schuhnägel trugen, römische Cäsaren und Helden ihre Gäste an Hoffesten mit Pfauenzungen und Fasanenhirn bewirtheten, daß die classische Hetäre und Kokette Cleopatra, diese königliche Buhlerin, kostbare Perlen auflösen und in den Wein mischen ließ ꝛc. Nun, die chronique scandaleuse aller Zeiten berichtet, daß die Cleopatra der Schwestern und Niecen ach! gar viele hat. Es giebt nun einmal „Nichts Neues unter der Sonne!“ und der Same ekler und schlechter Unkrautspflanzen weiß schon einen Boden zu finden, wo er gedeihen kann.

So wenig im Mittelalter reiche Nabobs ein Ehrengedächtniß dadurch sich gestiftet haben, daß sie bei wochenlangen Vermählungsfeierlichkeiten und anderen festlichen Gelegenheiten ganze Heerden von Ochsen, Schafen, Hirschen, Rehen, wilden und zahmen Schweinen, Hasen, Schöpsen und Fasanen, so wie ganze Wagenburgen Wein u. s. w. bei täglichem Saus und Braus mit ihren Gästen vertilgten, eben so wenig und noch weniger könnte ein Vitellius unserer Zeit es erreichen, daß ein Sternbild oder eine Pflanze nach seinem Namen getauft wird. Es ist ein Culturfortschritt, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann, daß solche Excesse kaum noch glaublich sind.

Damit Ihr den Luxus und die Mode nicht mißbraucht, so gedenket, daß

III. ein Wort der Schrift spricht: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht!" und blicket auf die Armen, welche kaum die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu stillen vermögen, die aber der Herr an Euch gewiesen hat, Ihr Reichen! 1 Joh. III, 17.

So große Versuchungen zum Bösen mit der Armuth ziehen, so ist, wie gedacht, die Zahl derjenigen, die den Reichthum begleiten, doch noch viel größer und der israelitische Sittenprediger (Spr. Sal. XXX, 8. 9.) hat ganz Recht, wenn er das Gebet lehrt: „Herr, Armuth und Reichthum gieb mir nicht, sondern nur ein bescheidenes Theil ꝛc."

Denn — was Geiler von Kaisersberg mahnt: „Einmal des Tages essen, ist — göttlich, zweimal — menschlich, dreimal -- teuflisch, denn das heißt: fressen!" enthält eine Lehre zum glücklichen Leben, welche die Begüterten nicht genug beherzigen können. Durch nichts kann das körperliche und geistige Wohlsein schneller und sicherer untergraben werden, als durch Schwelgerei in starken Weinen, durch mit ausländischen Aromen gewürzte Speisen, durch unnütze und nur auf den Gaumenkitzel berechnete Mahlzeiten; nichts kann den Menschen mehr von seinem Lebensberufe abziehen, in eine traurigere Leere für Geist und Herz versetzen, als Befriedigung von Lieblingsneigungen, die bald in Suchten ausarten, wie Modesucht, Schauspielsucht, Reisesucht ꝛc., die, wie böse Geister, ihre Sclaven nicht mehr zur Rast und Ruhe kommen lassen; durch nichts kann der Reiche in tiefere Armuth herabsinken, als durch Hingabe an sein irdisches Gelüste und Begehren, sein Genießen und seine Sinnenlust an den zeitlichen Gütern.

Gut! Wer der Welt Güter hat, verschönere seinen Besitz durch Anlegung von Kunstgärten, wandle seine Umgebung in

Parks um, baue sich Paläste und Villen, freue sich seiner Gemälde- und Kunstsammlungen, gründe kostbare Bibliotheken, suche Erholung oder doch Zerstreuung in frohen Gastmahlen mit edlen Freunden, oder in Reisen über Land und Meer ꝛc.; aber, soll nicht bald Uebersättigung und Ekel bei ihm einkehren als ein schrecklicher Gast, so vergesse er nicht, daß Gott ihm nicht blos Reichthum gab für sich selbst, sondern auch für Die, welche arm sind an den Gütern dieses Lebens, damit er seine schönste Freude darin finde, denselben wohlzuthun nach dem Worte Jesu: „Was Ihr gethan habt den Geringsten meiner Brüder, das habt Ihr mir selbst gethan!“ Matth. XXV, 45.

Raupach singt:

> Reichthum, schlecht verwaltet, ist viel schlimmer,
> Als Armuth. In der Nothdürftigen Herzen,
> Nicht in die Truhen, sammelt Eure Schätze,
> Denn, wie der Witwe Oelkrug, unvertilgbar
> Ist, wenn auch viel gebraucht, der Liebe Schatz.

Der Reiche kann keine höheren und sichreren Freuden sich schaffen, als die sind, die das heilige Bewußtsein gewährt, seinen Ueberfluß mit den Armen getheilt zu haben, wie Rückert mahnt:

> Auch der Reichthum ist an Kraft
> So gut, wie Weisheit und Stärke,
> Kann werden nicht minder ehrenhaft
> Verwendet zum Menschenwerke!

Wer der Erde Güter hat, kann, umgeben von den bösen Geistern der Habsucht, der Genußgier, des Stolzes nicht oft und ernst genug daran denken, daß es keinen höheren Genuß geben könne, als das Bewußtsein, diese Pflicht treulich geübt zu haben, und daß, wenn andere Erinnerungen an genossene glückliche Tage ihn verlassen, wie falsche Freunde, wenn die

Tafel leer ist, die Freuden der Wohlthätigkeit, die er übte, noch in seiner letzten Stunde als tröstende Engel ihn umschweben, ja, daß seine Werke der Liebe ihm nicht blos ein ehrendes Gedächtniß auf Erden sichern, sondern den scheidenden Geist auch hinüberbegleiten in die ewige Heimath und vor den Thron des ewigen Richters, der nicht fragen wird: Wie viel hast Du ergeizt, welches Haus hast Du gemacht, welche bunte Rolle auf der Welt hast Du gespielt, welchen Luxus hast Du getrieben, wie hast Du der Mode gehuldigt, welche Schwelgefeste hast Du gegeben oder gefeiert? sondern — wie hast Du das Gebot der Liebe und Wohlthätigkeit geübt? Wie hast Du Dich als meinen Haushalter über die Dir zu diesem Zwecke anvertrauten Mittel treu bewiesen? Wie hast Du meinem Rufe Dich gehorsam bewiesen, der so oft Dich mahnte: „Wohlzuthun und mitzutheilen, das vergesset nicht!“

XIV.

Die Ehre.

Was ist Ehre, nämlich: wahre Ehre? Denn — daß auch in Betracht des Ruhmes, den wir vor der Welt, vor uns selbst und vor Gott haben sollen, Falschmünzerei genug getrieben und gar Manches als Goldstück geboten und oft genommen wird, was weiter nichts ist, als galvanisch vergoldetes Metall, weiß Jeder, der nicht erst seit gestern in diese Welt getreten ist, in der der Schein oft mehr gilt, als die Wahrheit, und das Sprüchwort herrscht: Mundus vult decipi, ergo — decipiatur (die Welt will betrogen sein, also — werde sie betrogen).

Wie W. Müller mit altdeutscher Derbheit spricht, wahrhaftig, es trüget nicht!

Adelstolz sitzt auf hölzernem Pferde,
Bauernstolz wälzt sich auf der Erde,
Bürgerstolz geht auf hohen Hacken,
Geldstolz steht auf gelben Schlacken,
Dichterstolz fliegt in den Himmel hinein,
Wo mag der gerechteste Stolz wohl sein?

Daß Jeder nach Ehre streben soll, das heißt, wie wir das Wort kurz erklären wollen, nach Anerkennung seines sittlichen Werthes von Seiten Urtheilsfähiger: das bedarf so gewiß nicht erst des Beweises, als dies ein klares Gebot des Sittengesetzes

ist, von dessen Erfüllung das Gelingen aller unserer Bestrebungen für das allgemeine Wohl, die Achtung, deren wir genießen, unsere Zufriedenheit mit uns selbst, und unser Lebensglück in hohem Maaße, ja in vieler Hinsicht unbedingt abhängen, wie ein altes Sprüchwort sagt:

Geld verloren — Wenig verloren,
Ehre verloren — Viel verloren,
Gott verloren — Alles verloren!

Indem wir von der wahren Ehre sprechen, nach der wir ringen müssen, wenn wir glücklich leben wollen, dürfen wir indessen die verschiedenen Arten der falschen Ehre nicht übergehen, welche so Viele täuscht, mit welcher so Viele die Welt zu täuschen suchen, um zunächst vor diesem werthlosen Zahlpfennige, diesem trügerischen Nebelbilde, diesem glänzenden Irrwische um so mehr zu warnen, als Niemand, welcher sich hintergehen läßt, nach wahrer Ehre streben und ihrer Kränze sich freuen kann.

In die Klasse der falschen Ehre gehören insonderheit die Selbstehre, die Schmeichlerehre, die bloße Standesehre, die thörichte Weltehre, die befohlene Ehre.

Unter der Selbstehre — wohl zu unterscheiden von der Selbstachtung, welche dem Menschen das Bewußtsein eines edlen Strebens nach allem Würdigen zollt und wonach er vor Allem streben muß, wenn er nach Achtung überhaupt streben will — verstehen wir die Honneurs, welche der Dünkel junger und alter Dandy's in allerlei Firlefanz und leerem Schmuck, mit süßem Lächeln vor dem Spiegel oder in pfauenartigem Einherschreiten auf Promenaden und in Gesellschaften, in unermüdlichem Selbstlobe rc. sich selbst darbringt.

Die wahre Weisheit und Tüchtigkeit kann diese Ehre nur tief verachten, Joh. V, 31., da unser höchstes Wissen nur eitel „Stückwerk" ist und Jeder, er sei auch wer er sei, sich bekennen muß: „Was ich bin, bin ich nur von Gottes Gnade!", während außerdem als unläugbare Thatsache feststeht, daß wahre Geistes- und Herzensgröße immer die Demuth zur Begleiterin hat, wie der Dichter singt:

Wahre Tugend wird sich stets so zeigen,
Bescheidenheit — sie ist dem Edlen eigen!

„Die Eitelkeit", sagt Jacobs, „ist eine Schauspielerin, die nach Umständen den Schein des Guten wie des Bösen sucht. Es kommt Alles auf die Stelle an, wo sie steht, und den Effect, den sie zu machen hofft." Knebel setzt hinzu:

Eitelkeit baut sich von Schaum ein Schloß auf, strahlen die Sonnen,
Funkelt es hell, doch zerstiebt's leicht vor dem Hauche des Winds!

Um nichts besser steht's mit der Schmeichlerehre, die für Geld, Verheißungen, Hoffnungen auf hohe Gunst rc. feil steht, wie eine Hetäre, und in der Geschichte z. B. in der Vergötterung des unwürdigen Herodes Agrippa, der schändlichen Kaiser Nero und Tiberius, wie in den Lobreden auf Cromwell rc. wahre Meisterstücke geliefert, vielfach von Natur edle Fürsten zu Tyrannen gemacht und die Begriffe ganzer Zeitalter verwirrt, jedoch „das Weltgericht der Geschichte" immer vergebens zu bestechen oder nur zu täuschen gesucht hat. So wahr es keine größere Schmach geben kann, als von der Schlechtheit gelobt zu werden, eben so gewiß wird jeder bessere Mensch diese Ehre verschmähen, weil er sie verachtet!

Ebenbürtig steht der Schmeichlerehre und ihren Vivats

und Eljen's die Standesehre zur Seite, die Achtung, die Jemand in Anspruch nimmt oder die ihm dargebracht wird, einzig und allein darum, weil er diesem oder jenem Stande angehört und Ahnen zählt. Allein — der Stand ist blos ein fadenscheiniger Mantel, der den nicht deckt, der nicht seiner Abstammung sich würdig macht. Man kann, man soll die verschiedenen Stände achten, den „Lehrstand, den Wehrstand, den Nährstand", wie sie Luther eintheilt. Genauer besehen ist Standesehre aber noch lange keine persönliche Ehre. Diese kann nur selbst erworben werden, wie ein altes Gedicht sagt:

Geh' vorüber vor dem adelstolzen Thoren,
Der, mit einer Silbe mehr geboren,
An den dürren Aesten seines Stammbaums nagt,
Und die Muse: ob sie Fräulein sei? befragt. rc.

Ein französisches Sprüchwort sagt: „Point de noblesse que dans l'ame" (der wahre Adel wohnt im Herzen)! Die Römer sagten: „Et genus et proavos et quae non facimus ipsi, vix ea nostra puto" (Abstammung und Ahnen und was wir nicht selbst vollbrachten, achte ich kaum für eigen)! Euripides ruft: „Der Ehrenmann ist ein Edelmann, der das erstere nicht ist, ein Unadlicher, könnte er auch von Jupiter selbst abstammen!" Seneca antwortet auf die Frage: Wer ist edel? „Derjenige, der von Natur zur Tugend wohl vorbereitet ist." Denn wollte man zurückgehen in's Alterthum, so stammen wir Alle von Dem ab, vor welchem Nichts gewesen. Ein Vorgemach voller verräucherter Ahnenbildnisse macht noch keinen Edelmann. Sokrates war kein Patricier und Plato auch unedel, als er sich dem Studium der Weisheit widmete. Diese war es die ihn adelte. Solche Männer alle sind Deine Ahnen, wenn Du Dich ihrer würdig bezeugst. Der Geist macht edel!

„Schön und edel ist der Stolz auf berühmte Namen. Aber ein berühmter Name ohne eigenes Verdienst", sagt Weber, „ist eine Null ohne Eins." Dasselbe gilt von der Ehre, welche das Volk seinen Erwählten darbringt, der Weltehre. Cicero preist es für ein besonderes Glück, wenn ein Würdiger einen würdigen Biographen findet. Ein neuer Weiser aber sagt:

Die Welt, sie liebt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu zieh'n!

Vor welchen Götzenbildern ist seit der Adoration des goldenen Kalbes in der Wüste die große Menge nicht schon anbetend niedergesunken, welche immer mehr nach dem äußeren Scheine, nach glücklichen Erfolgen, nach den imponirenden Eindrücken des Augenblickes urtheilt, oft blinden und fanatischen Führern folgt und wahren sittlichen Werth zu erkennen in der Regel unfähig ist. Wie das jüdische Volk einst Christus heute Palmen streute, um nach drei Tagen schon: „Kreuzige, kreuzige ihn!" zu rufen, so ist außerdem nichts unzuverlässiger, als die Gunst der großen Menge, in dem Sinne, in dem wir das Wort hier nehmen. Und die, welche einzig und allein um Volksgunst buhlen als nach dem höchsten Gute dieser Erde, eben darum aber nothwendig das Streben nach wahrer Ehre, nach wirklichen Verdiensten vor ihrem Gewissen und vor Gott hintenansetzen, haben von höherer Würdigkeit weder einen Begriff, noch eine Ahnung und jagen wie Kinder flatternden Blättern und bunten Schmetterlingen nach. Die Weltehre, wenn sie nicht einen sittlichen Grund hat, ist nichts, als eine bengalische Flamme, die im Aufflackern schon erlischt, eine bald wieder ersterbende Illumination, ein das Volk belustigender Fackelzug, eine zerplatzende Rakete. — Blos relativen Werth

haben die Decorationen, womit die Gewaltigen der Erde Verdienste zu belohnen pflegen und nach welchen Unzählige so lüstern aufblicken, daß sie vielfach das Zeichen mit dem Gegenstande selbst verwechseln. Auch die strengste Moral kann nichts dagegen haben. wenn Fürsten Männer hoher Würdigkeit im Kriege, im Frieden, in der Wissenschaft, der Kunst 2c. durch Verleihung von Ehrenzeichen ihre Achtung an den Tag legen. „Dem Verdienste seine Krone!“ denn **Thümmel** hat Unrecht, wenn er „Stern und Band nur den gnädigen Spott der Großen“ nennt. Selbst die Neger besitzen Orden in den „Zähnen erschlagener Feinde“, in den „zerbrochenen Armen Ueberwundener“, in einem „Schwertorden“ in Sumatra, in einem „Corallenorden“, in einem „Phönixorden“ in Mexico und Peru. Durch Geschenke, und wäre es nur eine Blume, zeichnet das Kind seine geliebten Jugendgenossen aus. Aber wird bei Verleihung solcher Auszeichnungen nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Willkür, nach gnädigsten Launen verfahren, werden dadurch nicht wirkliche Verdienste anerkannt, vielleicht Leistungen zweideutiger Art belohnt, werden Würdige, geistig, sittlich Gleichberechtigte übergangen, Unwürdige dagegen vorgezogen, so ist dies, mildestens gesagt, ein eben so empörender als für die allgemeine Sittlichkeit verderblicher Mißbrauch, der zugleich die Sache selbst lächerlich macht. Bekanntlich verlieh Napoleon I. einem Schauspieler den kriegerischen Orden der „eisernen Krone.“ Welche Auszeichnung jener Hofherr eines Ludwig von Frankreich, welcher dem auf seinem Todbette von schweren Gewissensqualen gefolterten Könige eine Schrift mit in den Sarg zu legen feierlich versprach, urkundlich welcher er, nämlich der Hofherr, alle Höllenstrafen, zu welchen der der Ewigkeit nahe Gewaltherrscher verdammt werden dürfte, für den-

selben zu büßen, in allen Formen Rechtens sich verpflichtete, für diese allerunterthänigste Dienstleistung zu empfangen das Glück hatte, ist unseres Wissens nicht bekannt. Ein anderer König, der nothwendig Geld brauchte, trieb, wie man erzählt, unter der Hand Handel mit Orden, und, wenn einer untergebracht war, bemerkte er dies allergnädigst in seinem Calender mit den Worten: „Heut wieder einen Hasen gefangen!"

Doch genug von der falschen Ehre, die von der wahren Ehre eben so verschieden ist, als Bronze von ächtem Golde.

Die wahre Ehre, nach der wir ringen sollen als nach einem der höchsten Güter des Lebens, sie besteht nicht in vermeintlicher angeborener und in directer oder indirecter Erbfolge, wie ein unantastbares Fideicommis forterbender Würde*), nicht in

---

*) Knapp sagt: „Aus der Hütte, nicht aus dem Palaste stammt von jeher und in letzter Instanz das Heil der Welt. Oder kennt Ihr nicht das Binsenkörbchen im Nil, die Krippe zu Bethlehem, das Bergmannsstübchen zu Eisleben? Und dann die Granitsäulen der Kirche, des Staates, der Gesellschaft, die tiefen, großen Naturen, diese vom Schicksal gehärteten und durchwetterten Menschen, sind sie zu allen Zeiten anderswoher?"

Luden beantwortet die Adelsfrage mit „Ja" und „Nein", je nachdem man sie recht versteht. „Es giebt einen Adel, sofern die natürliche Absonderung von Reichen und Armen in Rede steht. Es giebt keinen Adel, insofern gesprochen wird von einem Stande oder einer Kaste, die höheren Ursprungs, göttlicher Natur, besserer Geburt sein soll. Es giebt einen Adel, insofern man an die höheren Ansprüche und Bestrebungen denkt, welche der reiche Sohn eines reichen und berühmten Vaters nach Menschenweise macht und versucht. Es giebt keinen Adel, insofern man ihm anerkannte und bürgerlich gesicherte Rechte und Vorzüge zuschreibt. Es giebt einen Adel, sofern das Volk sich eher den

dem brutalen Uebermuthe eines rohen Sclavenzüchters oder Pflanzers, nicht in der imponirenden Größe eines Gardisten und der Stattlichkeit eines nach der neuesten Façon wohlgepflegten Bartes, nicht in dem dummen Respecte des Pöbels vor zufällig glücklichen Speculanten an der Börse oder gar dem Gewinner des großen Looses, nicht in dem zweideutigen Applaus, welchen die thörichte Menge der Pfiffigkeit und ihren unheiligen Erfolgen zuklatscht*) u. s. w. Die wahre Ehre besteht in der durch unsern sittlichen Charakter und unsere Verdienste in irgend einer Beziehung wirklich erworbenen Achtung, die wir von Andern genießen, in der Anerkennung nicht eingebildeten oder scheinbaren, sondern erwiesenen inneren Werthes.

So verabscheuungswürdig vor dem Richterstuhle der Sitt-

Söhnen ausgezeichneter Väter zuwendet und sich ihrer Leitung anvertraut, als Männern ohne Habe und Namen. Es giebt keinen Adel, insofern an einen Zwang gedacht wird, den gewisse Geschlechter über andere freie Menschen auszuüben berechtigt sein sollen. Es giebt einen Adel, insofern die Nachkommen großer Männer im Leben der Vorfahren eine Anregung zur Tugend suchen und finden. Es giebt keinen Adel, insofern die Ehre ausgezeichneter Vorfahren von unwürdigen Nachkommen zur Grundlage von Anmaßung und Hochmuth, von Eitelkeit und Dünkel, von Trotz und Menschenverachtung gemacht wird."

*) Als zwei geheime Polizei-Agenten höchsten Ranges, welche bei ihrem Gewaltherrscher eintraten, um demselben über das glückliche Gelingen des ihnen aufgetragenen Streiches Bericht zu erstatten, verbeugten sie sich auf die Frage Seiner Majestät: „Welcher von Euch ist denn nun aber der größe Schurke?" unwillkürlich gegen einander selbst, wahrscheinlich, weil doch noch jeder zu viel Gewissen hatte, diese Ehre für sich allein in Anspruch zu nehmen. Ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit: „daß selbst das Laster der Tugend huldigen müsse!"

lichkeit, wie die Habsucht und der Geldgeiz, auch die Ehrsucht und der Ehrgeiz sind, so unbedingt gestattet, ja fordert die Moral wieder, wie das in den Grenzen weiser Mäßigung gehaltene Streben nach irdischem Vermögen, so auch das Streben nach — wirklicher Ehre Matth. VI, 33.

Was die Ehrsucht, den Ehrgeiz betrifft, so können wir nur Shakespeare's Warnung unterschreiben:

Bei Deinem Heil, wirf Ehrsucht von Dir!
Die Sünde hat die Engel selbst bethört,
Wie frommte sie dem Menschen, Gottes Bilde!
Unläugbar ist's und die Erfahrung lehrt,
Wie Ruhmsucht zum Verbrechen sich entehrt;
Um Lob und Preis, um nichtige Erscheinung
Entsagen wir des Herzens bess'rer Meinung! *)

Was die wirkliche Ehre aber anlangt, den wahren Ruhm, so strebe, versteht sich fern von allen unerlaubten oder sittlich verdächtigen Mitteln, nach derselben ein Jeder um so mehr, als die wirklich errungene wahre Ehre in demselben Maaße beglückt, als die Verfehlung derselben kränkt, die Ehre vor vielen Fehlern bewahrt, zu weiterem Tugendstreben weckt und stärkt, unsern Wirkungskreis erweitert und unsern Bestrebungen einen kräftigen Erfolg sichert, ja die heilige Schrift das sittliche Streben nach Anerkennung gut heißt, Spr. XXII, 1. Sir. XX, 29. Joh. V, 34. Röm. XIII, 7. Phil. IV, 3--8. Spr. Salom. XXII, 1. 1 Cor. IX, 25. 1 Theß. V, 22. Nehmt das Verlangen nach öffentlicher Anerkennung, nach Ruhm und Ehre

*) Friedrich d. Gr. sagt: „Der Ruhm, der uns nicht glücklich macht, ist nichts, als ein (bloßes) Wort; der Ruhm aber, der die Unterthanen nicht glücklich macht, eine Schmach!"

aus des Menschen Brust, und der Mensch versinkt in die tiefste Brutalität, die Erde verändert ihr Antlitz, die Sonne verliert ihren Schein und alles Edle, alles Große sinkt in's Grab, um nie wieder zu erstehen! Und wiederum denken wir uns jede Menschenbrust erfüllt von dem rechten Maaße solchen Strebens, so erblicken wir unser Geschlecht in einem neuen hohen Stadium seiner höchsten Entwickelung auf der Bahn der Humanität.

Strebe nach wahrer Ehre, aber wolle sie nicht erstürmen, wie eine Festung. In der Regel führen Selbstlob, Anpreisung durch Freunde, Zudringlichkeit mündliche und schriftliche, heimliche und öffentliche Programme, die zu erfüllen unmöglich ist, und wie die Mittel alle heißen mögen, deren Hebel unwürdige Candidaten in Bewegung setzen, weit vor dem Ziele vorüber, und wird es ausnahmsweise erreicht, so ist der Triumph nur von kurzer Dauer, weil auf Täuschung nothwendig Enttäuschung folgt, sobald der Rausch vorüber ist. Die besonders seit der Revolution 1848 Mode gewordenen Reclamen, in welchen strebsame, nach einem umfassenden Wirkungskreise verlangende und dazu Beruf in sich fühlende Geister, wie Kaufleute ihre Waaren und Wunderdoctoren ihre Extracte, Tropfen und Pillen, ihre Talente selbst anpreisen, verfehlen ihren Zweck bei den Einsichtsvolleren und Besseren um so sicherer, als diese den Grundsatz festhalten, daß wahre Würdigkeit jeden Theaterschmuck verscheucht, jede Erschleichung aber um so unfehlbarer sich selbst bestraft, als ihr die sittliche Grundlage mangelt. So wenig irgend ein Werk gedeihen kann gegen die Ordnung der sichtbaren Welt, ebenso wenig gegen die Gesetze der Tugend, der geistigen Welt, die gleich unverletzlich stehen.

Darum strebe nach Ehre, indem Du nach Würdigkeit selbst

strebst. Setze nicht die Ehre, sondern die Würdigkeit Dir zum Ziele, denn die wahre Ehre ist die Folge der Würdigkeit, wie Ammon mahnt: „So wie Du (ohne Streben nach wirklicher Würdigkeit) darauf ausgehest, von Andern geehrt zu werden, beginnst Du nicht allein etwas Zweideutiges und Ungewisses, sondern auch etwas Verkehrtes, Matth. VI, 2., denn Du suchst das Ziel Deiner Pflicht und Dein höchstes Gut statt in Dir, außer Dir und zerstörst folglich das Wesen der Tugend. Handelst Du hingegen einzig aus Folgsamkeit gegen die Pflicht und Dein Gewissen, so folgt Dir die Ehre von selbst, wie Sallust von Cato berichtet: „Je weniger er Ruhm suchte, desto häufiger fiel ihm derselbe zu!“ Die Ehre ist blos der Schatten der Tugend, und nur dann, wenn man die Sonne der Weisheit im Rücken hat, läuft man seinem eigenen Schatten nach.“

Strebe nach Ehre auf diesem Wege, aber — halte Dich auch gefaßt, daß Dein Streben nicht zum Ziele führe, suche früh die Resignation des Weisen zu gewinnen und statt Dank — Undank, statt Anerkennung — Verkennung mit ruhiger Seele um so gewisser zu ertragen, als dies eben der Lauf der Welt ist, die lieber verläumdet, als dem Verdienste seine Palme reicht; die beharrliche Tugend feiert oft noch später desto herrlichere Triumphe und behält unter allen Verhältnissen ihren Werth vor Gott, Jac. II, 19. Ebr. I, 4. Phil. II, 9, 10. 2 Cor. VI, 8.

Auch Jesus und so viele andere der größten und edelsten Weisen und Wohlthäter unseres Geschlechts, die, statt die verdienten Huldigungen ihrer Zeit zu empfangen, den Giftbecher trinken, auf Scheiterhaufen ihr Leben beschließen, in Kerkern verschmachten mußten (o wie entsetzlich groß ist die Zahl solcher

Edlen, über welche noch heute ein evangelisches Martyrologium uns fehlt!) wende Deine Blicke, und widerfährt Dir Verkennung und Undank, so gedenke, daß Dir nichts Seltsames widerfahre, die Versagung der irdischen Vergeltung aber hinausweise auf eine Zeit, wo die Tugend noch ihre Krone tragen werde. Wer Zurücksetzung nicht ertragen kann, ist der Zurücksetzung werth.

E. Ritterhaus spricht in dieser Hinsicht ein Wort, das Die, welche hier glücklich leben wollen, nicht vergessen dürfen:

Willst Du das höchste Ziel, so lern' entsagen! —
Die Alpenhöh' kann keine Reben tragen.
Willst Du empor auf Adlerflügeln steigen,
Verzicht' auf Nestlein unter Blüthenzweigen.

Willst Du der Sterne Spielgeselle werden,
Verzichte auf die Blumen dieser Erden!
Such' in Dir selbst denn Deines Glückes Bronnen,
Einsam geh'n durch den Weltenraum die Sonnen!

XV.

Die Langeweile.

Keine Klage kann älter, dauernder, allgemeiner sein, als die über die Kürze des menschlichen Lebens.

Schon Hiob erhebt sie, wenn er ruft: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebet kurze Zeit 2c." XIV, 1. 2. VII, 6. 7. IX, 25. VIII, 9. und die Psalmendichter XC, 9. 10. XXXIX, 6. CII, 4. setzen die Elegie fort.

In gleicher Weise Moses 1 Mos. XLVII, 9, das Buch der Weisheit, II, 3. 4. V, 10. und der Prediger Salom. I, 1.

In gleicher Weise die Männer griechischer und römischer Lebensweisheit.

So Mimnermos:

Wie die Blätter im neu aufwachenden Strahle der Sonne,
Wenn sie zu Tausend der Lenz üppig an Blüthen gebiert:
So sind wir und genießen nur flüchtige Weile der Jugend
Freuden, indessen uns Gott Gutes und Böses verhüllt 2c.

Antiphanes:

Rechnest Du, Armer! — Es eilet die Zeit und führet allmählig
So das Alter herbei, wie sie die Zinsen vermehrt 2c.

Homer:

Gleichwie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen,

Blätter verwehet zur Erde der Wind, und andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So das Menschengeschlecht etc.

So Horaz, dessen: „Eheu, fugaces labuntur anni nec pietas moram etc. bekannt ist, so Virgil, Seneca, Catullus, Tacitus, Boethius u. s. w.

So der caledonische Dichter Ossian, welcher ruft: „Eitel sind des Lebens Freuden, eitel ist die Länge der Tage, Menschengeschlechter fallen wie Blätter, neue Geschlechter sprießen wieder wie die Keime, aber reifen nur zu demselben Ziele. Wie Wogen auf Wogen sich wälzen, gegen die Ufer sich brechend, so fallen die Söhne der Menschen. Es fallen Mächtige, wie Feige! Denn was kann aufhalten der Zeit rollenden dunklen Strom! Das hungrige Grab verschlingt unersättlich die blühende Jungfrau, den zarten Jüngling und den graulockigen Krieger, den Schrecken des Schlachtfeldes. Sie liegen unter einander vermischt."

So neuere Weise und Dichter, z. B. Petrarca: „Das Leben des Menschen, auch noch so weit ausgespannt, ist kaum gleich einem Tage. Der Mensch ist nicht viel mehr, als eine Eintagsfliege etc."

Ferner Norona: „Die Sense des Todes mähet nach allen Seiten und erreicht eben so sicher die Paläste der Könige, als die anspruchslosen Hütten der Landbewohner etc."

Nicht minder Kosegarten:

Wenige schnelle Minuten (wir Sterbliche nennen sie Jahre)
Wandeln wir über dem Staub, der vielleicht morgen uns deckt.
Wenige holde Gestalten begegnen uns; freudig erschreckend
Zittern wir ihnen an's Herz, schmiegen uns innig an sie.
Dreimal krähet der Hahn, und was wir dann warten, ist —
Asche! etc.

Schiller:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Er stürzt ihn mitten auf der Bahn,
Er reißt ihn fort im vollen Leben,
Bereitet oder nicht zu gehen,
Muß er vor seinem Richter stehen.

Falk: „Ein Geschlecht von Zugvögeln, das auf dieser tief im Blau des Aethers rollenden Weltkugel einen kleinen Aufenthalt macht und darauf seine Reise, wohin es ein himmlischer Instinkt führt zu andern Ufern, schönern Gefilden, bessern Firmamenten weiter und immer weiter fortsetzt, dieses sind wir, dies ist unsere Bestimmung und Zukunft ꝛc.“

Der treffliche Liederdichter Frank:

Ach, wie flüchtig, ach, wie nichtig
Ist des Menschen Streben!
Wie ein Nebel bald entstehet,
Und auch wieder bald vergehet,
So ist unser Leben! Sehet!

Wie ein Strom pflegt schnell zu rinnen
Und im Laufen nicht hält innen,
So fährt unsre Zeit von hinnen.
Wie vergehn die Jahreszeiten,
Licht und Schatten, Fried' und Streiten,
So sind unsre Fröhlichkeiten!

Wie die Blume bald vergehet,
Wenn ein rauher Sturmwind wehet,
So ist unsre Schönheit! Sehet!
Wie sich eine Kugel drehet,
Die bald da, bald dorten stehet,
So ist unser Glücke! Sehet!

Alles, Alles, was wir sehen,
Das muß fallen und vergehen,
Wer Gott fürchtet, der bleibt stehen! rc.

Gellert in seinen Liedern:

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich hin zum Grabe rc.
Wie sicher lebt der Mensch, der Staub!
Sein Leben ist ein fallend Laub rc.

Funk:

Die auf Erden wallen,
Die Sterblichen, sind Staub,
Sie blühen auf und fallen
Des Todes sich'rer Raub rc.

Friederike von Recke:

Wie schnell verfließen sie,
Wie schnell die nur gelieh'nen Jahre rc.

Voß:

Gleich des Feldes Blumen schwindet
Was da lebet rings umher,
Trauernd sucht der Freund und findet
Den geliebten Freund nicht mehr rc.

Neander:

Unwiederbringlich schnell entflieh'n
Die Tage, die uns Gott gelieh'n rc.

Hesse:

Jahrhunderte wie Ströme fließen
Schnell in das Meer der Ewigkeit,
Den Tropfen Zeit, den wir genießen,
Verschlingt schon die Vergangenheit.
Ein Augenblick, der nie im Sein verharrt,
Ist unsre ganze Gegenwart rc.

Und wann könnten wir ein Ende finden, wenn wir nur die wichtigsten Namen nennen wollten, welche in dieses Klagelied einstimmten. Wo aber wäre zugleich ein Weiser, welcher der Wahrheit desselben zu widersprechen wagte, wo Jemand, der an seinem Geburtstage, bei dem Wechsel der Jahre, an Gräbern seiner Lieben und andern frohen und ernsten Veranlassungen und Zeiten, ja an jedem Abende in diese Trauerklänge nicht mit eingestimmt hätte?

Und gleichwohl wieder — ein heiliges Zeugniß über uns, daß für uns auch diese Ordnung von der Güte Gottes weise getroffen sei — wer ist, der bei näherem Nachdenken einen einzigen Augenblick des menschlichen Lebens zu nennen wüßte, in welchem wir, wenn wir es vermöchten, wie Josua der Sonne ein: „Stehe stille" zuzurufen, dies zu thun nicht Bedenken tragen müßten?

In trüben, sorgenvollen, schmerzlichen Lagen, wo der kürzeste Tag eine Ewigkeit dünkt und wir den Lauf der Zeit beschleunigen möchten, wenn wir Macht dazu hätten: versteht sich dies von selbst. Aber — sollte nicht gerade das Gegentheil eintreten, wenn es uns wohl geht, wenn wir uns glücklich fühlen, wenn die Genien der Freude und Zufriedenheit uns umschweben? So scheint es und doch ist es in der Wirklichkeit anders.

Oder — wann, wann könnten wir die Zeit in Ewigkeit verwandeln wollen? Etwa wenn wir in sanftem Schlummer ruhen? Ihr saget: Nein! denn wer könnte immer rasten. Das Bett ist nur „Ermüdeten der Himmel auf Erden." Oder an fröhlichen Gastmählern? Ihr saget: Nein! Denn wer könnte auch der köstlichsten Gerichte und des herrlichsten Weines sich freuen, nach-

dem er gesättigt ist! Oder im theuern Kreise geliebter Angehörigen und Freunde? Ihr saget: Nein! Denn das Einerlei, welches eintreten würde, müßte uns auch hier ermüden und abstumpfen, ja unerträglich werden. Oder in der Jugend, diesem Frühlinge, dieser lieblichsten Zeit des menschlichen Lebens, in welcher wir, wenn sie eine glückliche ist, nur zwischen Rosen wandeln? Oder in den Jahren männlicher Kraft und ihres Wirkens und Schaffens im Kreise holder Häuslichkeit? Oder wenn im Herbste sanft und freundlich der Feierabend herniederdämmert, wenn wieder Ruhe in das Herz einkehrt und der Mensch sich dessen freut, was ihm gelungen? Ihr saget abermals Nein! Denn die Tage des Lenzes sind zu lang und ihre aromatische Blumenfülle schläfert die Seele ein; die Tage des Sommers aber sind zu heiß; die Tage des Herbstes zu kühl und nebelvoll und eine immer stärkere Sehnsucht zieht uns nach einem andern Lande, einer andern Zeit, einer andern Reisetour, so daß es uns nicht mehr heimisch sein will. Oder auf Reisen, im sinnenden Umgange mit der Natur, im Umgange mit den größten Geistern aller Zeiten, wenn wir in ihren Schriften forschen? Ihr sagt nochmals Nein! Denn wer vermöchte immer Pilger zu sein, wer ermattete nicht endlich selbst in Betrachtung der Herrlichkeit, in welcher der Herr in seinen Werken sich enthüllt, wer bedürfte nicht gerade um so stillerer Rast, je tiefer sein Geist in das Studium der Wissenschaften und Künste sich versenkte, wem müßte nicht die Erholung um so dringenderes Bedürfniß sein, je treuer er des Tages Last und Hitze trägt! Für Bewohner der mittleren und nördlichen Gegenden, welche vier Jahreszeiten kennen, ist der bloße Wechsel zwischen Sommer und Winter (Regenzeit) in südlichen Zonen unerträglich und dieses Einerlei drückt selbst die Eingeborenen

geistig und körperlich sichtbar nieder, wie der Polarwinter die Kinder des Nordens.

Soll der Mensch, wie er organisirt ist, sich wohl befinden, so bedarf er des steten Wechsels nicht minder als des täglichen Brotes. Eine der größten Feindinnen seiner Glückseligkeit ist seit Anbeginn die geistige Leere des Gemüthes in der langen Weile. „In dem rohen, ungebildeten Menschen liegen", wie Joseph Droz psychologisch in jeder Hinsicht wahr sich ausdrückt, „die geistigen Fähigkeiten in einem tiefen Schlummer. Wenn seine Bedürfnisse befriedigt sind, stellt sich dem Auge seines Geistes weder ein Vergnügen dar, das er wünschen könnte, noch ein Schmerz, den er zu fürchten hätte. Er ergiebt sich der trägen Ruhe. Ein solches negatives Glück würde Gebildete zur Verzweiflung bringen. Alle seine Kräfte sind gespannt und streben sich zu äußern. Dadurch kommt ihm das Gefühl eines Bedürfnisses, welches nur durch fortwährende Beschäftigung befriedigt werden kann. Selbst die Zwischenräume und Erholungspunkte zwischen seinen Geschäften sucht er auszufüllen durch leichte Spiele, um der langen Weile zu entgehen, die er eben so fürchtet, wie der Wanderer eine lange Sandsteppe, die keine Erfrischungen bietet." Nur der ganz Rohe kann wie jener kluge Bauer im Sommer sagen: „Auf den Sonntag will ich mir ein rechtes Vergnügen machen!" und dann hingehen in seine Kammer und den ganzen Nachmittag auf seine Lade sich setzen und starren Blickes ohne Gedanken auf einen und denselben Fleck sehen. Nur der ganz Rohe kann die langen Nächte des Winters in Nichtsthun verbringen oder sie, gleich dem Hamster, Dachse, Igel und deren hohen Anverwandten, so gut wie verschlafen, wie der Lappländer, der Eskimo und andere nordpolarische Völker. Der gebildetere

Landmann nimmt häusliche Geschäfte vor, besucht Freunde, kommt mit seinen Nachbarn im „Kruge“ zusammen, verkürzt die Zeit sich durch Gespräch und Spiel, thut auch wohl einen tüchtigen Trunk zu viel. Nur der ganz Rohe kennt keine Langeweile und darum auch ihre Qualen nicht. Während schon edleren Thieren, wie Pferden und Hunden, Mangel an Thätigkeit zuwider und der Gesundheit derselben nachtheilig ist, während dem regt der ungebildete Mensch, wie der Lazzaroni, Hand und Fuß nur, so weit es nöthig ist, seinen Magen zu füllen. Dann aber ist neues gedankenloses Hinbrüten an einer Straßenecke oder einem Canal ihm festliche Wonne.

Anders ist es bei dem Gebildeten!

Indem er die Kürze des menschlichen Lebens, von dem die Kindheit und das höhere Alter, Schlaf, Sorgen, Krankheit, Tage der Trauer beinahe drei Theile hinwegnehmen, so daß der, der 80 Jahre alt wird, höchstens 20 volle Jahre gewirkt, also wirklich gelebt hat, nicht blos erwägt, sondern oft und ernst bedenkt, ist ihm jedes Säumen, jedes träge Weilen, jedes Müssig-am-Wege-liegen eben so entsetzlich, als verabscheuungswürdig und um so mehr unerträglich, als er weiß, daß die Langeweile die Mutter vieler und großer Sünden ist. Der Gebildete, der seine Mission im irdischen Leben begreift, spricht mit Jacob Venedey:

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, Nichtsthun ist Tod!

Sein Grundsatz ist das Wort Jahn's: „Arbeiten können giebt Selbstvertrauen, verleiht das wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit, beschützt die Liebe zum Rechte und erhebt über Unglück und Knechtschaft, die das größte von allen Uebeln ist!“

Oder die Mahnung Feuchterslebens: „Berufsthätigkeit ist die Mutter eines reinen Gewissens!“

Es ist nicht nur kein Nutzen, sondern allewege verderblich für Körper, Geist und Beruf, wenn man, wie Seiten körperlich und geistig Kräftiger so vielfach geschieht, mit tauchermäßiger Verwegenheit in das Meer des Lebens sich hinabstürzt und gleich rasenden Rolanden alle Berge im Sturme ebnen will. Abgesehen davon, daß die Thatendurstigen, weil sie zu viel wollen und die höhere Lebensweisheit nicht zum Führer haben, ihre Ziele eben so verfehlen, als sie Thörichtes beginnen und statt des Guten nur Böses stiften, erschöpfen sie selbst nur zu bald und vor der Zeit ihre Kraft, versinken frühzeitig in eine Abspannung, die durch keine Reizmittel mehr überwunden werden kann, oder erliegen einer Verstimmung, in welcher ihnen bald das Leben zu einer entsetzlichen Last wird, die nicht selten den eigenen Lebensfaden gewaltsam zerreißt.

Einem nicht besseren Schicksale eilen aber auch Diejenigen entgegen, welche in das entgegengesetzte Extrem verfallen, jede anstrengende Thätigkeit fliehen, in den sinnlichen Genüssen kostbarer Tafelfreuden, wüsten Trinkgelagen, rauschenden Gesellschaften, geistleeren Spielen, zwecklosen Reisen, nichtsnützigen Besuchen der Bäder u. s. w. das Glück suchen, und statt davon nur den Schatten zu erhaschen, als vor der Zeit abgelebte Greise traurige Opfer des Lebensüberdrusses, gequält von den bösen Geistern des Bewußtseins ihres verfehlten Lebenszweckes, den armen Bettler beneiden, der fröhlich und wohlgemuth seine Straße an ihnen vorüberzieht. Sie sind meist belastet mit allen Sünden dieser Lebensweise, in welche so viele Schooßkinder des Glückes verfallen, ein Mahl des furchtbaren Gespenstes

der Langenweile und des Gefühles der Nichtsnutzigkeit und der Selbstverachtung. Es erfüllt an ihnen, die vielfach ebenfalls als vornehme Selbstmörder dahin sinken, schaurig sich das Wort Stollberg's:

Nur reinen Herzen duftet der Abendthau der bunten Lenzflur
Heilig nur ihm sind
Der Eiche Schatten! Den Segen der Einsamkeit können nur sie ertragen!

und der Bilder ohne Rahmen: Der Müssiggang, das Schlendern, Spielen, Tändeln ist die Auszehrung des Herzens, der Tod aller Geistesfrische und Herzensgüte.

Wir schließen mit den Worten: Willst Du glücklich leben, so fliehe nicht nur die Uebergeschäftigkeit, sondern auch die Trägheit, den Müssiggang, das Sinnen auf Rast ohne vorhergegangene Thätigkeit, das Streben nach Ruhe ohne dieselbe fordernde Arbeit, das Suchen nach behaglichem Genuß im traurigen Far niente, wie es der Italiener nennt, auf dem Divan eines Sultans oder in einem orientalischen Bade.

Wenigstens die deutsche Natur verträgt diese Speise nicht.

Zu diesem Zwecke strebe frühe nach jener harmonischen Bildung Deines Geistes und Herzens, welche den wahren Weisen macht. Ein ungleichmäßig geladener Wagen ist schwer fortzubringen und stürzt leicht um. Wie ein Höcker den Menschen entstellt, so verunstaltet der Mangel einer gleichmäßigen Bildung der Seelen- und Körperkräfte den Geist und das Herz des Menschen. Auch hier giebt es aber nicht blos ein politisches, sondern auch geistiges und sittliches Gleichgewicht, welches gesucht und sorgsam erhalten und gepflegt werden muß.

Demnächst wähle auf diesem Unterbau, auf dieser Grundlage einen bestimmten Beruf und lebe für denselben im höhern Sinne wahrer Humanität!

Schreibe nicht minder frühzeitig Deinem Leben die heilige Wahlordnung vor, die Dir erst nach Erfüllung Deiner Berufspflichten Erholung und zwar in jeder Hinsicht nur würdiger Art gestattet.

Suche ferner diese Erholung nicht in flüchtigen, Geist und Gemüth leer lassenden oder bittere Reue und erdrückenden Lebensüberdruß zurücklassenden Sinnen-Genüssen, sondern im Umgange mit edlen Freunden, mit der Wissenschaft und Kunst, mit der Natur, in menschenfreundlichen Werken der Liebe, wie Joseph Droz mahnt: „Sobald der Mensch dahin gelangt ist, an der Ausbildung seines Geistes Gefallen zu finden, fürchtet er nicht mehr das lastende Gewicht der Zeit, denn seine Einsamkeit bevölkert sich mit lächelnden Genien. Die Muse der Geschichte führt ihn in die graue Vergangenheit zurück und bringt ihn in Berührung mit den großen Männern aller Zeiten und aller Länder. Er unterredet sich mit den Weisen des Alterthums und erhält Antwort auf die Fragen, welche seine Wißbegierde ihnen vorlegt. An Plato's Hand tritt er unter die Weisen Griechenlands, lauscht ihren Lehren und bildet mit ihnen Wünsche für das Heil der Menschen. Er läßt die Poesie ihre goldene Lyra erklingen, verweilt vor den Meisterstücken der Kunst. Man darf sich nicht wundern, wenn die Freunde der Musen unsere gewöhnlichen Gesellschaften fliehen, wo wir unsere Zeit nicht anders auszufüllen verstehen, als mit Spiel, langweiligen Ceremonien, Tanz und Freude des Weingottes. Sie kennen Gesellschaften, wo ganz andere Reize ihrer warten" 2c.

Befolgen wir diese einfachen Regeln der geistigen Diätetik, welche dieselben Rechte hat, wie ihre physische Schwester oder Halbschwester, so werden wir schwerlich jemals in die Lage kommen, über zu lange Dauer der Zeit, über Langsamkeit ihres Abflusses, über zu träges Dahinschleichen derselben Klage zu führen. Wir werden, je ernster wir der Kürze und Flüchtigkeit der uns verliehenen höchstens 70—80 Jahre und der Pflichten gedenken, die uns in dieser Frist obliegen und mit der Zunahme unserer Jahre sich häufen; der Pflichten unserer Selbstvervollkommnung und unseres Wirkens für allgemeines Wohl, mit jedem Tage neue Ansprüche an uns machen zu unermüdeter Wirksamkeit, in der Stunde der Rast, Ruhe und Erholung aber, die wir auf diese gewinnen, nach Gottes heiliger Weltordnung, die nach dem Tage den Abend einsetzte, wohl Zeit finden, unsere Werke, unser Streben, unser Ringen und Trachten zu prüfen, Erheiterung und Erholung zu suchen, neue Entschlüsse zu fassen, nimmer aber langer Weile zu erliegen.

Was Benzel-Sternau sagt: „Das Vergnügen ist das Sopha des Thätigen, das Bett des Schwächlings und das Hospital des Wollüstlings!“ ist ein wahres Wort. Das wahre Leben ist Wirken und kennt auch in den Stunden der Rast und Erholung keine Langeweile. Diese ist die gerechte Strafe Derer, die dies nicht begreifen wollen.

XVI.

Die Häuslichkeit.

Das stille häusliche Glück ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können.

Geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund!

Jean Paul.

Als einst einem greisen Präsidenten ein junger Beamter klagte: „daß sein häusliches Glück in seinen Grundvesten gestört sei", sprach der erstere: „Da muß ich Sie tief bedauern. Denn, wo anders, als im stillen Familienkreise kann der Mensch sichern Schutz, ein wohlgeborgenes Asyl, einen nach allen Seiten geschirmten Hafen finden, wenn draußen die Wetter tosen und die Stürme toben, als in seinen vier Pfählen." — „Mein Leben", setzte er hinzu, „war ein nach allen Seiten und zu allen Zeiten fortwährend bewegtes und der Unbilden viele und schwere haben mich betroffen. Aber Alles wurde überwunden, verschmerzt und vergessen, wenn ich nach der Tage Mühen an der Seite meiner guten Frau und im Kreise meiner lieben Kinder weilen konnte. Hier fand ich mehr Zerstreuung und Erholung, als in Theatern, Concerten, Assembleen &c., und schon längst habe ich von solchen Festen mich in einer Weise

zurückgezogen, daß man in denselben mich kaum nennt und kennt" 2c.

Und in der That und Wirklichkeit, was man Seitens der Weltlinge dagegen auch sagen und singen, rühmen und preisen möge: Nichts kann höher stehen über jedem Widerspruch, als die Wahrheit, daß ein würdiges häusliches Leben das sicherste Asyl, die stillste Kapelle, der bewährteste Hafen, der heiligste Altar der edelsten und dauerndsten Freuden und Erholungen des menschlichen Daseins ist.

Statt weiterer Erörterungen lassen wir einige derjenigen Weisen sprechen, welche dies zu würdigen wissen.

Zunächst mag Gellert das Wort nehmen, welcher u. A. sagt: „Durch das Band der Ehe werden zwei Personen aus der großen Familie der Welt ausgehoben, um eine Welt im Kleinen auszumachen, die durch gegenseitige Liebe und Treue beseelt, ihre Privatglückseligkeit suchend, zu solchen Pflichten berufen wird, welche nicht nur die Liebe erhalten, sondern aus deren Betrachtung auch das häusliche Glück wieder zurück in das Beste des Staates und der Welt ausfließt."

Nicht minder schön äußert sich G. W. Chr. Starke: „Wenn die Menschheit in dichtem Menschengedränge wohlfeil wird, so flüchtet sie in das Dunkel des häuslichen Lebens und wuchert da mit sich selbst. Hier wird Jeder mehr um seiner selbst willen und uneigennütziger geschätzt, hier ist auch der wichtig, welcher dem Nachbar nebenan und gegenüber sehr entbehrlich erscheint. Er ist ein Glied einer Kette, die, wenn er herausfiele, aus einander gerissen werden müßte. Es giebt, kann er sich denken, Augen, die sich an meinem Sarge wässern, ich habe Werth, ich bin geliebt 2c."

Fr. Rath. Volkmar macht darauf aufmerksam, „daß der Mensch ohne innigen Herzenserguß, ohne Hülfe bei leiblichen Bedürfnissen und Leiden, ohne Theilnahme selten in dem vollen Sinne edler Mensch wird. Einsam und isolirt leben ist nicht blos nur halbes Leben, sondern auch nur halber Lebensgenuß und eine Quelle mannichfacher sittlicher Fehler. Das Leben in der Welt ohne mit innig verbundenen Freunden ist das Leben einer Pflanze, die nur zuweilen begossen wird 2c."

„Nichts im Erdenleben", preist Matthison die Ehe, „geht über das häusliche Glück, und wessen Geist in einem edlen Weibe, in hoffnungsvollen Kindern und in erlesenen Büchern nicht volle Befriedigung und dauernden Genuß findet, der wird ewig begehren, ohne jemals zu erlangen und seine Arme nach Wolkenbildern ausstrecken, bis der Tod ihn zur Erde bringt 2c."

Ein englisches Sprüchwort sagt: „Das Haus ist die Heimath!"

„In dem gemeinsamen Genusse reiner Familienfreuden", sagt von Ammon, „findet sich Alles, was der gegenseitige Beistand Hilfreiches, die Liebe Erquickendes, die vertrauliche Mittheilung Ansprechendes und Labendes hat. Der kann und wird nie glücklich werden, dem in der Mitte der Seinigen nicht wohl ist. Selbst edle Fürsten ziehen sich aus den glänzenden Prunksälen ihres Hofes in den stillen Kreis ihrer Familien zurück. Dabei ist das häusliche Leben zugleich ein Mittel sittlicher Bildung, denn hier zeigt man sich, wie man ist und erkennt in dem stillen oder lauten Mißfallen der Seinigen den Fehler seines Temperamentes oder einer üblen Gewohnheit; hier kann man das Recht, Andere zu tadeln, nur dann geltend machen, wenn man selbst keinen Tadel verdient; hier wird man

durch den Wunsch, der Achtung seiner Hausgenossen würdig zu bleiben, in den Schranken der Ordnung und des Anstandes erhalten."

„Der unwürdigste Vagabund", erklärt Goethe, „sehnt sich zuletzt wieder in seine Heimath und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte."

L. Schefer spricht die lieblichen Worte:

Das Haus ist erst der Ort, worin das Glück
Sich Wohnung machen kann, wo selbst das Unglück
Beklagt, gemildert und bezwungen weicht
Durch Liebe; wo das Alter sanft gepflegt,
Der Tod mit Thränen sanft gefeiert wird.
Drum ist das Haus der heiligste der Orte,
Der Liebe Altar und des Himmels Tempel
Zur schönsten Feier aller seiner Wunder,
Zum seligsten Genuß all' seiner Zauber,
Wär' auch das Haus die ärmste, kleinste Hütte!

In gleichem Geiste Maltitz:

Wohl dem Menschen, der nach dieses Lebens
Eitlem Wirken den ermüd'ten Blick
Nicht vergebens in die Ferne sendet
Nach der Ruh im häuslich stillen Glück.
Ach, nur hier, in diesem Friedenshafen,
Schweigt der Stürme zügellose Wuth,
Und die Wellen schlagen da nur leise,
Wo das Schiff am stillen Bollwerk ruht.
Nicht der Ehre goldbelad'ne Schätze
Geben jene selig stille Lust;
Nicht des Reichthums flitterreiches Blitzen
Stillet diese freigeborne Brust.

Nur im engen Kreise seiner Lieben,
Still genügsam an dem eignen Herd,
Mit Vertrauen auf den Himmel blickend,
Hat das Leben seinen vollen Werth!

Doch — wenn und wie könnten wir ein Ziel finden, wenn wir nur die allerwichtigsten Aussprüche zusammenstellen wollten, in welchen unsere Weisen das Glück der Häuslichkeit preisen.

Je unläugbarer dieses Glück aber als ein schöner Stern am Morgen des männlichen Alters strahlt, um so mehr ist zu beklagen, daß in unsern von eitlem, nichtigem Weltsinn beherrschten Tagen dieses Kleinod vielfach theils gar nicht nach Gebühr gewürdigt und erkannt, und in Folge dessen nicht einmal gesucht, theils, wenn es gesucht, weil es beiden Geschlechtern an den nöthigen Factoren fehlt, nicht gefunden wird und werden kann. Die Zahl der Jünglinge und Jungfrauen, die an einer offenbaren Ehescheu oder Eheverachtung kranken, weil sie dem Götzendienst der holden Freiheit von häuslichen Pflichten nicht entsagen wollen, ist in allen Ständen eben so groß, wie das Contingent derer, welche sich die abenteuerlichsten Ideale von der Ehe bilden, und, wenn sie dieselben nun nicht realisirt sehen, die Ehe verwünschen.

Den Damen der Vorrang! und darum zunächst ein Wort an diese!

Es giebt der Familien, Gott sei Dank! noch viele, in welchen die Töchter in der einfachen Schlichtheit unserer Voreltern für ihren künftigen Beruf als Gattinnen, Hausfrauen und Mütter erzogen und herangebildet werden. Täuscht indessen nicht Alles, so ist die Zahl derselben in bedeutender Abnahme begriffen.

Oder — was meinen wir — soll einst das Mädchen, eine Tochter einer zahlreichen kaum bemittelten Familie, die dort den ganzen Tag am Stickrahmen, oder an dem Pianino, oder der Guitarre mit einem die Ohren der ganzen Nachbarschaft zerreißenden Gesange, oder an einem mit Plunder belegten Putztische verbringt, soll sie eine Priesterin ihres Hauses nach dem Herzen Gottes werden? Ist es möglich, daß jenes Fräulein, die von nichts Anderem, als von Bällen, Soireen, Concerten, Aus- und Ausfahrten, Promenaden und den neuesten Moden spricht und träumt, einst ein Weib werde, wie es sein soll? Ist es verwunderlich, daß jene Romanheldin, die, statt von ihrer Mutter wenigstens das „ABC“ und „Abbeab“, das „Ba-ba“ und das „Einmal Eins ist Eins“ zu lernen, die Mahnungen derselben mit comödiantenartiger Noblesse stolz von sich weist, als habe ihr das Orakel selbst verkündigt, sie werde Kaiserin oder Königin Gott weiß wo? werden? — —

Luther, der Mann, der deutsch sprach, so oft er den Mund öffnete, wie kaum ein Anderer, hält solchen Frauen und Jungfrauen, vulgo „Putzdocken“ und „Zierpuppen“, eine Predigt, die noch heute von eitlen Müttern und thörichten Töchtern aller Stände in Stadt und Land nicht genug beherzigt werden kann als ein Wort vom Herrn, der nicht will, daß Jemand verloren werde, sondern ein Jeder sich bekehre und lebe! Luther — o vernehmet es und erwäget, ob er nicht Recht hat — Luther sprach: „Möchte Einem doch grauen, ein Weib zu nehmen. Denn sie haben des Plunders schier so viel, als Dinge in der Welt sind. Was aber thut eine ehrbare Frau oder Jungfrau, die sich also zieret, anders, denn daß sie sich den — Huren gleichstellt. Oder, was suchest Du mit so großem Schmucke, denn daß Du fremde Männer an Dich lockest? oder

giebst damit zu verstehen, daß Dich die Keuschheit schwer ankommt? Ein Weib ist übrig genug gezieret, wenn sie ihrem Manne gefällt, dem sie gegeben und unterworfen ist. Also mag ich auch von den Jungfrauen sagen. Warum trachten die Närrinnen, den jungen Gesellen zu gefallen? Wisset Ihr nicht, daß ein junger Gesell sich scheut, Euch zu nehmen, wenn er denket, daß er Euch mit so großen Kosten in Kleidung halten muß! Willst Du einen jungen Gesellen zu Deiner Liebe ziehen, so merke diesen guten Rath: Sei schamhaftig, rede und ziere Dich nicht zu viel und siehe ihn nicht mit festen Augen an. Der größte Frauen- und Jungfrauenschmuck ist eine züchtige Schamhaftigkeit. Denn der Männer Herz wird dadurch viel mehr bewogen, als durch allen Kleiderschmuck. Dazu giebt es keine beständige Liebe, da die Gezierte in der andern Person erwecket fleischliche Liebe. Darum sie einander bald überdrüßig werden, weil die eheliche Liebe nicht auf Tugend gegründet ist, sondern auf eitle Kleidung. Vergehet der Schmuck, so vergehet auch die Liebe. Darum folge meinem Rathe, so wirst Du mit Gottes Hülfe eher einen Mann bekommen, denn die leichtfertigen und unverschämten Töchter, die sich den Huren und losen Betteln gleich stellen. Auf Erden ist keine größere Plage, denn ein bös, eigensinnig, wunderliches Weib, Sprw. XXX, 21 f."

Also mit eigenen Worten vor mehr als 300 Jahren Luther, der nicht blos ein Menschenkenner überhaupt, sondern auch ein Weiberkenner insbesondere war. Was würde dieser Johannes im härenen Kleide, wenn er wiederkommen könnte, den Schönen in luftballonartigen Crinolinen, mit befiederten Pickelhauben, mit Chignons so groß wie der Mond, wenn er voll ist, was würde er unsern liebreizend sein wollenden Damen

der demi-monde in Rosa und Lilla, in Flor und Seide, in Sammet und Purpur, was würde er unsern Theaterprinzessinnen, unsern Concertgräfinnen, unsern Promenadenfräuleins, unsern Sängerinnen hinter den verhängten oder offenen Fenstern, unsern Pianofortistinnen, die Abends, wenn der Mond aufgeht, die Saiten schlagen, wie eine große Trommel, unsern Demoiselles der modernsten Façon für eine Lection halten? unsern Ehestands-Candidatinnen, die, wenn sie ihre lustige oder lustige Schattenrolle ausgespielt, weil sie die jungen Männer verscheucht haben, zur — alten Jungfern-Maculatur werden?

Laßt, wenn Ihr weder Moses und die Propheten, noch Christus und Luther hören wollt, Ihr Bethörten! lasset Euch wenigstens die breiten Fußstapfen so vieler Eurer Vorgängerinnen warnen, welche entweder in unglücklicher Ehe leben oder in der ehelosen Sahara trostlos dahin ziehen, wie Wüstenpilger, welche ihre Caravane verloren haben.

Jeder junge Mann, er sei auch, wer er sei, muß auf seinen Beruf sich vorbereiten und kann erst dann, wenn er rite die gesetzlichen Prüfungen wohl bestanden, in denselben eintreten. Ihr wollt das Gegentheil! Und geht es also nur noch ein wenig weiter fort, so sieht man kommen, daß, ne detrimenti quid capiat respublica —, aller Orten strenge Examinationscommissarien angeordnet werden, deren Examina über Waschen, Kochen, Nähen, Backen und andere den Hausfrauen obliegende Geschäfte die jungen Damen erst bestehen müssen, ehe sie proclamirt und getraut werden können. Denn wie es gegenwärtig geht und steht, heißt es gar vielfach, wie jener Ehemann gestand: „Ich ginge weniger aus, wenn mich nicht die

Grillen austrieben!" Denn gar manche Frau bildet sich ein, die Göttin der Häuslichkeit selbst zu sein, wenn sie täglich Theegesellschaften ꝛc. bei sich sieht oder besucht. Kant aber, der unseres Wissens auch etwas von Recht und Unrecht verstand, denket laut: „Die Ruhe des Weibes hängt davon ab, daß sie ihrem Gatten ganz untergeben sei und keinen andern Willen habe, als den seinigen!" Nur ein toll gewordenes Buchdruckerweib war es, welches im Geheimen im neuen Schriftsatze für die heilige Schrift statt: „Dein Mann soll Dein Herr sein", das Wort Herr in Narr umsetzte, deshalb überhaupt aber auch mit schwerem Zuchthause bestraft wurde. Schiller endlich legt das hohe Wort an die Frauenherzen:

Durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib!

also durch Reichthum, aber nicht Armuth an weiblicher Tugend.

Aber mögen nun unsere Jünglinge nur auch wieder Söhne Thuisco's werden. Frauen, die nicht Thusnelden's Töchter, sondern griechische Heldinnen sein wollen, Theaterprinzessinnen, Putzheldinnen, Promenadenpuppen, Koketten sollen nicht mehr die unverdienten Huldigungen, sondern die Verachtung finden, die ihnen gebührt von Gottes- und Rechtswegen. Dahin muß es kommen. Dahin muß es kommen, daß die Männer, weit entfernt, ferner Affenputz zu bewundern und zu treiben, selbst nach häuslichem Sinn und den Familientugenden streben, wenn das Glück der Häuslichkeit nicht ein Phantasma eines Kranken sein soll. Die Mode gewordene Unsitte, die honigsüßen Herrlein zu spielen, die vielfach zweideutige Courmacherei, zu welcher die Herren Söhne frühzeitig angeleitet, oft angehetzt werden, die frivolen Sitten, die Lüderlichkeit so vieler jungen Leute, die ohne Spiel, Theater, Concerte keinen Tag leben können, ohne unglücklich zu sein, die Auflagen in Wein- und andern

Gelagen, zu denen einer den andern verführt, die vielen und oft kostspieligen Ausgaben für raffinirte Bedürfnisse, an die sie sich gewöhnen, sind so wenig eine Vorschule zu glücklicher Häuslichkeit, als ein Theil sich frühzeitig der Mittel beraubt, eine Familie zu gründen, ein anderer die Tugend verläßt, welche dieselbe fordert, ein dritter die Zeit versäumt, wo ein Hausstand gegründet werden müßte, und erst die Angelegenheit von Jahr zu Jahr, dann für immer vertagt, und, sich selbst beklagend, ein verfehltes und verlassenes Dasein durch die Oede des Alters zu Grabe schleppt. Was ein bekannter Philosoph auf die Frage, warum er sich nicht verheirathe? antwortete: „Erst war mir keine Dame recht, dann war ich keiner recht, zuletzt war es zu spät!" das können Viele sagen und klagen.

Man dachte, sprach, schrieb, dichtete und sang in einer Zeit, die so lange gar nicht hinter uns liegt, von weiter nichts, als von der Erweckung des alten Deutschthums aus dem Grabe, indem man von einem Jahre zum andern auf das große Osterfest hoffte, wie die Juden auf den Messias, oder wie man jetzt träumt und hofft von der Wiederaufrichtung des zur Ruhe gegangenen deutschen Reiches mit allem Prunk und allem Comfort, womit es in Aachen und Frankfurt seine Feste beging.

Aber so wenig damals der altdeutsche Rock, das lange deutsche Haar und der gewaltige deutsche Bart den Deutschen zu machen vermochte, eben so wenig werden alle Toaste bei Sänger-, Turn-, Ausstellungs- und Schützenfesten, alle National- und andere Vereinsreden u. s. w. eine Erhebung zur wahren Deutschheit bewirken, so lange man nicht zurückkehrt zu dem häuslichen, biedern, frommen, keuschen Sinn unserer Altväter und Altmütter!

Es ist ein schönes Bild, welches Julius Cäsar vor un-

sern Blicken aufstellt, wenn er berichtet: „Nichts ist bei den Germanen verächtlicher, als wenn ein Jüngling in seinem zwanzigsten Jahre schon in dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte erfahren ist, während die, die am längsten in dieser Unwissenheit bleiben und dadurch zu kräftiger Leibesbeschaffenheit erstarken, des größten Lobes würdig erachtet werden." Es ist ein köstliches Lob, welches Tacitus unsern Altvätern ertheilt: „Bei den Germanen weiß man von unreifer Liebe nichts, sondern die Zeugungskräfte werden bis zu ihrer vollen Zeitigung aufbewahrt. Auch das weibliche Geschlecht wird länger geschont, bis endlich an Jugend und Stärke beide einander gleich sind und Früchte zeugen, in welchen die Kräfte der Eltern nicht verkannt werden können." Es ist ein hohes Ziel, die heilige Flamme auf den Altären der Penaten in unsern Tagen um so sorgfältiger zu unterhalten, je mehr unsere Zeit voll eiteln Weltsinns, voll Centrifugalität nach allen Gegenden des Außenlebens, voll Trachten nach nichtigem Schein und nach den Delicatessen des Minutengenusses dieselbe nicht nur in unzähligen Häusern und Herzen bereits ausgelöscht hat, sondern so viel als möglich in Palästen und Hütten auszulöschen fortwährend sucht.

Wem es darum Ernst ist, hier so glücklich zu leben, als es in diesem Lande so vieler Unvollkommenheiten und Mängel möglich ist, der lebe so, daß er sich nicht in der Welt verliert, sondern, wie Schwalbe und Storch auch ihre Nester haben, fähig sei, wenn die Zeit kommt, sich in Haus und Herz ein Asyl zu gründen, da er aus- und eingehe, ein stilles Asyl, wie sinnig Kotzebue das Stillleben der Familie preist, wenn er, der Mann, der so viel und so weit in der Welt umhergeworfen worden, wie in Entzückung ausruft: „Häuslichkeit! du schöner

Abendstern! Du flimmerst nicht eher, bis die brennende Jugendsonne im Meere der Leidenschaften erlöscht, dann aber scheinst Du lieblich in jede Hütte, wo zwei gute Menschen wohnen — und wenn du untergehst — wehe! dann ist es — Nacht!"

Ein Haus muß jeder Mensch eben so gut haben, als die Schnecke, sonst muß er unter freiem Himmel wohnen und ist allen Strahlen der glühenden Sonne, allen Stürmen und Ungewittern, und Frost und Kälte schmerzlich ausgesetzt; das schönste Haus aber heißt: Schöne Häuslichkeit. Nicht als ob wir uns hier begraben sollten, wie nur Murrsinnige thun, die man schon, wenn sie fünfzig Jahre zählen, kaum noch kennt in dem Orte, dem Stadtviertel und der Gasse, weil sie in ihrer dunklen Häuslichkeit in stillem Hader ihr Leben verzehren.

Man soll das Eine thun, das Andere nicht lassen. Auch hier thut weiser Rath noth. Häuslichkeit und öffentliches Leben müssen Hand in Hand gehen, einander tragen, erzeugen, wäre es auch nur in dem Sinne jenes Weisen, der sprach: „Ich gehe, wo möglich, wöchentlich wenigstens einmal in Gesellschaft und zwar mit dem Entschlusse, mich zu langweilen. Geschieht dies, so habe ich meinen Zweck erreicht und es gefällt mir in meinem Hause wieder besser. Finde ich das Gegentheil, so bin ich desto angenehmer überrascht."

Wie es scheint, hat unsere moderne Zeit dies völlig anerkannt in der Aufhebung der Dämme und Schleußen, welche die Alten gegen die jugendlich-leichtsinnige Heirathslust aufzubauen für weise erachtet im hohen Rath.

Nun — Alles hat sein Gutes! und die Extreme berühren

sich. So viel aber steht fest, daß, wenn es auch kommen sollte, daß Menschen in großen Staarkästen, in zweirädrigen Rollhütten, wie sie die Schäfer haben in Pusten und Mooren, oder in Igel- und Dachsgewölben u. s. w. wohnen, daß da, sofern häuslicher Sinn herrscht, besser Wohnen sein werde, als in den Prunkpalästen der Hohen und Reichen, wo dieser Sinn — fehlt.

XVII.

Die Liebhabereien.

Man thut sehr Unrecht, wenn man von besonderen Reitervölkern spricht, wie die Ungarn, Kosaken, Araber, Abiponen u. s. w. Wenn diese auch im engern Sinne größtentheils auf schnellfüßigen Rossen wohnen und mit denselben in engster Freundschaft leben, so glauben wir doch mit gar viel vollerm Rechte, als einst Napoleon seine Kriegsknechte träumen lehrte: „Jeder Soldat habe den Feldherrnstab im Tornister!" die Behauptung aufstellen zu dürfen: jeder Mensch ist ein Cavallerist, ein Reiter von Geburt.

Wir sagen: auch der geringste Bauer, der ärmste Bettler hat sein Roß oder Rößlein am Zügel, wenn er weise ist! wo nicht, so ist der reiche Mann im Evangelium selbst ärmer gewesen, als Lazarus und der Blinde, der bei Jericho am Wege saß und bettelte.

Wir wollen nicht sprechen von den Anteeisenbahn-Existenzen der vielen unserer Zeitgenossen noch wohlbekannten sogenannten reckenhaften „Musterreiter", die auf gewaltigen Dragonerrossen, gewaltige Mantelsäcke hinter sich, mächtige Richtschwerter an der Seite, Respect gebietende englische Doggen voran oder hintennach, einen hohen runden Hut mit Wachstuch-Ueberzug auf dem Kopfe täglich nach allen Winden die deutsche und nichtdeutsche Erde

durchzogen. Wir wollen nicht sprechen von den Postillenreitern auf Kanzeln und an Altären, für welche Orden noch nicht erfunden sind, während es doch immer löblicher ist, in Ermangelung der eigenen mit fremden Federn sich zu schmücken, als wie Adam und Eva einher zu gehen in den ersten Tagen nach der Schöpfung, oder wie halbgekleidete Zigeuner, Neger, Indianer &c. Wir wollen nicht von Actenreitern sprechen, deren liebste Speise der Pandectenstaub ist, und die sich nur glücklich fühlen, wenn sie täglich eine bestimmte Zahl Protocolle oder Erkenntnisse mit hochwichtiger Amtsmiene verfaßt und signirt oder contrasignirt haben. Wir wollen nicht sprechen von den ebenbürtigen Pillen-, Pulver- und Pflasterreitern, welche nach dem Muster vorhin genannter Heiligen aus eben bei der Mode Gevatter stehenden Schätzen des Aesculap ihre „Recipes" schöpfen. Wir wollen nicht sprechen von der ansehnlichen Zunft der Industriereiter in großen und kleinen Städten, welche, wie der alte Sänger in Hameln, der durch seine Musik die Kinder an sich lockte, um mit ihnen in einer Höhle zu verschwinden, durch glänzende Aushängeschilder, durch hochpoetische Annoncen, durch prasselnde Reclamen das Bedürfniß des hohen und verehrungswürdigen Publicums zu reizen und zu befriedigen suchen, sich nach der neuesten Façon betrügen zu lassen. Wir wollen nicht sprechen von den Wechselreitern, welche in der letzten Zeit eine bedeutende Rolle nicht nur zu spielen suchen, sondern theilweise, wie alle ihre Collegen, wirklich spielen. Wir wollen nicht sprechen von den Dandy's der verschiedenen Nationen, welche, weil sie in ihrer Geistesleere etwas Besseres nicht zu thun wissen, mit hochwichtiger Miene zu den den Stiergefechten Spaniens nahe verwandten Pferderennen oder Pferdeparforcejagden eilen und sich unsterbliche Ver-

dienste um das Vaterland erworben zu haben glauben, wenn sie einen Preis gewinnen oder auch den Hals brechen. Wir wollen nicht sprechen von den nun auch zu ihrer Ruhe eingegangenen Courierreitern mit langer gewaltiger Peitsche, um den voranjagenden Postillon und sein mattes Roß in Athem zu erhalten. Erzählt man doch, daß selbst Carl XII. von Schweden die 280 Stunden von Bender bis Stockholm in elf Tagen geritten sei, und Martin Luther, der geistliche Ritter des sechszehnten Jahrhunderts, weil sein Sicherheitsbarometer unter Null gesunken war, vom Reichstage in Worms ohne Beinkleider, ohne Fuß- und Kopfbedeckung, ohne Sattel auf einem starken Bauerngaul den Weg bis Wittenberg in einer Tour zurückgelegt habe. Wir wollen nicht sprechen von neuen Centauren und Rossebändigern, die ihre Künste um Geld zur Schau stellen oder zu Wetten auffordern, indem sie versprechen, die 200 Meilen von Pesth bis Paris in 21 Tagen absolviren zu wollen. Wir wollen nicht sprechen von Panzer-, Cürassier-, Lanzen-, Dach-, Flur-, Geleits-, Hege-, Polizei-, Portefeuilles-, Felleisen-, Spazier- oder Album- und Stammbuch- oder andern ähnlichen Reitern. Nur das Gros der Reiter-Armee selbst unter den übrigen Menschenkindern beiderlei Geschlechts, aller Classen- und Rangordnungen, aller Lebensalter haben wir im Auge, die — edle Steckenpferd-Reiterei, deren Kunst schon der Knabe und das Mädchen üben, Jünglinge und Jungfrauen fortsetzen, Männer nicht vernachlässigen, Greise nicht aufgeben, und welche jeder Menschgeborene sich empfohlen sein lassen muß, wenn ihm eine Hauptwundertinktur zu einem glücklichen Leben nicht fehlen soll; wir sprechen mit andern Worten von den sogenannten edlen Passionen, von den Liebhabereien und ihren Inclinationen und Illusionen, die zur Erhaltung

und Belebung des Frohsinns bis zum Grabe eben so wichtig sind, als das Athmen in reiner Lebensluft.

Es ist leicht gesagt und an die Wand geschrieben, aber ein Wort voll hohler Phrase, wie solche so vielfach unsere Zeit zu lieben scheint, eine Floskel eines dem Leben abgestorbenen Rigorismus, eine Weisheit der Mönchsmoral, wenn man behauptet: Jeder, der Tüchtiges wirken wolle, müsse sein Steckenpferd einzig und allein in seinem Berufe finden. Daneben noch eine Liebhaberei pflegen sei nichts Anderes, als neben seinem rechtmäßigen Weibe sich Concubinen halten ꝛc.

Genauer besehen ist dies ein eben so großer Unsinn, als wenn man behaupten wollte, die rechte Arbeit sei selbst Erholung, Speise, Trank, Bewegung ꝛc. sei baarer Luxus, auf welchen, wie auf die armen Hunde, ein schwerer Ablaß gelegt werden müsse.

Da unser Wirken einmal nur dann ein gesundes, weises, kräftiges und gesegnetes sein kann, wenn es ein heiteres und frohes ist, so ist, wie der alte Pindar spricht:

„Sterbliches geziemt Sterblichen!“

nach den Grundsätzen einer vollständigen Körper- und Geistes-Diätetik weise berechnete und geordnete Abwechselung zwischen Thätigkeit und Ruhe, zwischen Arbeit und Erholung eine heilige Pflicht, für welche die Natur selbst in dem Wechsel zwischen Tag und Nacht, zwischen Wachen und Schlafen, zwischen Sommer und Winter u. s. w. ein Vorbild aufstellt und ihre Regel ausgesprochen hat.

Da wir diesen Wechsel nach Außen im Besuche edler Gesellschaftskreise, des Theaters, der Concerte, in Reisen, in Studien von Wissenschaft und Kunst ꝛc. nicht immer befriedigen können, oder, indem diese Zerstreuungen und Erholungen oft

nicht ausreichen, ja gerade dem Gemüthe der Bessern selbst im glücklichsten Familienleben vielfach ein stilleres Ergehen in Erholung Bedürfniß ist, so können und dürfen wir unbedenklich die Behauptung aussprechen: Gott selbst hat für diese zahllosen Ausfälle die Liebhabereien und die Steckenpferde aller Raçen weislich geschaffen, wie ein irdischer Vater, der in solcher Weise sorgt für seine Kinder, damit sie über der Scholastik der Schule dem Leben und seinen Reizen nicht absterben.

Ein armer Teufel, hätte er auch die Schätze eines Crösus, wäre der reichste Banquier, der mächtigste Sclavenzüchter, der Pflanzer ersten Ranges, oder ein Oelprinz Nr. 1, ein armer Teufel ohne Gleichen wäre er, wenn er nicht wenigstens sein Hündlein, seine Katze, seinen Kanarienvogel, seinen Kakadu, seine Blumenstöcke, sein Gärtlein, seinen Bienenstand, sein Aquarium 2c. besäße. Ein berühmter Professor, der sich nicht verheirathet hatte, hielt sich zehn Katzen, die sich allmittäglich, jede ihr besonderes Couvert, mit ihm zu Tische setzen mußten, wobei er — so unpraktisch können große Büchergelehrte sein! — so zärtlich für dieselben sorgte, daß er, da sie verschiedener Größe waren, einst einen Tischler beauftragte, in die Thüre zwei verschiedene Oeffnungen zu machen, eine größere und eine kleinere, damit ebensowohl die alten als jungen Katzen bequem aus- und einpassiren könnten.

Wir lachen über diese und ähnliche Liebhabereien aber, — wie unglücklich würde der sonst so ehrwürdige Hagestolz gewesen sein, wenn ihm Jemand sein Katzen-Steckenpferd genommen hätte. Die Sache hat auch ihre ernste Seite!

Wir finden solche Liebhabereien, wie vielfach bei den größten Weisen, so bei gekrönten Häuptern, die neben ihren Hunderten von Gallarossen in kostbaren Marställen auch ihre

kleinen Ponny's hatten. Der Kaiser Heinrich hieß der Finkler, weil er zur Erholung von ernstern Geschäften seinen Vogelheerd stellte. Ein Ludwig von Frankreich füllte seine Freistunden mit Schlosserarbeit aus. Carl V. beschäftigte sich, nachdem er sich selbst vom Throne depossedirt, im Kloster mit der Uhrmacherei, wobei er sich über sich selbst verwunderte, daß er, der die verschiedenen Uhren nicht in einen und denselben Gang bringen könne, einst so thöricht gewesen sei, die verschiedenen seinem Reiche zugehörigen Völker unter Einen Hut bringen und zwingen zu wollen. Friedrich Wilhelm I. von Preußen verkürzte sich die Langeweile während seiner Gichtanfälle mit Tischlerarbeiten. Friedrich der Große hatte seine Flöte. Eben so stand er, gleich dem Großherzog Carl August von Weimar, mit einer Elite treuer Hunde in traulichem Verkehr. Was die Könige auf dem Gebiete der Cultur anlangt, so führen wir nur an, daß Luther seine Drechselbank und sein Hackebret hoch hielt und, wie Christus nach seiner Auferstehung, oft im Gärtnerkleid in seinem Gärtlein in Wittenberg anzutreffen war. Bekannte Geistliche ersten Ranges besserten in ihren stillen Erholungsstunden — alte Violinen aus, stopften Vögel und andere Thiere aus, fertigten optische Werkzeuge, legten Herbarien und mineralogische Sammlungen an, trieben Bienenzucht, Obstbaumzucht, Seidenzucht, Landwirthschaft in der Weise der alten Römer. Heinr. Zschokke ließ alle seine Söhne neben ihren Studien eine Kunst und ein Handwerk lernen, und Rückert sagt:

Zu seinen Söhnen sprach der König: seid beflissen,
Zu lernen jede Kunst und alle Art von Wissen,
Wenn Ihr vielleicht es braucht, so ist's ein Capital,
Und — wenn Ihr's nicht bedürft, ein Schmuck für allemal!

Es ist bekannt, daß Gefangene ihre Haft dadurch sich erleichterten, daß sie mit Spinnen, Mäusen, Vögeln, welche sich ihnen naheten, Freundschaft schlossen und sie pflegten.

Wäre eine Möglichkeit zur Ausführung vorhanden, so müßte heute noch auf jedem Landtage der Antrag eingebracht werden, allen Beamteten, die ein solches noch nicht hätten, die umgehende Anschaffung eines Steckenpferdes und den Nachweis darüber in gesetzlicher Frist anzubefehlen. Leute, die keine Liebhaberei haben, sind unglückliche und — untüchtige Leute, denn es mangelt ihnen der nöthige Reiz des Lebens und Wirkens. Von selbst versteht sich, da auch hier dem rechten Gebrauche der Mißbrauch zur Seite steht, wie der Schatten dem Lichte und der Tugend die Sünde als negative Antipoden in alle Ewigkeit, vornehmlich dreierlei: Niemand gebe sich hin

1) sittlich unwürdigen Liebhabereien,
2) Liebhabereien auf Unkosten seines Berufes,
3) Liebhabereien, deren Pflege seine Mittel übersteigt.

Zu Nro. 1, also der unwürdigen Steckenreiterei, rechnen wir alle Passionen, welche mit dem Sittengesetze in Widerspruch stehen, wie kostbare Gastereien, theure Weingelage, Hazardspiele und wüste Fischerei, Jagd und Vogelstellerei. Die erstgenannten Genüsse haben wir unter der Ueberschrift: „Die Mäßigkeit" nach Gebühr gewürdigt. Was die letzteren: die Fischerei, die Jagd und das Vogelstellen zur Lust und Kurzweil anlangt, so muß, da nach den Grundsätzen der Humanität nur aus Nothwehr gegen das Uebermaaß der Thiere oder rücksichtlich ihrer absoluten Schädlichkeit, wie bei Raub- und giftigen Thieren, das Tödten dieser Mitgeschöpfe statthaft ist, über Vertilgungskriege gegen dieselben zum bloßen Vergnügen, zur Ergötzlichkeit, zur Erheiterung zumal dann der Stab gebrochen

werden, wenn die verfolgten Geschöpfe, wie so viele Vögelarten harmloser Natur, eine Zierde der Gegend sind. Christus sagt nicht: „Schießet die Vögel unter dem Himmel nieder oder fahet und tödtet sie in Netzen, in Schlingen und Vogelheerden", sondern: „Sehet sie, wie die Lilien des Feldes und lasset Euch hinausweisen von ihnen zum Vater im Himmel, der sie kleidet und nährt." Das „Nimrods"-Leben — unsere jagdpassionirten Reichen von Geburt oder Geld, unsere Forst- und Jagdmänner von Gottes- oder Menschenwegen u. s. w. mögen reden und einreden, was sie wollen — es bildet eine der niedrigsten Culturschichten im Leben des menschlichen Geschlechts, und als ein hoher Culturfortschritt muß es gepriesen werden, wenn wenigstens in Deutschland die einstmaligen barbarischen Hetz- und Lustjagden, die theilweise auch in unserer Zeit herauf reichten, diese damals so genannten nobelen Passionen, endlich zu Grabe getragen worden sind. Luther, der in seinem Exil auf der Wartburg als „Junker" von den dortigen Rittermannen mehrfach zur Theilnahme an Jagdparthien genöthigt wurde, konnte so wenig Geschmack an diesen Cannibalenfesten gewinnen, daß er einst in einen Jagdwagen zurückgezogen einen Psalm übersetzte und sich freute, als es ihm gelang, ein gehetztes Häslein zu fahen und in seinem Mantel zu verbergen, bitter aber trauerte, als ein blutgieriger roher Jagd- und Bluthund seinen Schatz entdeckte und das Thier erwürgte. Nur voll schmerzvoller Entrüstung über solche Barbarei kann der wahrhaft Gebildete daran denken, daß auf Sicilien von einem Herbste zum andern die dort zu Rasttagen auf ihrer Reise nach dem Süden sich sammelnden Zugvögel aus dem Norden, darunter selbst Nachtigallen und andere der edelsten Singvögel, zu unzählbaren Tausenden hingeschlachtet werden. Sind aber

unsere Fischangeleien zum Vergnügen, sind unsere Tränkenvergnügungen, unsere Vogelheerdfreuden, unsere Meisenhüttengänge, unsere Dohnenstellereien 2c., sind sie etwas Besseres als gleicher Vandalismus? In einem alten Gesetzbuche werden Jäger, Fleischer und Scharfrichter in eine und dieselbe Classe gestellt. Auf alle Fälle kann keine Erwartung gerechter sein, als die, daß unsere der Humanität sich rühmende Zeit diese Liebhabereien mit den schwersten Strafen verpöne, eingedenk Vater Luthers, der mit der Unterschrift: Matth. VI, 26 vor mehr als 300 Jahren schon eine Appellation um Schutz der Singvögel an das deutsche Volk erließ.

Wahrlich nicht zu unwürdigen, rohen und Roheit erweckenden Liebhabereien hat der Mensch seine Zuflucht zu nehmen nöthig, um ein Steckenpferd zu besitzen. Die Erde ist voll der Güte des Herrn!

Leget, Ihr Reichen! statt Thiergärten Parke, Kunstgärten und Treibhäuser an; verschönert die Städte und ihre Umgebungen; setzt Euren Namen ein Gedächtniß in gemeinnützigen Prachtbauten, errichtet Bibliotheken, Kunstsammlungen u. s. w. Hier blühen Euch reinere Freuden.

Ihr Minderbegüterten aber! wahrlich die Pflege eines Gärtleins am Hause oder um Eure Wohnungen, einiger Singvögel an oder in Euren Fenstern, eines Hündleins wie das des Tobias, eines Taubenfluges 2c., das Lesen eines guten Buches, der Umgang mit einfach rechtschaffenen Freunden und Kindern u. s. w. wird eine Zufriedenheit, welche die Mächtigen und Reichen nicht von ferne ahnen, in einer Fülle Euch gewähren, die höher steht, als aller Erdenschimmer, alle Erden-

maskeraden und Faschings; es wird in Euch Demme's Wort sich erfüllen:

Hoher Stand und große Güter
Schaffen nicht Zufriedenheit,
Wahre Ruhe der Gemüther
Wohnt nur bei Genügsamkeit,
Die mit Weisheit sich verbindet
Und ihr Glück auf Tugend gründet.

Froh genieß', was Gott beschieden,
Gern entbehr', was Du nicht hast,
Jeder Stand hat seinen Frieden,
Jeder Stand hat seine Last.
Dulde standhaft Deine Leiden,
Freu' Dich dankbar Deiner Freuden!

Es bleibt ja doch bei dem, was der Prediger Salomo spricht: „Alles ist eitel, Alles!" Es ist eben so gewiß aber auch, was L. Schefer mahnt:

Wo Zufriedenheit
Dir auch erscheint, da denk: hier wohnt ein Armer
An Hab', an Lebensfreuden reich,
Mit einem Häuschen, Weib und Kindern,
Mit einem Obstbaum oder zweien — ach,
Mit Einem Blümchen vor dem kleinen Fenster!

oder was in gleichem Geiste Uz mahnt:

Dem, der nur wenig braucht, kann auch nur wenig fehlen,
Und wer sein Glück in sich, nicht in dem äußern Schein,
Nicht in der Meinung sucht, wird leicht befriedigt sein!

Dürfen wir uns an die wahrhaft Gebildeten aller Stände, diesen allein wirklichen Adel, diese Elite der menschlichen Gesellschaft, diese geistige Garde, ein kurzes Wort erlauben, so möchten wir denselben noch an das Herz legen: „Eine

einzige Excursion mit der Botanisirbüchse ist gewiß hundert tausendmal mehr werth als Millionen Auszüge mit Jagdtasche, Doppelgewehr und Jagdmesser in deutsche oder americanische Prairien. Nicht blos jeder gelehrte Exprofessor, also jeder Bücherwurm, sondern überhaupt Jeder, der im heiligen Lande der Wissenschaft Bürgerrecht erworben hat, Jeder, der Gymnasien oder andere gelehrte Schulen und Universitäten besucht, sowie jeder Gebildete, dem das Leben Gymnasium und Hochschule ist, sollte außerdem, wenn auch nicht eine große, doch auserwählte Bibliothek der wichtigsten Classiker alter und neuer Zeit, sowie die nothwendigsten Nachschlagewerke besitzen und in der Pflege derselben eine hauptsächliche Liebhaberei, ein Leibsteckenpferd finden."

Man kann, wie aus dem eben Bemerkten hervorgeht, auch in dieser Hinsicht nicht für einen einseitigen Militärstaat sein.

Eine zu große Bibliothek ist nicht nur eine sehr kostspielige Luxus-Passion, sondern erfordert auch eine Wartung und Pflege, welche der Gebildete, der einem besonderen Berufe obliegt, in der Regel ihr nicht gewähren kann. Nicht minder ist es eben so unmöglich, zumal in unsern Tagen, wo täglich oder wöchentlich am literarischen Himmel eine fortwährend größere Zahl von Sternen aufgeht, alle näher kennen zu lernen, als es menschliche Kraft überschreitet, bei einem chinesischen Festmahle von 800 Schüsseln jede Speise nur zu kosten. Wie ein zu großer, voller, wohlgenährter Leib den schönsten Mann entstellt und ein zu mächtiger Kopf eine Unzierde ist, wie jedes Mißverhältniß, so ist jede Abnormität in Staat, Kirche, Haus und Leben eine offenbare Häßlichkeit. Ein auserlesenes kleines Heer ist besser, als Hunderttausende undisciplinirten Trosses, und für Privatmänner eine gewählte kleine Bibliothek mehr

werth, als eine Menge sinn- und planlos zusammengetragener Bücher.

Zu den edleren Liebhabereien gehört in jeder Hinsicht die Nebenbeschäftigung mit einer außer unserem Beruf liegenden Kunst und Wissenschaft, der Besuch von Kunstsammlungen, Theilnahme am Theater und Concerten. „Alle Kunst", sagt Schiller treffend, „ist der Freude geweiht!"*) Ferner die Freude an der Landwirthschaft, welche mit Recht schon Virgil und Horaz so hoch preisen; Beschäftigung mit einer mechanischen Kunst, namentlich mit Drechseln und der Tischlerkunst; die Pflege der Tauben-, Kanarienvögel- und Obstbaumzucht. Luther, der, wie gedacht, sein Hackebrett, seine Drechselbank, seinen Garten liebte, war heiter und frohen Muthes, während Melanchthon, der blos unter Folianten lebte, vielfach unter Anfechtungen des tiefsten Mißmuths litt.

Freilich muß auch bei den unschuldigsten Liebhabereien dafür gesorgt werden, daß sie nicht in Leidenschaften ausarten und dann unserm Beruf und Wirken schaden und die dazu gebotenen Mittel überschreiten. Auch in Beziehung auf unsere Steckenpferd-Wirthschaft muß die Regel gelten: „Halte Maaß!"

*) S. Wissenschaft und Kunst.

XVIII.

Die Ehe.

— — Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind ein kränkender Anblick,
Der Wonne dem Freund, mehr noch genießend sie selbst!

Also tausend Jahre ante Christum natum der alte David Griechenlands, Vater Homeros.

Also fast drei tausend Jahre nach ihm — der Dichter Deutschlands, der alte Goethe:

In raschen Jahren geht's wohl an,
So ein und um frei in der Welt zu schweifen,
Allein es kommt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grab zu schleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan!

Gleich also E. Devrient:

Auf wen darf man
In Freud' und Leid sich ernstlicher verlassen,
Als auf ein treues Weib? Denn Nachbarn, Freunde,
Verwandte, selbst die eignen Kinder haben
Ihr eignes Leben, Jeder für sich selbst
Mit eignen Sorgen, Freuden und Entwürfen.
Und haben sie uns noch so lieb, so giebt's
Doch immer And'res, was sie lieber haben,
Und das mit Recht. Jedoch ein treues Weib
Hält bei uns aus, weil in der Ehe Alles
Gemeinsam ist ꝛc.

Der alte Salomo, der noch heutigen Tages als einer der weisesten Kronen- und Scepterträger gerühmt wird, meint auch, seines Seraillebens müde: „Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist gar viel köstlicher, denn die köstlichsten Perlen ꝛc.“ Sprüche XXXI, 10 f.

Der alte Papa Martin Luther schnurrt, knurrt und murrt in seiner derben, kräftigen Weise: „Vom Ehestande soll man ehrlich reden und halten, sintemal wir Alle daraus hergenommen; er ist eine Pflanz- und Baumschule nicht allein der Polizei, sondern auch der Kirche und des Reiches Christi bis zum Ende der Welt. Es ist gar ein seltsam Ding um einen wohlgerathenen Ehestand, denn er ist der Ursprung aller Dinge, welche die Menschen haben und des ganzen menschlichen Geschlechts und hat dieses ganze Leben nichts Trefflicheres oder Herrlicheres. Gott selbst preiset, beeidet, bestätigt, bewahrt und beschützet ihn damit, daß er das Gebot gegeben hat: „Du sollst Vater und Mutter ehren“ ꝛc. Ja, der Ehestand ist nicht allein allen Ständen gleich, sondern gehet denselben vor und über alle, es seien Kaiser, Fürsten, Bischöfe und wer sie wollen ꝛc.“

„Der Charakter der ehelichen Freundschaft“, erklärt Gellert, „ist von der Natur so weise, so sorgfältig bezeichnet, daß ihn die Vernunft leicht wahrnehmen und ausbilden kann. Man setze die Hauptabsicht des Zuges der gegenseitigen Liebe, die uns die Hand des Schöpfers eingepflanzt hat, in die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes und der Privatruhe, so kann man sich kein vernünftigeres und heiligeres Mittel denken, als das Band der Ehe. Durch dieses Band werden zwei Personen aus der großen Familie der Welt ausgehoben, um eine Welt im Kleinen auszumachen, die durch gegenseitige Liebe und Treue ihre Privatglückseligkeit schafft, welche nicht nur die

Liebe erhalten, sondern aus deren Betrachtung auch das häusliche Glück wieder in das Beste der Welt und des Staates zurückfließt ꝛc."

Schiller bringt den Toast:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein edles Weib errungen,
Stimme in den Jubel ein!

G. W. Starke ringt nach Worten, das Glück der wahren Ehe zu schildern: „O ihr mannigfaltigen Gefühle des häuslichen Lebens, wie seid ihr so hehr und so ehrwürdig! Wie stärkt und härtet ihr, wenn ihr schmerzlich seid, zum Muthe, zur Festigkeit, zur Größe und Erhabenheit die Seele, und wie gewährt und erzieht ihr die reinsten, edelsten und süßesten Genüsse, ihr stillen häuslichen Freuden!"

— — Ach groß ist der Häuslichkeit Segen!
Siehe! von ihren Geschenken gedeihet hienieden die Menschheit,
Wie das Getreide der Flur vom erfrischenden Regen des Frühlings.
Süßer begeistert ihr Hauch als die stärkenden Düfte der Blumen,
Sanfter umhüllet ihr Dunkel als traulicher Schatten der Wälder,
Lieblicher wärmet ihr Feuer als sonnige Tage des Maimonds ꝛc.

Jean Paul legt die Beichte ab: „Wahrlich, ein Mann muß nie über die mit einer Freudigkeit bedeckte Schöpfungsminute der Welt nachgesonnen haben, der nicht ein Weib, dessen Lebensfaden eine verhüllte, unendliche Hand zu einem zweiten spinnt, und die den Uebergang vom Nichts zum Sein, von der Ewigkeit in der Zeit verhüllt, mit philosophischer Verehrung anblickt, — aber noch weniger muß ein Mann je empfunden haben, dessen Seele vor einem Weibe in einem Zustande, wo sie einem unbekannten, ungesehenen Wesen noch mehr auf-

opfert, als wir dem Bekannten, nämlich Nächte, Freuden und oft das Leben, sich nicht tiefer und mit größerer Rührung bückt, als vor einem ganzen singenden Nonnenorchester auf ihrer Saharawüste. — Ich stehe voll von Rührung und Glückwünschen neben dem Kusse zweier Freundinnen und der Umarmung von zwei tugendhaft Liebenden, denn aus dem Feuer ihrer Altäre fliegen Funken in mich. Aber — was ist diese Erwärmung gegen die sympathetische Erholung, wenn ich zwei Menschen, gebückt unter einerlei Bürde, verknüpft durch einerlei Pflichten, angefeuert von derselben Sorge für einerlei Lieblinge, einander in einer schönen Stunde in die überwallenden Herzen fallen sehe? Und wenn es vollends zwei Menschen thun, die schon die Trauerschleppe des Lebens, nämlich das Alter, tragen, deren Haare und Wangen schon ohne Farbe, deren Augen ohne Feuer sind, und deren Angesicht tausend Dornen zu Bildern der Leiden ausgestochen haben, wenn diese sich umfangen mit so müden alten Armen und so nahe dem Abhange ihrer Gräber, und wenn sie sich sagen oder denken: es ist uns Alles abgestorben, aber doch unsere Liebe nicht, wir haben lange mit einander gelebt und gelitten, nun wollen wir auch zugleich dem Tode die Hände geben und uns miteinander wegführen lassen!" so rufet Alles in uns mit: O Liebe, dein Funke ist über der Zeit; er glimmet weder an der Freude, noch an der Rosenwange; er erlischt nicht weder über tausend Thränen, noch unter dem Schnee des Alters &c."

Fr. v. Oertel setzt dem heiligen Stande die Inschrift:

Ehe! heiligster Stand der Menschheit nach ursprünglicher Bestimmung,
Soll ich zu deinem Lobe mich erheben? soll deinen Werth ich preisen?

O Weib! letzte, beste Gabe des Himmels!
Hinweg, o zitternde Hand! von diesem Unternehmen.

Joseph Droz giebt zu bedenken: „Weil es nicht immer in unserer Gewalt steht, uns der, aus einer richtigen Schätzung unseres Werthes entspringenden Zuneigung der Menschen zu versichern, so müssen wir uns in der großen Welt eine kleine nach den Bedürfnissen unseres Herzens zu schaffen suchen. Sind wir in dieser kleinen Welt unserer Wahl recht einheimisch, so können wir leicht den falschen Schimmer vergessen, dem die große Menge nachläuft, und wenn uns der Tadel der Menschen trifft, so können wir ihr Murren so ruhig hören, wie der Reisende das entfernte Brausen eines Gewittersturmes, wenn ein gastliches Dach ihn in seinen Schutz genommen hat. Nach der Bestimmung der Natur soll eine liebende Gattin unsere beste Freundin sein 2c."

Der Vf. des Demokrit laconisirt: „Was man auch dagegen sagen möge, die Ehe ist und bleibt die Grundlage der Gesellschaft, älter und dauernder, als alle andern Verträge. Sie ist die eigentliche Präcipitation aller unruhigen Kräfte und Leidenschaften, der Anfang moralischer Gesetzlichkeit und möglichster Ruhe. Dem unverdorbenen Jünglinge werden klügere Männer, die es wohl meinen, stets zurufen:

„Junger Mann, suche ein Weib, fliehe die Weiber!"

Ma foi! dans un bon lieu,
Vingt cinq ans sont comme rien!

(Selbst fünf und zwanzig Jahre geh'n
Sehr schnell vorbei in guten Eh'n!)

Ein englisches Sprüchwort mahnt: „Besser ein Erbtheil in einer Gattin, als mit einer Gattin!"

„Die Ehe — um wenigstens dieses Wort Zschokke's noch

anzuführen — „ist das heiligste und engste Bündniß, welches Menschen mit Menschen auf Erden schließen können — aber in ihr liegt auch die edelste Versüßung des Lebens, sie ist ein gewaltiges Band durch die Natur, durch die Anwesenheit gemeinschaftlicher Kinder, durch die bürgerlichen Gesetze gestärkt. In der wahren Ehe allein ist gegenseitiger bleibender Beistand rc."

Eine schwere, durch unsägliches Wehe sich bestrafende Verantwortung gegen sich selbst, wie gegen die Gesellschaft laden diejenigen, welche ohne hinlängliche Ursache, aus den unwürdigsten Beweggründen die Ehe verachten, so gewiß auf sich, als ohne Ehe der Staat gar nicht bestehen könnte, das menschliche Geschlecht aber bald zur tiefsten Verdorbenheit herabsinken müßte. Und es ist wahrhaft unbegreiflich, wie in dieser unserer Zeit, wo die Finanzmänner auf neue Steuern sinnen Tag und Nacht, noch keiner auf die alte Idee gekommen ist, statt den in so vieler Hinsicht nützlichen Tabak rc. die durch eigene Schuld in's Hagestolziat gekommenen Männer mit einer exemplarischen Abgabe um so mehr zu belegen, als alte Junggesellen und alte Jungfern in der Regel zu den unnützesten Geschöpfen der Erde gehören.

Freilich kommt es darauf an, daß die Ehen auch mit Weisheit geschlossen werden. Nur Ehen, die im Himmel geschlossen werden, können für den Himmel geschlossen sein. Oder wie kann da von einem Gesang der Sphären in Haus und Gemüth die Rede sein, wo man statt der Herzen blos die Geldsäcke und den Standesstolz und Ahnendünkel auswechselt, oder wo Stand, Verhältnisse, Bildung mißachtend, wilde, wüste Leidenschaft die Eheprocuration besorgt hat, oder wo die Charaktere zusammenstimmen, wie Wasser und Feuer, die noch keine Chemie zu vereinigen vermag?

Darum, wie Schiller mahnt:

Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!

Und wie in der Politik der Staaten, so heißt es auch in der Politik des bürgerlichen Lebens:

Hüte Dich vor kühnen Griffen,
Denn sie gleichen Felsenriffen,
Da zerschellet jedes Schiff!

Ueber eine unglückliche Ehe aber ein „Wehe, Wehe, Wehe!" Vor Allem in unserer in so vieler Hinsicht grundlüderlichen Zeit sollte die Eltern- und Familienpflicht, die Einwilligung zu jeder materiellen und geistigen Mesalliance zu versagen, strenger geübt werden. Wer Böses verhüten kann, und läßt es zu, ist dessen so gut schuldig, wie der, welcher es thut. Demnächst sollten in Mesalliancen mildere Scheidungsgrundsätze anerkannt werden. Was Gott nicht zusammengefügt hat, wird wohl auch keiner seiner vermeintlichen Statthalter zusammenzuhalten vermögen.

Ihr, die ihr die verhängnißvolle Wahl noch vor Euch habt, lasset Euch die Beispiele Derer warnen, welche ihre Habsucht, ihren Ehrgeiz, ihren Leichtsinn, ihre Leidenschaft in thörichter Wahl in unglücklichen Ehen bitter büßen. Haltet Euch nicht selbst für klug, wie der Apostel mahnt und straft, sondern suchet und befolget den Rath gereifter Weisheit.

Ihr, die Ihr dies versäumt habt in Eurer Thorheit, die Ihr für Weisheit hieltet, wenn das Unglücksband nicht gelöst werden kann — ein besserer Rath kann Euch nicht gespendet werden im Himmel und auf Erden! — bedenket, daß es Eurer

Thorheit Schuld ist, daß Ihr gezüchtigt werdet, erwäget, daß dieselben Leiden über Tausende Eurer Brüder und Schwestern ergehen, demüthigt Euch unter die gewaltige Hand der unerbittlichen Nemesis, geht zu Sokrates in die Schule und laßt Euch lehren, wie man auch mit Xantippen haushalten kann, nehmet Euer Kreuz auf Euch und vermehret und erschweret seine Last Euch nicht durch fruchtlose Klagen, eingedenk des Wortes Paul Gerhard's:

Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit!

Schließlich auch hier noch ein Wort an Eltern und ihre Töchter:

Väter! Mütter! ist es Euch wirklich Ernst, Eure Töchter einst glücklich zu sehen und dessen Euch zu freuen, o laßt Euch nicht gelüsten, dem Geiste der modernen Erziehung zu folgen, der Euch einredet, Ihr würdet ihnen einen gesegneten Ehestand bauen, wenn Ihr dieselben zu Odalisken erziehet, die in Flitter und Seide ihre Räder schlagen, wie ein Pfau! Auch Jungfrauen sollen sich der Rosenzeit ihres Lebens freuen, aber nicht in Saus und Braus, nicht wie Bacchantinnen, sondern in frommer Zucht und Sitte!

Jungfrauen! lasset Euch nicht bethören, zu gelüsten nach den Aepfeln dieser verbotenen Bäume, sondern wisset, nur je nachdem Ihr Euch vorbereitet, einst Hausfrauen nach dem Herzen Gottes zu werden, werdet Ihr einst Euern Beruf erfüllen und in demselben das schönste Glück finden, das Euch blühen kann.

Vergesset nie Goethe's Wort:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret 2c.

Jene edle Römerin, als sie aufgefordert wurde, ihren Schmuck zu zeigen, rief ihre Kinder.

Melissa aber, die Pythagoräerin, giebt die schöne Lehre: „Eine Frau, welcher die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem kostbaren Anzuge, sondern in der guten Einrichtung ihres Hauswesens, und sie ist gewiß, daß sie ihrem Manne durch nichts besser gefallen kann, als wenn sie Alles nach seinen Wünschen ordnet und ausführt. Diese Wünsche sind ihr ein ungeschriebenes Gesetz, nach welchem sie ihr Leben führt" 2c.

XIX.

Der Frohsinn.

Der Frohsinn gleicht der kleinen Biene,
Die auf die Blumen niedersinkt,
Und taumelnd durch die süßen Düfte
Den Honig nur und nie die Gifte
Aus jungen Blüthenkelchen trinkt.

singt Elise v. d. Recke, während Wilh. Meinhold ruft:

Weiter kommt der Mensch, der dem Himmel lacht in's Angesicht,
Als wer grämlich sitzt und mit Gedanken sich abhärmt.
Laßt uns fröhlich sein! denn zur Freude sind wir geboren!

Wir aber sagen: unter allen Feinden der menschlichen Glückseligkeit — nur der Mensch ist dieser Verirrung und Verwirrung fähig — ist der Trübsinn einer der schlimmsten, recht eigentlich einer jener bösen Geister unterm Himmel, von denen Christus bezeugt, daß sie, wenn sie ihre Auserwählten auf eine kurze Zeit verlassen, Matth. XII, 43 f., immer wiederkommen, worauf es mit denselbigen Menschen ärger wird, denn vorher; er ist ein Versucher, dem der Erdenpilger nicht entschieden genug mit einem: „Hebe Dich weg von mir, Satan!“ entgegentreten kann.

Allerdings — wie ja der Himmel über uns von einer Zeit zur andern mit Wolken sich umzieht, wechseln, je nach

Umständen, auch im Menschen naturgemäß trübe Stimmungen des Herzens mit heiteren Anschauungen des Daseins und seiner Verhältnisse.

Es hat nicht nur die Geschichte keinen so mächtigen Selbstherrscher gesehen, dessen Scepter im Stande gewesen wäre, das afrikanische Mückenheer der verschiedensten traurigen Schwingungen seines Gemüths von sich fern zu halten, sondern selbst Weise, wie Sokrates, Plato, Plutarch, Valer. Maximus, Horaz, Seneca, Luther, Melanchthon rc. sehen wir oft in trübes Sinnen über die Nachtseiten des Lebens versinken, oft lange vergebens gegen die Anwandlung trauriger Gefühle ankämpfen. Christus selbst, den Hocherhabenen, sehen wir besonders gegen den Ausgang seines Lebens hinieden mit Anwandlungen tiefer Trauer und Schwermuth im Kampfe liegen, Joh. XV, 1 f., XVI, 1 f., Matth. XXVI, 38 f.

Und — wie könnte es auch anders sein? „Das menschliche Herz ist", wie selbst die heilige Schrift sagt, „ein trotziges und verzagtes Ding", Jer. XVII, 9., und „Trübsal kann so wenig Freude dünken, als wie die Nacht ein sonnenheller Tag." Zur Wehmuth stimmende Erinnerungen und Erfahrungen, sorgenvolle Blicke in eine dunkle, ernste Zukunft, Krankheit sind zumal in der Einsamkeit, in der Entfernung von treuen Freunden, in langen Winterabenden, in schlaflosen Nächten so gewaltige Mächte, daß der Geistesstärkste und Glaubensmächtigste ihnen sich nicht ganz entziehen, wie viel weniger weichgesinnte, zartere Gemüther, Glaubensleere, von schwerem Schuldbewußtsein Gebeugte über sie gebieten könnten. Das Herz gleicht in vieler Hinsicht einer Aeolsharfe, welche die traurigen und schaurigen Töne erklingen läßt, zu welchen der Hauch der Luft oder Stürme ihre Saiten anschlagen.

Und täuscht uns nicht Alles, so hat die gütige Vorsehung diesen Wechsel nicht nur als Mittel unserer Bildung für die Ewigkeit, unserer sittlichen Erziehung zur Unsterblichkeit, sondern auch zur Erhöhung unserer Glückseligkeit während unserer Wallfahrt darum weisheitsvoll geordnet, weil auf Erden ein ungestörtes Glück das größte Unglück wäre, d. h. ein ungetrübtes Einerlei, wie ein Tag ohne Nacht, ein Sommer ohne Winter das Gemüth erdrücken, abstumpfen, abtödten würde. Was wären alle Durtöne ohne den Gegensatz der Mollklänge; was eine Harmonie ohne Disharmonie; was ein Gemälde ohne Schatten?

Von diesen natürlichen, unvermeidlichen und in ihren Zwecken und Wirkungen für wohlgeordnete Herzen wohlthätigen Verstimmungen, von diesen in jeder Hinsicht heilsamen Trübungen und Ueberschattungen unseres geistigen Lebens sprechen wir natürlich hier so wenig, daß wir nur die überwiegende oder vorsätzlich genährte, eigensinnig festgehaltene Hinneigung zum Trübsinn, zu einer düstern, melancholischen, mönchischen Anschauung des Lebens im Auge haben, um vor dieser vernunftwidrigen und in jeder Hinsicht unsittlichen und verderblichen Verirrung, eine absichtliche, totale Verfinsterung der Sonne am Himmel unseres Lebens hervorzurufen, ernstlich zu warnen und die Sorge für einen edlen Frohsinn als ein Hauptmittel der Diätetik des Geistes zu empfehlen und die Wege anzudeuten, auf welchen wir dieses kostbare Gut erlangen und, da eine Assecuranz dafür zur Zeit noch nicht besteht, selbst sicher bewahren können.

Denn wie es Menschen giebt und zu allen Zeiten gegeben hat und muthmaßlich auch ferner geben wird, welche in einer möglichst eben so leichtsinnigen, als leichtfertigen, ja lüderlichen

Welt- und Lebensanschauung den Stein der Weisheit glücklich gefunden zu haben thöricht meinen und damit nach kecker Turnerweise über jeden Graben, jede Hecke und jeden Zaun auf ihrem Lebenswege hinweg voltigiren zu können meinen, daß sie Alles von lustigster Seite belachen und über das Ernsteste scherzen *), bis, ihnen zum Besten und einzig möglicher Remedur, des Geschickes finstere Mächte mit zu gewaltiger Hand sie fassen: so finden wir wieder Gegenfüßler dieser lustigen Kumpane, mit denen nur das Leben, die Wirklichkeit selbst ein vernünftiges Wort zu reden vermag und seiner Zeit gewißlich redet, wir meinen die, welche blos mit den Geistern des finstersten Ernstes verkehren wollen, wie die Mönche von La Trappe, und in sich gekehrt, in den blühendsten Fluren, in den reizendsten Thälern, in den freundlichsten Oasen dieser Erde nichts als Stationen in dem Jammerthale erblicken, über das Leben selbst nur trauern, gegen jeden Harfenklang der Freude ihr Ohr verschließen, und wie ihre eingesunkenen und erblaßten Augen, ihre verödeten Wangen, ihr ermatteter Gang bezeugen,

*) Treffend schildert diese unwürdige Lebensanschauung Elise v. d. Recke, indem dieselbe kurz sagt:

Du Leichtsinn! bist der Affenbruder
Des Frohsinn's, der das Leben würzt,
Das Herz erfüllt mit Licht und Güte,
Indeß von deinem Sturm die Blüthe
Vom grünen Baum des Lebens stürzt.

Oft blendest du durch süße Reize,
Leicht hüpfest du durch Lust und Scherz;
Vernichtung droh'st du jeder Rose
Und drück'st mit falschem Liebgekose
Den Dorn in's unbewachte Herz!

es wirklich im Ernste meinen oder in aufrichtiger Heuchelei treiben in ihrem sauertöpfischen Wesen, in ihrer Abgekehrtheit von selbst den edelsten Genüssen dieses Daseins, in selbstquälerischen Verzückungen, die sie für Wonne, für Morgenröthe einer höhern Welt halten.

Treten wir dieser Erscheinung selbst näher, so ergiebt sich, daß dieselbe theils in einer krankhaften Anlage zur Melancholie, theils in Zerrüttung des Organismus durch leibliche oder geistige Ausschweifungen, theils in falschen Anschauungen des Lebens, theils endlich in Gewissensqualen ihren Grund und ihre Ursache hat, wobei sich von selbst versteht, daß den Unglücklichen nur durch Ableitung oder Verstopfung der Quellen des Uebels Hülfe und Rettung oder doch Erleichterung zu Theil werden kann, diese aber auch um so mehr gesucht werden müsse, als der Trübsinn, sich selbst überlassen, nicht blos im Leben eine qualvolle Last erblicken läßt, sondern fortwährend tiefer in das Gemüth sich eingräbt, immer festeren Besitz von demselben ergreift, später meist in Murrsinn übergeht und ausartet, der die Umgebung des von diesem Uebel Befallenen höchst unglücklich, so wie ihm jedes Wirken zu eigenem oder Anderer Wohl unmöglich macht, jedes Streben nach eigener Vollkommenheit lähmt, ja in letzter Instanz zu Zerrüttung des Geistes und zum Selbstmorde führt. Die ärztliche Wissenschaft, wenn ihre diätetischen Vorschriften gewissenhaft befolgt werden, vermag wenigstens sehr viel zu thun, das Uebel mag physischen oder psychischen Ursprungs sein.

Ist der Trübsinn erblich, so kann eine zweckmäßige, den Anlagen frühzeitig entgegen tretende Erziehung, eine sorgsame Ausbildung der intellectuellen Geisteskräfte und die Wahl eines geeigneten, den Körper in eine angemessene Thätigkeit setzenden

und den Geist von stillem Brüten abhaltenden Berufs wesentlich beitragen, dieser Neigung Grenzen zu setzen oder sie zu mildern, ja selbst unter glücklichen Umständen das Uebel zu heben. Wie die Flamme ausgeht, wenn ihr das Oel entzogen wird, und auch schwache Pflanzen in dem rechten Boden und in kräftigender Luft erstarken, so versiegen auch Krankheiten, wenn ihnen die Nahrung entzogen wird, ohne welche auch das Uebel nicht bestehen kann.

Ist der Trübsinn Folge von leiblichen und geistigen Ausschweifungen, so muß vornehmlich diesen strenge Einhalt gethan, es muß eine unabänderliche strenge Diät eingeführt, es müssen die Leidenden ihrem gewohnten Verhältnisse entrückt und in Lagen gebracht werden, in welchen durch zweckmäßige Thätigkeit der Körper zu seinem normalen Stand zurückgeführt und emporgehoben, der Geist aber vor jedem Brüten in der Einsamkeit bewahrt wird.

Ist der Trübsinn ein Kind oder Wechselbalg falscher Anschauung des Lebens, wie wir dies namentlich bei Mystikern und andern religiösen Schwärmern finden, so mag am Ende wohl die Homöopathie mit ihrem Principe: Similia similibus curantur! hin und wieder Triumphe feiern, weil alle Dinge, wenn sie auf den Kopf gestellt werden, wie dumme Kegel, aller menschlichen Gegenweisheit zum Trotz, nothwendig fallen müssen nach den ewigen Gesetzen der Natur, „der Stimme der Natur!" wie es in einem bekannten Theaterstücke heißt. Wer vorgedrungen in verwegenem Uebermuthe bis zum Südpol oder dem Nordpol, kehrt dort eben so gewiß instinctiv wieder um, wie die Katze vom Feuer, wenn dieselbe sich die lieben Tigerkätzlein versengt und verbrannt hat. Indessen wie ein eben nicht frommes Lied singt:

Werft ihn n'aus den Juden Itzig,
Denn der Kerl ist gar nichts nützig ꝛc.

wenn das Hinauscomplimentiren nicht hilft, tritt nothwendig das Hinauswerfen ein nach dem englischen Grundsatz: „Jeder ist König in seinem Hause!“ und, wenn die Homöopathie nicht hilft, steht ja die Officin der Allöopathie noch immer offen. Letztinstanzlich werden, wo nicht die trüben Wasser zu tief gehen, vernünftige Belehrungen das Ihrige nicht vergebens zu thun versuchen, wie Just. Kerner mahnt:

Hängt Ihr den Kopf, daß zur Erde er sich richte,
Schaut Ihr dort Würmer und andres Gezüchte,
Tretet als Riesen
Sie mit Füßen!
Heb' ich den Kopf hoch nach himmlischen Fernen,
Schau ich dort Sonnen und Meere von himmlischen Sternen,
Bet' ich und wein' ich,
Fühlend, wie klein ich!

In den meisten Fällen des religiösen Trübsinns werden Berichtigungen der Vorstellungen über das Ewige und Göttliche überhaupt und die wahre Religion, die selbst in dem erhabenen Vorbilde Jesus so wenig eine pietistische Kopfhängerei verlangt, daß sie eine solche vielmehr verdammt, um so mehr von heilsamem Erfolge sein, als der Mysticismus oft eine blos eingeimpfte Krankheit ist.

Ist der Trübsinn eine Folge harter Schicksalsschläge, so ist noth, daß die Gebeugten aufgerichtet und die Traurigen auf das Walten der göttlichen Vorsehung hingewiesen werden, deren Wege sich allerdings oft als dunkel, im Ausgange für die Verehrer der Tugend entweder hier schon als herrlich erweisen oder eine solche Enthüllung in der Ewigkeit erwarten lassen.

Es ist nicht möglich, daß Jemand dem überzeugungsvollen Glauben an ein höchstes intelligentes Wesen, wie Vernunft, Natur und Offenbarung uns Gott enthüllen, und der Gewißheit einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, des Wiedersehens und der Vergeltung sich in die Arme werfe, ohne daß er, zumal wenn er auf Christus seine Blicke richtet, der auch im Leiden ein Vorbild uns hinterlassen hat, mit Hiobs Heldenmuth sich erhebe. Kräftig wirken einfache Mahnungen wie:

Trag still Dein Leid,
Währt es auch lange Zeit.
Gott ist's, der Dir's sendet,
Gott ist's der Kraft Dir spendet,
Gott ist's, der es einst wendet.

oder:

Kein Leiden kommt von ohngefähr,
Die Hand des Höchsten schickt es her,
Sein Rath hat es ersehen!
Drum sei nur still,
Was Dein Gott will,
Laß immer gern geschehen!

oder:

Es hat kein Kreuz so lang gewährt,
Es hat doch endlich aufgehört!

oder:

Befiehl Du Deine Wege,
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt. rc.

Solche An- und Zusprachen (unsere älteren Liederbücher besitzen insonderheit unter den „Kreuz- und Leidensliedern" einen kostbaren Schatz solcher Gesänge) werden ihre Wirkung

besonders dann nicht verfehlen, wenn Leidende ihr Schicksal mit dem anderer, noch schwereres Kreuz tragender Schmerzensgenossen vergleichen, den Trost in der heiligen Schrift achten, 1 Petr. V, 7. 2 Tim. II, 19. Röm. VIII, 28. Hebr. XIII, 5 u. s. w.), den Segen der Leiden bedenken und, statt hartnäckig in ihren Schmerz sich zu versenken und täglich die Wunden mit rauher Hand aufzureißen, zugleich würdige Zerstreuungen im Umgange mit theilnehmenden edlen Freunden und der Natur suchen.*)

Ist der Trübsinn endlich Folge von Gewissensqualen, so soll der Schwermüthige gedenken, daß Gott nicht blos heilig und gerecht, sondern auch barmherzig ist und Denen, die sich wahrhaft bekehren, Vergebung zugesagt hat, auf diesem Wege aber auch die Gnade suchen, die ihm der Geist Christi in demselben Maaße lauter verkündigen wird, je treuer er in der Ausführung seiner Buß- und Besserungsgelübde sich erfinden läßt.

Indessen ein so Köstliches es ist, daß der Schwermüthige mit Luther sagen lerne:

Das Christenherz auf Rosen geht,
Wenn es gleich unterm Kreuze steht!

— um glücklich zu leben, muß der Mensch auch zu einem edlen Frohsinn sich zu erheben und denselben als heiliges Amulet zu bewahren suchen; er muß fort und fort nach der höhern Weisheit, d. h. nicht nach der sogenannten und in unsern Tagen so hoch gerühmten Machiavellischen Politik der Kinder dieser Welt, sondern nach der erhabenen Weltanschauung vom

*) S. das Schicksal.

Standpunkte der Religion und Sittlichkeit streben, die zwar nicht verkennt, daß, wie Seneca sich ausdrückt, „das Leben ein strenger Kriegsdienst ist“, aber auch den Grundsatz festhält:

Der Gott, der Rosen wachsen ließ,
Der wollte frohe Kinder!

er muß mit dem Dichter sprechen:

Willst, o Sterblicher Du! das Meer des gefährlichen Lebens
Früh durchschiffen und froh landen am Hafen dereinst,
Laß, wenn die Winde Dir heucheln, Dich nicht vom Stolze besiegen,
Laß, wenn Sturm Dich ergreift, nimmer Dir rauben den Muth.
Männliche Tugend sei Dein Ruder, der Lenker die Hoffnung.
Wechselnd bringen sie Dich durch die Gefahren an's Land!

Wie der Trübsinn in der Regel seinen Urgrund in einer besonderen natürlichen Hinneigung zur Schwermuth hat, so beruht auch der Frohsinn im Allgemeinen mehr oder weniger auf einer natürlichen Anlage zu einer heitern Anschauung des Lebens.

Diese Anlage aber fordert, wie alle Keime des Lebens, eine weise Disciplin, eine sittliche Pflege und Bildung um so mehr, als dieselbe in deren Ermangelung leicht ausarten, falsche Wurzeln und Aeste treiben kann und gewöhnlich in der naturwüchsigen Gestalt in ihren nahen Verwandten, den Leichtsinn, umschlägt. Der wahre Frohsinn ist ein Kind der Bildung, der in Blut und Fleisch übergegangenen Humanität, ächter Religiosität und Sittlichkeit, in welcher allein auch in dieser Hinsicht das Gemüth zu voller Divinität sich erheben kann, die sich in ethischer Transcendenz und Idealität auch in der würdigen Resignation ausspricht, in welcher Seneca sagt: „Wohl ist

das Leben nicht ein lustiges Spiel am fröhlichen Feierabende, nicht ein behaglicher Spaziergang in einem duftenden Parke, nicht ein fröhlicher Reigen; nicht eine angenehme Reise ist das Leben, kann und soll es nicht sein nach seiner Bestimmung. Aber auch der Kriegsdienst hat seine freundlichen Seiten und Heldenseelen schlagen höher und begrüßen sich mit Jubel, wenn der Kampf beginnt, in welchem sie Muth und Kraft zu bewähren und Siegeskränze zu erringen vermögen, während sie das Lagerleben verwünschen."

Diesen höhern, als Blüthe und Frucht aus wahrer Bildung des Geistes und Herzens hervorgehenden Frohsinn, diesen verklärten Frohsinn, wenn wir so sagen dürfen, diesen gleich einem Baume an Wasserbächen tiefe Wurzeln und ein weithin schattendes Blätterdach treibenden Frohsinn, der jedem Sturme Trotz bietet, ihn sollen und müssen wir aber um so mehr uns zu gewinnen suchen, als — was nicht oft genug gesagt werden kann — all unser Wirken und Schaffen nur dann ein glückliches sein kann, wenn es ein frohes, heiteres ist.

So viel über den Begriff und das Wesen des Frohsinns des wahren Weisen, des Frohsinns im wahren, edlen Sinne, sowie von dessen hohem Werthe für das Leben.

So kostbar sein Besitz aber auch ist, nach demselben streben kann jeder Gebildete. Ringe nach jener harmonischen Bildung aller Kräfte und Anlagen Deines Geistes und Herzens, die allein Einklang in das Leben bringt, suche einzudringen in das Heiligthum der höchsten Weisheit, welches die Wissenschaft aller Wissenschaften, die Gotteswissenschaft, die Religion öffnet auf ihren heiligen Höhen, gewöhne Dich die Welt und das Leben von dem Standpunkte zu betrachten, von dem Du hier

um Dich schaust, Dir klar zu werden, daß das Leben eine Vorbereitung in die Ewigkeit sei; hänge Dein Herz nicht an die nichtigen Putz-, Bijouterie-, Nipp-, Bronce- und Emaille-Herrlichkeiten dieses vergänglichen Daseins, ehre die Tugend als das nächst Gott höchste Gut, indem Du nie von ihrem Wege weichest, darum, daß nur der treue Verehrer derselben wahren Frieden im Herzen tragen und frei sein kann von Schuld; wende die Blicke oft auf die Weisen aller Zeiten, welche den Frohsinn sich zu bewahren wußten: und — dieses Gut wird Dir von selbst zufallen und Dein Eigenthum sein, das keine Räuberhand und kein Schicksalssturm Dir entreißen kann.

Lassen wir noch über den besprochenen Gegenstand einige Aussprüche höherer Lebensweisheit folgen.

„Ein in Schwersinn hinwandelnder Mensch", sagt ein berühmter griechischer Weiser, „macht eine weite Reise ohne Gasthaus, leichter aber wird jede Last, je geschickter man dieselbe trägt."

Ein anderer Weiser erklärt: „Edler Frohsinn ist ein Sohn des Muths und des Gefühls seiner Kraft, Heiterkeit aber eine Tochter der Ordnung und der Lohn wohlerfüllter Pflicht; Trübsinn dagegen der Tartarus, der Alles erstickt. Das Glück ist für Die, die sich der Umstände zu bedienen wissen, und edler Frohsinn bedient sich derselben stets besser, als der Schwersinn. Edler Frohsinn ist mehr, als Freude über ein erlangtes Gut, er ist reiner Genuß des Daseins selber, wo Vergangenheit und Zukunft uns anlachen und wir uns erhoben fühlen über Welt und Zeit zu dem unbekannten Höchsten. Es ist wahr: heitere Menschen begehen mehr Thorheiten, als finstere. Aber die Finstern begehen weit größere. Das Unglück schlägt den Froh-

sinnigen nie ganz oder lange nieder und führt ihn zu der Weisheit, welche die Welt, wie der Soldat im Felde als sein Nachtquartier betrachtet."

F. L. von Stollberg rühmt: „Die wahre Freude wandelt auf der Erde, wie die wahre Weisheit, von Wenigen gesehen und von der Ruhe begleitet. Ein einfältiges und reines Herz nur findet beide. Die wahre Freude begegnet ihm im Morgenrothe und in dem Abendrothe, in stillen Hainen, am Gemurmel der Bäche, am Gestade des Meeres, an der Hand der Freundschaft, auf den Lippen der Liebe, in den schattigen Thälern der Einsamkeit. Wahrer, großer Seelengenuß besteht in der beständigen Abwechselung einer fluthenden Wonne und einer ebbenden Ruhe."

„Freut Euch Eures Daseins", mahnt Wieland, „freut Euch Eurer Menschheit, genießet so viel als möglich jeden Augenblick Eures Lebens. Aber vergesset nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichsten Genüsse zu Quellen des Schmerzes und zu einem Gifte werden, das den Keim Eures künftigen Vergnügens zernagt."

Herder warnt: „Je geistiger ein Genuß ist, desto dauernder ist er. Da flieget und koset die Seele als ein schöner Schmetterling, der bei seinem Genusse der Seele nicht schadet, während er, wenn er als Raupe genießt, Blätter und Blumen abfrißt."

„Die Fröhlichkeit", meint der Papst Clemens XIV., „ist der wahre Arzt des mit Denken sich beschäftigenden Menschen. Man muß seinem Geiste und seinem Herzen Luft machen. Die Aufmunterung des Geistes ist so nothwendig, als die Entfaltung der Blätter eines Baumes, wenn er grünen und aufblühen will."

„Mit heiterer Laune muß das Leben gefaßt werden!" ermuntert Berthold Auerbach. „Der Ernst wird sich schon selbst geltend machen. Ein Sclave ist, der sich von Jedem eine Stimmung geben läßt und so die Summe des augenblicklichen Seins in fremde Hände legt."

XX.

Die Einbildungskraft.

Es ist ein hoher Preisgesang, womit Goethe die Phantasie feiert, wenn er ruft:

Laßt uns Alle
Den Vater preisen,
Der solch' eine schöne
Unverwelkliche Göttin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!
Denn uns Allen
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband.
Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandern, wallen
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft!

Es ist ein festliches Lob, wenn ein anderer Weiser rühmt: „Eine edle, reiche Phantasie ist ein wogendes Saatfeld, wenn der Wind darein bläst und die schönen Wellen sich heben. Da stehen die tief grünen Gedanken wie niedergesenkte Aehren, während die leichtern in wirbelndem Tanze fröhlich rauschen!" und: „Obgleich die Phantasie die Hauptquelle aller Träumereien und Schwärmereien ist, so bleibt sie doch ein herrliches Geschenk der Natur, ohne welches von höherer Belebung des Gemüths, von Begeisterung, von schöner Kunst und also auch Verschönerung des Lebens nicht die Rede sein kann."

Es ist viel gesagt, wenn Sonnenberg hinzufügt: „Phantasie! ja dich schuf in ihrer schönsten Stunde fröhlich die Gottheit; die Natur wand einen Regenbogen zum Kranz dir um's Blüthengelock her, gab dir der Schönheit reine Schwanenflügel, Adlereile auf ihrem Silberstrome, kleidete hell dich mit der Morgenröthe Rosengewande! Ewige Jugend trankest du, o Göttin! aus dem Strome des Lebens, und der Lilien Silberschnee umglänzte Deines Busens wallende Reize! Grazienkönigin! auch über Gräbern blühest du; der ganzen Natur und ihrer Kinder Jubelchöre huldigen dir in dem schönen Früh- und Spätroth!"

Es ist — um wenigstens diese Stimme noch anzuführen — es ist ein Ordensstern, den Max v. Klinger der Phantasie mit den Worten reicht: „Alles ist zu Ende, wenn die hohe Phantasie verschwunden ist, die durch das Herz in dem Geiste den idealischen Sinn erhält und ihn so vor einem Absterben bewahrt, welches die üppige physische Liebe zu dem ekelhaftesten Geschäfte macht, das wir auf dieser Erde zu führen haben!"

Das Alles aber und was zur Verherrlichung des Vermögens, anschauliche Vorstellungen oder Bilder von solchen Ge-

genständen sich zu schaffen, welche nicht sinnlich wahrgenommen werden können, sich sagen lassen möge, es gilt einzig und allein von der gebildeten, weise gezügelten, in den ihr gebührenden Schranken gehaltenen Kraft. Denn ungefesselt und sich selbst überlassen ist sie nicht ein himmlischer Genius, sondern ein monströser Pterodactylus, theils Vogel, theils Krokodil, theils Fledermaus, ein dämonisches Wesen, das uns zum Himmel emporträgt, um uns vielleicht schon in den nächsten Augenblicken vom Himmel durch schauervolle Dämmerung oder durch blitzdurchzuckte Nächte, über wildtobende Gewässer fortzureißen und hinabzustürzen, eine jener entsetzlichen Feen, welche ihre Geliebten in Zaubergärten locken, dann aber aus Eifersucht in die größten Gefahren hinausstoßen.

Erwäget Folgendes:

Entbehren auch wenigstens die edlen Thiere, wie das Pferd, das im Schlafe aufschrecken kann, der leider jetzt durch schwere Steuern so hart und blutig verfolgte Hund, der in gleichem Zustande winselt oder bellt, die Singvögel, die oft in tiefer Nacht frohe oder schaurige Melodien anstimmen, entbehren also Thiere durchaus der Phantasie nicht ganz: so besitzt doch auf Erden allein der Mensch dieses Vermögen im höchsten Maaße.

Allein wehe dem Sohne des Staubes, welcher, ohne der Führung mächtig zu sein und weise und entschieden Gebiß und Zügel halten zu können, den Fittigen dieser Macht sich anvertraut, denn sie wird bald zum wilden Rosse oder zu einem aus den Schienen gekommenen Dampfwagen werden, welcher sich und den Zug, den er führt, rettungslos bald zertrümmert; sie wird zur Furie der Hölle, die zu den größten Verirrungen, zu allen möglichen Verbrechen, zum entsetzlichsten Wahnsinn

mit der Macht eines Wasserfalles fortreißt; wehe dem Unglücklichen, er wird das Geschick Phaethons theilen.

Wir können sie nicht beneiden die Menschen, die aller höheren Divination entbehren, die Kraft eines lebenvollen Aufschwunges der Phantasie vermissen, wie tief phlegmatische, melancholische Naturen, wie Menschen ohne höhere Bildung, wie Zahlenmenschen, wie Geizige u. s. w. Sie gleichen mehr erratischen Steinblöcken, kalten Reptilien oder Bewohnern der Sümpfe, die sind halb Thier und halb Pflanze; sie sind es, deren untermenschliches, für alles Ideale unempfindliches Dasein im Kreislaufe von Essen, Trinken und Ruhen sich auf- und niederbewegt, wie der Perpendikel einer Klosteruhr; sie sind Automaten und ihr Leben ist höchstens ein düster träumerisches Vegetiren; sie sind die rechten Egoisten, die weder Kraft besitzen für ein höheres Wirken und Schaffen, noch von den höheren geistigen Genüssen des Lebens mehr als eine dunkle, dumpfige, schauervolle Ahnung.

So wenig wir indessen die Armen, welche einen „Ueberfluß und Ueberschuß an Seele und Geist", wie B. Goltz das transcendente Leben im Menschen nennt*), entweder niemals besessen oder ach! längst verloren, zu beneiden Ursache haben können: so müssen wir doch auf der andern Seite wieder Alle unglücklich nennen, welche, wie meist die übermüthigen Söhne

*) „Was macht", sagt Goltz weiter, „den verstandesnüchternen, blasirten oder pedantisch-förmlichen Menschen so unheimlich und unerquicklich, so häßlich und todt? Was anders, als der Mangel an Licht und Duft, an geistesschwangerer Atmosphäre, der Mangel an elektrischer Lebenskraft, die mit anderem Leben und Lieben zusammenfließen, wetterleuchten, die anderes Leben entzünden und befruchten darf!"

der Reichen dieser Welt, diese Kinder Levi, welche von Gottes Gnade oder Ungnade das Vorrecht zu besitzen meinen, nur dem Genusse leben zu können und zu dürfen, ihrer Einbildungskraft den Zügel schießen lassen und schießen lassen müssen, weil es ihnen nicht von ferne in den Sinn kam, auf Schulen und Universitäten anders, als nur des Studirens halber zu weilen ꝛc. Zu ihrem Unglücke besteigen diese, wie Alle, in welchen die Vernunft nicht auf dem Throne sitzt, den Pegasus, und rennen früher oder später in ihr Verderben.

„Die Einbildungskraft", sagt in dieser Hinsicht ein berühmter Psycholog, „muß von dem Verstande und der Vernunft im Zaume gehalten werden. Denn sie ist es, die unsere Vorstellungen von den Dingen vergrößert oder verkleinert und uns in die Wirbel aller Wahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, wie in die Geheimnisse der Zukunft hineinstürzt, aus welchen wir uns ohne die Zucht des Verstandes nicht herauszufinden wissen. Von ihr hängt unsere Zufriedenheit und Unzufriedenheit ab, und sie, die aus Ketten und Banden Blumengewinde und aus Wüsten Lustgefilde zu schaffen vermag, vermag auch Himmel und Erde umzuwandeln in Schatten des Todes und Schrecken der Finsterniß, des Grabes und der Ewigkeit. Die Einbildungskraft ist die geistige Bildungskraft, welche durch ihre Ideale begeistert, aber ohne Oberaufsicht des Verstandes in das Blaue hinein geräth und zur Phantasterei wird, die, wie der blasse, kalte Verstand ohne Phantasie einem dicken Walde gleicht ohne Thiere und Singvögel. Die Phantasie ist eine Zauberlaterne, die nicht gemißbraucht werden darf."

In ähnlicher Weise erklärt v. Ammon: „Die der rechten Führung entbehrende Einbildungskraft wird eine Hauptquelle des Irrthums, indem sie die Erfahrung verfälscht, zum Wahne

und zur Schwärmerei verführt, und Fehler der Erschleichung, die erträumte Thatsachen unterschiebt, von allen Seiten begünstigt. Menschen von lebhafter Empfindung täuschen sich daher täglich und stündlich über ihre sinnlichen Wahrnehmungen. Der Wahn der Fanatiker, Geisterseher und Inspiranten fließt aus dieser Quelle, welche selbst die trockenen Gefilde der Afterdogmatik zu befruchten pflegt. Dadurch veranlaßt sie auch die größten Unsittlichkeiten, indem sie die Sinnenreize erhöht, die Leidenschaften erregt, dem Willen ein Scheingut vorhält und ihm dadurch eine falsche Richtung giebt."

„So entsteht die Furcht aus der übertriebenen Vorstellung eines nahen Uebels, die Wollust aus täuschenden Vorstellungen von den Reizen des Geschlechts, der Müssiggang aus der Unbekanntschaft der Freuden der Thätigkeit und Berufstreue. Es ist kein Fehler und keine Sünde, bei der die Einbildungskraft nicht geschäftig wäre. Kein Wunder, wenn die fessellose Phantasie nun auch die Quelle unzähligen Uebels und vielfach der schwersten Leiden wird. Sie ist die Mutter der Launen und Affecten, quält uns mit vergeblichen Hoffnungen und Wünschen und verbittert uns dadurch den Genuß der Gegenwart. Sie führt uns kleine Uebel in Riesengestalt vor Augen, martert uns mit bangen Erwartungen der Zukunft und stellt uns den Tod als Boten der Furcht und des Schreckens dar."

„Selbst in der Kunst", sagt Krug, wo sie doch „ihren freiesten Spielraum besitzt, kann die Phantasie nicht als ganz frei und ungebunden angesehen werden, wenn das Werk wirklich ein schönes, folglich auch seinem Inhalte und seiner Form nach regel- und zweckmäßig werden soll. Der schöne Künstler darf nicht seine Besonnenheit verlieren, damit seine Einbildungskraft nicht ausschweifend oder excentrisch werde, weil sie in

diesem Falle wahrscheinlich weiter nichts als — Fratzenbilder oder Mißgeburten hervorbringen würde. Niemand soll der Einbildungskraft den Zügel schießen lassen, sie geht sonst mit ihm durch, wie ein unbändiges Roß und wird eine Quelle unzähliger Leiden. Besonders quält sie den Menschen dadurch, daß sie ihm künftige Uebel mit den schrecklichsten Farben vormalt, die Dinge überhaupt vergrößert und uns so in jeder Hinsicht täuscht, wovor man sich nicht genug in Acht nehmen kann. Auch begünstigt sie den Aberglauben, der meistens ihr eigenes Kind ist, das sie mit affenartiger Mutterliebe festhält. Ebenso sind Schwärmerei, Mysticismus, Fanatismus Erzeugnisse einer zügellosen Einbildungskraft."

Luther schreibt: „Wenn der Teufel einen angreift, so macht er ihm Himmel und Erde zu enge. Mich plagt er unterweilen auch also, daß ich nicht weiß, wo ich bleiben soll. Er ist ein Tausendkünstler, ein Meister der Sünden und des Todes, darum kann er auch beide so meisterlich aufputzen. Aus dem Tode hat er mir oft ein solch Bild gemacht, daß ich vor Schrecken hätte sterben mögen. Mir ist's selbst oft widerfahren, daß der Teufel mir ein Gepolter im Hause angerichtet und mich hat wollen schrecken. Aber ich habe meinen Beruf vor mich genommen und gesagt: „Ich weiß, daß mich Gott in dieses Haus gesetzt hat und ich darinnen soll Herr sein. Hast Du nun einen stärkeren Beruf, als ich, so bleibe da. Aber ich weiß wohl, daß Du hier nicht Herr bist und gehörest in einen andern Ort, nämlich in den Abgrund der Höllen!" Bin also wieder eingeschlafen und habe ihn lassen böse sein. Habe wohl gewußt, daß er mir nichts hat können thun rc."

Doch — dies Alles gilt eben blos von der zügellosen, von der Leitung der Vernunft, der Führung des Verstandes und

des Willens emancipirten Einbildungskraft, von der trunken oder wild gewordenen Einbildungskraft, von der gegen den Geist sich empörenden Einbildungskraft, die unter der Herrschaft der höheren Geistesvermögen ein himmlischer Genius, in Selbstherrschaft ein entsetzlicher Dämon, eine Furie der Unterwelt ist. Im ersten Falle erfüllt sich Schiller's Wort:

Wer vom großen Freudenmahle
Ausgeschlossen einsam steht,
Steig' in's Reich der Ideale,
Wo der Liebe Athem weht!

sowie das Arndt'sche Wort:

Vom Himmel komm ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen,
Bin die Gemeinschaft
Des hohen Olympus
Und des grünen Gefildes!

Ohne die Phantasie würde selbst die strengste Wahrheitsforschung nicht im Stande sein, bis zu den höchsten Vernunftvorstellungen, den Ideen des Wahren, Schönen und Heiligen emporzudringen. Durch die Phantasie genießen wir die Freuden, die unser harren, in idealer Vollkommenheit voraus, durch sie sind die Freuden der Vergangenheit in verklärter Gestalt unser sicherer Besitz. Die in ihren Schranken ihre Fittige erhebende Phantasie entrückt uns, so oft wir es begehren, der oft rauhen und sturmvollen Wirklichkeit, hält uns das Edle in würdigen Bildern und Vorbildern vor und begeistert das Herz zu kräftigem Streben nach dem Göttlichen, um so mehr; als sie auch das Schlechte und Unheilige in warnenden Ge-

stalten vor unserm Geiste vorüberführt. Mittelst der gezügelten Phantasie durchleben wir die Geschichte des Alterthums, wie die unserer Tage und gehen mit den größten Geistern der Vergangenheit und der Gegenwart um, als schauten wir sie von Angesicht zu Angesicht, oder als wären sie unsere Väter, Lehrer und Freunde. Mittelst der Phantasie verkehren wir mit entfernten Lieben, als wohnten sie mit uns noch unter einem Dache oder kämen zum Besuche zu uns, oder wir zu ihnen. Mittelst der Phantasie in diesem Sinne besuchen wir, Reisebeschreibungen in der Hand, von unseren Gartenlauben aus oder in den langen Winterabenden sonder alle Beschwerde und Gefahr und Kosten, bequemer und schneller, als in erster Kajüte oder Waggons gleicher Classe, die entferntesten Gegenden der Welt, oder weilen in mächtigen Königsstädten oder ersteigen die Gebirge der Erde und freuen uns ihrer Panoramen, oder durchsegeln Meere. Mittelst des allgewaltigen Zauberschlüssels der Phantasie wandern wir nicht blos in Griechenland, in Italien, in den Wüsten des heißen Arabiens, an dem Eismeere ꝛc. wenn wir wollen an Einem Tage, sondern schweben durch den Ocean des Universums und weilen auf seinen Oasen, den verschiedenen Sternengruppen, in Bewunderung anbetend vor dem Weltenmeister, der auch hier sprach: „Es werde!“ und die Himmel riefen: „Hallelujah! es ward!“ Die Bilder, welche aus der Vergangenheit und der Entfernung die unserm Willen unterthänige Phantasie vor uns vorüberführt, sind nicht die Wüstengesichte der Fata Morgana oder Gas-beleuchtete Nebelgestalten, sondern im rechten Verständniß: Wahrheit; mittelst der Phantasie bewahren wir uns die lebenden Bilder unserer in die Ewigkeit vorangegangenen Lieben, schauen den Tod als Engel des Friedens, welcher die Müden

zum ewigen Feierabende ruft und die Dornenkrone von ihrem Haupte hebt, um dasselbe mit Palmen zu umkränzen, ja richten eben so wahre, als beseligende Blicke in das Jenseits, zu den Inseln der Seligen, während die Sterne als „Lampen der Nacht" uns grüßen und rufen, bis daß wir ihrer Einladung folgen.

Wir bemerken als Anmerkung einige Thatsachen:

Ein 20 Jahre unschuldig Eingekerkerter kürzte sich die Haft dadurch ab, daß er täglich mittelst seiner Einbildungskraft, der dies bald zur stehenden Gewohnheit wurde, zu bestimmter Stunde die Anwesenheit seiner Frau und seiner Kinder sich als wirklich dachte.

Ein Mann von hoher Geistesbildung, der auf seinen Reisen und Ausflügen öfters genöthigt war, in gewöhnlichen Gasthöfen und Herbergen Rast zu halten, unterhielt sich sehr gemüthlich damit, daß er mittelst seiner lebhaften Einbildungskraft die in lebendigem Gespräche über Fruchtpreise, Viehhandel, Tagesneuigkeiten u. s. w. begriffenen Landleute ihrer Kittel und Blousen entkleidete und sich dieselben als hochbesternte, vielbeordente und bebänderte Diplomaten dachte, welche über die Geschicke der Welt hohe Conferenz mit hochwichtigen Mienen hielten, dagegen, wenn er in langweilige Gesellschaft von Krautjunkern, kalten Finanzmännern, Alles nach „Soll und Haben" berechnenden Juden und Judengenossen kam, zur Kurzweil dieselben in dem Costüm von norddeutschen Boern sich vorstellte, ihre Gelage als eine Boernhochzeit sich dachte und auf diese Weise im Geiste jenes Nachtwächters einer kleinen thüringischen Provinzialstadt sich amüsirte, der sang: „Ich bin ein Mensch wie andre Menschen ꝛc." oder „Kleider machen Leute! ꝛc."

Alte Krieger erzählen von den Thaten, die sie gethan oder nicht gethan, gewöhnlich im Präsens, als ob Alles gestern höchstens, oder vielmehr vor wenigen Stunden geschehen und verjüngen sich sichtbar, je mehr sie in das Detail sich vertiefen. Gleiches finden wir häufig, wenn ergraute Männer auf die Abenteuer ihrer Schul- und Universitätsjahre zu reden kommen und sprechen, als wären sie in Wirklichkeit flotte Brüder Studio, wie der Churfürst von Sachsen, der die Universität Jena gründete, bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft beim Eintritt in sein Land in Fröhlichenwiederkunft die junge Brut, die er dort fand, zuerst genannt haben soll.

Nur Murrsinn und Lebensüberdruß, wie der englische und nichtenglische Spleen erzeugt, kann diese wohlthätigen, das Dasein erheiternden, das Leben verschönernden Genüsse tadeln, welche eine gebildete und in den nothwendigen Schranken gehaltene Phantasie dem Erdenpilger gewährt. „Mag sein", sprechen wir mit Droz, „daß die Phantasie oft und vielfach Täuschungen an uns vorüberführt, ich gebe diese nicht hin für die verständige Langeweile, die den bloßen Verstandsmenschen (den nüchternen Prosaiker und Zahlenmann) zur Verzweiflung bringt. Im rechten Lichte besehen, was ist nicht Alles — Thorheit auf Erden? und die ernste Gravität, in welcher die Weltklugheit auftritt, ist sie nicht die lächerlichste von allen? Wer ist der größere Thor? Derjenige, dessen Galle Alles schwarz färbt, oder der, dessen lebensfrohe Einbildungskraft alle Gegenstände mit Blumen bekränzt? Wollen wir uns beklagen, wenn Ideale uns täuschen? Ach, die Täuschungen der Wirklichkeit sind nicht weniger häufig! Ein finsterer Blick der Repräsentanten des Schicksals ist genug, um einen Reichen oder Großen vom Gipfel seines Glückes in den

Staub zu stürzen! Sollte ich mich grämen, wenn ein Traum mir entschlüpft?"

Aber — noch einmal wiederholen wir die ernste Mahnung — soll die Einbildungskraft unser irdisches Dasein verschönern und unsern Lebenspfad mit Blumen bestreun, so darf sie nicht die Herrin, oder gar absolutistische Herrscherin, Czarin oder Sultanin spielen, sondern muß sich beherrschen, gebieten, reguliren, leiten lassen von der Vernunft und dem Verstande; die Phantasie muß gleich sein einem gezähmten Falken, der nie gegen unsern Willen in die höhern Regionen der Luft sich aufschwingt und auch auf unsern Ruf gehorsam wieder zurückkehrt. Die Phantasie soll den Geist nicht beherrschen, sondern ihm dienen, wobei wir nie vergessen dürfen, was Delille mahnt: „daß die Phantasie nur die Bilder der Lebensfreuden um uns sammeln kann, wenn wir selbst das Bewußtsein eines schuldlosen Herzens und Lebens in uns tragen, so daß wir nie zu fürchten haben, daß sie als Anklägerin gegen uns auftrete." Nur den wahren und treuen Verehrer der Tugend können nach Gottes ewiger und heiliger Weltordnung die Bilder reiner Lust umschweben, während den Wollüstling die Fratzengestalten seiner Laster, den Geizigen die ekelhaften Gesichter der Habsucht und Schusterei, den Unfriedfertigen Träume des Streites, den Ehrlosen die Gestalten seiner Schmach und Schande wie schaurige Rabenzüge umschwirren und umgaukeln bei Tage und bei Nacht. Soweit, daß der Sünder seiner Einbildungskraft befehlen könne: Sende mir Engel der Gnade und des Friedens, daß sie mir dienen, wenn mein Gewissen mich foltert! so weit läßt sich nach Gottes Ordnung die in so vielfacher Hinsicht unserm Willen unterworfene göttliche Begleiterin nicht dienstbar machen, wenn wir auch Kronen und Scepter trügen!

XXI.

Die Affecte, Leidenschaften, Launen und Temperamente.

Dünste steigen auf und werden
In den Wolken Blitz und Donner
Oder Regentropfen.

Dünste steigen auf und werden
In dem Haupte Zorn und Unmuth,
Oder werden Thränen.

Freund! bewahre Deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften;
Deine Stirn sei Sonne!

Also Herder!

Und welch wahres Wort!

Es sei denn, daß Jeder in seinem Kopfe und Herzen Souverain sei und wie ein guter Schiffer über Wellen und Wogen zu gebieten vermöge, oder — er soll sein Streben nach Glückseligkeit an den Nagel hangen. Er ist ein Sclave seiner Gemüthsstimmungen, ein armer Leibeigener, trüge er auch Scepter und Purpur.

Im Allgemeinen ist hiervon u. A. namentlich im Abschnitt: Selbstbeherrschung gesprochen worden. Indessen es ist zu wichtig, die oben genannten nie zu vollkommener Ruhe zu bringenden Empörer gegen dieselbe und die Mittel des sichern

Sieges über sie näher kennen zu lernen, als daß gegenwärtige Schrift nicht noch auf den Gegenstand kommen müßte.

Was die lebhafteren und stärkeren Bewegungen des Gemüths anlangt, welche dem Wellenschlage des Wassers gleichen, wenn ein mächtigerer Wind über seine Oberfläche dahinstreicht, so erklären die Stoiker, wie die christlichen Rigoristen dieselben für unbedingt verwerflich, weil sie ihrer Natur nach nicht aus der Vernunft, sondern aus der Sinnlichkeit stammen, und als krankhafte Erregungen des wahrhaft Weisen unwürdig zu erachten seien. Denn dieser solle, wie die Gottheit, in erhabener Ruhe auf die Welt niederschauen.

Milder indessen urtheilte schon die Partei der alten Peripatetiker, indem sie geltend machte, daß diese Gemüthsbewegungen nur dann verwerflich seien, wenn sie nicht von der Vernunft gezügelt werden, unter der Herrschaft der Vernunft dagegen lobenswerth und selbst für das sittliche Leben eben so nothwendig wären, als ein gemäßigter Wind dem Schiffer unentbehrlich, völlige Windstille aber sein Untergang sei.

Um glücklich zu leben, müssen wir auch hier die Wahrheit zu gewinnen suchen, und fragen: wie urtheilt diese über die Frage? worauf wir Folgendes antworten:

Obgleich selbst Kant auf der Seite der Stoiker steht und Unterdrückung aller Gemüthsbewegungen überhaupt und der Leidenschaften insbesondere fordert, da dieselben nichts als „pathologische Schlacken seien, die von dem reinen Metall ausgeschieden werden müßten", so muß man bei näherer Erwägung doch der milderen Anschauung beitreten und gegen das „Schuldig" entschieden seine Stimme abgeben.

Schon Cicero nannte die Leidenschaften „Wetzsteine der Tugend", die Königin Christine von Schweden aber das

„Salz des Lebens", während Helvetius erklärt: „Ohne Leidenschaften werde der Mensch geistlos."

Ernst Houwald urtheilt:

Die Leidenschaft wohnt in des Menschen Brust,
Auf daß sie ihn zu edlen Thaten wecke,
Allein nur wecken darf sie ihn, nicht lenken,
Den Muth nur stählen, nicht das Werk vollbringen.

Heliodora äußert: „Ich werde den Jüngling nicht warnen: Hüte Dich vor Leidenschaft! Denn es ist thöricht, dem Meere zu sagen: Hüte dich vor Stürmen! Aber das werde ich dem Jünglinge zurufen: Bewahre Dich in der Leidenschaft!"

Wohin ein systematisches Abtödten aller Gemüthsbewegungen führe, sehen wir in den Klöstern, indem wir nicht verkennen können, daß damit auch jede geistig-sittliche Entwickelung unterdrückt wird. Die Geschichte beweist es, daß die größten Geister nichts weniger, als von Leidenschaften frei waren und durch sie zu ihrem edlen Wirken sich angeregt und gekräftigt sahen, wie z. B. nicht blos Luther's Gemüth gegen alle Unwahrheit und Lüge heftig aufloderte, sondern selbst der sanfte Johannes unterweilen von solchen Erregungen fortgerissen wurde, Paulus in heiligem Unwillen sein Gewand zerriß, Apostelg. XIV, 14, ja selbst Christus zürnte und weinte, Joh. XI, 33. 38. In gleicher Weise finden wir als Thatsache bestätigt, daß nur phlegmatische Temperamente der ersten Rangstufe und völlig Geistesarme die Gefühllosigkeit repräsentiren, welche die Stoiker als das höchste Gut preisen, die doch, wie schon Herodes Atticus bemerkt, nichts Anderes ist, als völlige Nullität des menschlichen Geisteslebens, totale Apathie. Mag

es auch sein, daß Alles, was wir in Leidenschaft wirken, wenn es auch die herrlichsten Zwecke im Auge hat, in demselben Maaße, als Leidenschaft den Menschen beherrscht, des höheren sittlichen Werths ermangele, so würde doch eben so gewiß die Gemüthsruhe der Rigoristen nichts Anderes als die gleich werthlose Stille eines Todtenackers oder eines vertrockneten Sumpfes sein, welche zu erringen gerade für sittlich erregbare Gemüther unmöglich wäre.

Mit den bisherigen Bemerkungen haben wir aber auch den Standpunkt gewonnen, auf dem wir ein wahres Urtheil über Gemüthsbewegungen sprechen können, indem wir erklären: Der Weise soll die Leidenschaften zwar keineswegs abtödten wollen, aber und jedoch auch dieselben cäsarisch beherrschen und in der erforderlichen Zucht halten, so daß sie nie über ihn selbst gebieten, wie der Sturm, der ein Fahrzeug dahin wirft und dorthin auf dem Meere, je nachdem es ihm gefällt. Um dies indeß zu können, müssen wir die Gemüthsbewegungen nach ihrer Rangordnung näher in's Auge fassen, indem wir bemerken, daß die Leidenschaften immer entweder schwächender (deprimirender) oder anregender (excitirender) oder auch gemischter Art sind. In die erste Classe gehören: Furcht, Schrecken, Trauer, Schwermuth ꝛc., in die zweite: Zorn, Muth, Haß, Liebe u. s. w., wobei wieder beide Arten unter sich selbst in einen Kampf treten, in welchem entweder die eine den Sieg über die andere davon trägt oder beide, wie zwei Ringer von gleichen Kräften, sich gegenseitig abschwächen und aufheben, wo dann der Mensch in den Zustand einer dumpfen Ruhe versinkt, die oft lange dauert und höchst peinlich wird.

Außerdem unterscheidet man Affecte und Leidenschaften und versteht unter den ersteren schnell eintretende, aber bald

vorüber gehende Sturmstöße in unserm Innern, unter letzteren heftiger, tiefer aufwühlende, mächtiger aufbrausende, länger dauernde, ja theilweise zu Orkanen anschwellende Gemüthsbewegungen, unter denen der Mensch, wenn er nicht gleich einem verständigen Steuermann das Ruder zu führen weiß, in leiblicher wie in geistiger Hinsicht nur zu oft Schiffbruch leidet.

Launen sind theils geistigen, theils körperlichen, theils gemischten Ursprungs, entweder heitere Stimmungen oder niederschlagende Verstimmungen des Gemüthes, doch in der Regel von kürzerer Dauer, also gewissermaßen eine Art milderer Leidenschaften, so daß, wenn unter den Klängen froher Aufregungen die ganze Welt in rosigem Lichte erscheint, unter den Molltönen der trüben Stimmungen der Mensch, gleich wie der an Gelbsucht Leidende, Alles fahl sieht, Alles in Trauerflor gekleidet glaubt. Wie die Licht- und Schattenströmungen in der Luft den Horizont bald erhellen, bald trüben, so erhellen oder trüben die Launen den Himmel unseres geistigen Lebens, vielfach oder meist ohne daß wir die speciellen Ursachen dieser Stimmungen nachzuweisen vermögen.

Also, wer glücklich leben und nicht ein Spielball jedes Windes sein will, der erkenne, was insonderheit die Leidenschaften betrifft, allerdings an, daß sie dem menschlichen Geschlechte zum Segen gegeben sind und deshalb nicht gewaltsam unterdrückt und erstickt werden sollen, daß sie aber, damit dieser Segen nicht in Fluch sich verwandle, durch Vernunft und Gewissen mit fester Hand geleitet und beherrscht werden müssen, wie ein Weiser sagt: „Was wären wir ohne Leidenschaften? Sie sind das Lebensprincip, ohne welches nie etwas Großes geschehen ist. Sie erhöhen die Thätigkeit der Phantasie bis zur Begeisterung, sie sind die Winde, die das Schifflein des Lebens

zum vorgesetzten Ziele leiten, freilich auch, wenn sie nicht geleitet werden, an Felsen scheitern machen; sie sind die Pferde am Wagen des Lebens, mit denen wir nur gut fahren, wenn der Fuhrmann Vernunft die Zügel lenkt ꝛc. Apathie (Gefühllosigkeit) taugt durchaus nicht in die Welt. Es ist recht gut, daß wir zu Zeiten unseres Nichts vergessen und denken und handeln, als ob dies Leben die Ewigkeit wäre. Wer würde sonst noch dem geringsten Unternehmen für die Zukunft sich zu unterziehen wagen und demselben Opfer bringen? Alle würden rufen: In's Bett oder in's Kloster! Es ist wahr: Alles Wehe, das die Menschen und die Welt betroffen hat, es war das Werk der Leidenschaften, wenn sie der Leitung der Vernunft entbehrten. Denn ohne diese Leitung sind Leidenschaften und Affecte nicht nur Krankheiten der Seele, sondern noch gefährlicher, als die Krankheiten des Körpers. Die Leidenschaften gleichen gewaltigen Strömen, die je weiter hin, desto tiefer in ihr Bett sich eingraben, während die Affecte wie mächtige Gewitterwasser wirken, welche wohl die Dämme durchbrechen, aber sich dann verlaufen. Ohne Leitung ist jede Leidenschaft ein schleichendes Fieber, das den Tod nach sich zieht; der Affect ein vorübergehender Fieberparoxysmus. Beide aber hindern den ruhigen Gang der Vernunft. Ungezügelte Leidenschaften sind im Menschen gerade das, was der Pöbel im Staate ist, der, wenn er die Oberhand gewinnt, alle Sinnen- und Seelenkräfte (die Bürger) besticht und verkehrt. Die höheren Stände müssen dann dienen und zuletzt guillotinirt man auch noch den König." Der gedachte Weise führt erläuternd noch besondere Beispiele an, welche die vollste Beherzigung verdienen. „So ist", sagt er, „Zornlosigkeit gewiß ein Fehler und zeugt meist von Fühllosigkeit und Stumpfsinn, denn selbst Christus ward

entrüstet über den Unfug im Tempel. Aber wenn der Zorn von der Vernunft nicht in Schranken gehalten wird, da entwürdigt er den Menschen auf das Tiefste und der gerechte Unwille über das Schlechte geht in ungerechte Wuth über und wird zum Fluche, wie wir an den giftigen Bissen erzürnter Thiere sehen. Der Zornige, welcher die Beleidigung überschätzt und die Pflicht der Großmuth vergißt, gleicht den glühenden Kohlen, auf welche der Schmied Wasser gießt. Sie dampfen desto mehr. Widerspricht man einem Zornigen, so wird er zu Feuerkugeln, welche die Bäcker „Wolf" nennen. Geduld und Gelassenheit sind die würdigen Gegensätze des Zornes und des Aergers. Mit Zeit und Geduld aber wird aus dem Maulbeerblatte -- Seide, und mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen, wie Henri IV. sagte, als mit zwanzig Tonnen Essig. Im Mangel an Geduld lediglich ist die sogenannte Hitze gegründet, denn kleine Töpfe laufen leichter über. Im Ausharren oder der Geduld liegt eigentlich die Kraft des Genies, und dadurch bringt es — Meisterwerke zu Stande. So wenig der Gebildete seinen Schmerz durch wildes Schreien äußert, eben so wenig wird er seinem Unwillen durch Fluchen, Zanken und Schelten Luft machen, sondern auch hier die weise Selbstbeherrschung üben, welche die Tugend ihm zur Pflicht macht. So ist Furcht nach Haller's Ausdrucke „der Frost der Seele", und in ihr gleicht der Mensch dem Prometheus, welcher, angeschmiedet am Kaukasus, schon in weiter Ferne den Geier kommen sieht, der täglich in seinen Eingeweiden wühlt. Und wohl mußte die Natur dem Menschen diesen Begleiter geben zu seiner Selbsterhaltung, Wachsamkeit und Vorsicht in diesem Lande der Wandelbarkeit. Aber die Uebertreibung der Furcht macht tadelhaft und lächerlich. Große Ver-

brechen sind wirklich wahre Paroxysmen der Vernunft, wie die auffallende Körperstärke in hitzigen Fiebern, in Zorn und Wuth. Jedoch die scheinbare Leidenschaftlosigkeit, die gerade das festeste Anklammern an Grundsätze des Teufels ist, ist eine leibhafte Furie der Hölle. Leidenschaften machen leider den Menschen andern Menschen gefährlicher, als die Elemente, und der Säckelmeister Judas ist gegen sie nur ein unbesonnener Knabe. Und doch auch wieder ist nichts Großes geschehen ohne höhere Erregung des Gemüths. Die Leidenschaften erfanden selbst die Sprachen, die meisten Künste und Wissenschaften, führten zur Religion rc."

Was die Launen anlangt, so geben wir noch folgende Aussprüche der Weisheit zur Beherzigung. „Die Launen, welche Producte des geistigen, wie des körperlichen Lebens sein können, bei welchen, wenn sie übler Art sind, der Engländer das Pistol ergreift, während der Franzose über sie hinweg zu springen sucht, müssen beherrscht und nöthigen Falles gebändigt werden. Der wahrhaft Gebildete und geistig und körperlich Gesunde kann ohnehin nie ihr Spielball werden, denn seine Lebensanschauung wird nach den Grundsätzen der Weisheit sich regeln und deshalb immer eine vorherrschend heitere zu sein streben. Er fragt nach den Ursachen seiner Stimmung oder Verstimmung und sucht sie zu entfernen, wenn das Gleichgewicht seines geistigen Lebens bedroht wird. Findet er die Ursache seiner Verstimmung in zu großer Reizbarkeit seiner Nerven und anderer körperlicher Organe, so wird er zeitig ärztliche Hülfe suchen: findet er sie in seinem Geiste, so sucht er durch Abwechselung in seinen Arbeiten, in Abkürzung der denselben gewidmeten Zeit, durch Besuch von Gesellschaften, durch Reisen, durch vermehrte Bewegung und Zerstreuung die Kräftigung des Körpers

und die Erheiterung seines Seelenlebens und er findet, was er sucht. Vor Allem tritt er entschieden auf gegen alle Anfechtungen, wie Christus, als er dem Versucher gebot: „Weiche von mir, Satan!" und Luther, als er auf der Wartburg dem Teufel sein mächtiges Tintenfaß an den Kopf schleuderte. Mit Launen muß man es halten, wie mit — Gespenstern. Nur tüchtig auf sie losgegangen, so verschwinden sie; verkriecht man sich aber in Winkel, so bekommen sie Riesengröße und alle Eigenschaften des Teufels. Tüchtige Arbeit entreißt den Launen. Darum haben gemeine Leute weniger Launen, als Vornehme und Reiche, ja selbst Frauen weniger, als Männer, nämlich solche, die noch selbst kochen und Nadeln einfädeln, was nebenbei — Geduld lehrt. Geduld aber ebnet die höchsten Berge und erhebt die Thäler zu Höhen; sie ist der Spiegel des Weltalls und des Lebens ganzes Bild. Die gute Laune ist das Sonnenkind, das froh seine Flügel in ihren goldenen Strahlen ausbreitet. Die böse Laune aber in ihrem strengen Trauerkleide gleicht den kleinen Gnomen der Erdklüfte und Finsternisse. Laune steigt und sinkt, wie das Wetterglas bei der kleinsten Luftveränderung, und diesem Proteus sind wir Alle unterworfen, wenn die Vernunft sich ihrer Herrschaft begiebt. Sie gefällt sich vorzüglich im Helldunkel. Bei Männern ist sie meist stumm, bei Frauen mehr laut und kreischend, daher vorübergehend, während sie dort oft Monate lang liegen kann, wie Fabius Cunctator dem Hannibal gegenüber. Nirgendwo herrschen böse Launen mehr, als im Kreise der Häuslichkeit, wenn der Mann Verdruß in seinem Berufe oder die Frau kranke Kinder und Wäsche hat oder guter Hoffnung ist, oder Söhne und Töchter gar Streiche machen. Wer immer Launen hat, der mag sich aber nur als ein charakterloses Wesen betrachten,

und bedenken, daß in vielen Lagen des Lebens ein böser, aber fester Charakter weniger gefährlich und schädlich ist, als ein schwacher, wankelmüthiger Launer. Ein rechter Schüler der Lebensweisheit ist nur der, der energisch gegen den Dämon der Laune ringt ꝛc."

Jacobs sagt: „Einer der schlimmsten Feinde des häuslichen Glückes ist die Launenhaftigkeit. Denn sie nimmt dem Menschen die Herrschaft über sich selbst, und oft hat ein schneidendes Wort, in launenhafter Simmung gesprochen, mehr verderbt, als mit allem guten Willen wieder verbessert werden kann. Was man Launen nennt, ist immer nur die gährende Selbstsucht und ihre Aeußerungen sind der Schaum und die Schlacken, welche die Gährung auswirst." Epikur stellt die „Fröhlichkeit des Herzens" an die Spitze seiner Moral. Feuchtersleben meint, „daß der Mensch allerdings Stimmungen habe", ruft aber Wehe über „die, welche die Stimmungen haben." Goethe urtheilt: „Es ist mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit. Ermannt man sich und geht die Arbeit frisch von der Hand, so finden wir in der Thätigkeit wahres Vergnügen!" C. v. B. erklärt: „Die gute Laune ist ein sanfter Zephyr, der uns den Wohlgeruch der auf unserm Pfade liegenden Rosen zufächelt; die böse Laune ist ein schädlicher Windstoß auf die frohen Augenblicke des Lebens."

Wir sprechen noch von den Temperamenten, oder der in jedem Menschen mehr oder weniger hervortretenden besonderen Gemüthsweise oder Ausprägung der geistig sinnlichen Natur, über welche wir ebenfalls gebieten, welche wir regeln und zügeln müssen, wenn wir glücklich leben wollen. Wie bekannt, werden insonderheit in äußerster Entwickelung, die aber nur selten vorkommt, also unter den mannichfachsten Mischungen

rücksichtlich des vorherrschenden Charakters vier Temperamente unterschieden, als das phlegmatische, das sanguinische, cholerische und melancholische. Jedes dieser Temperamente hat neben eigenthümlichen guten Seiten auch seine bösen, so daß es Aufgabe der Lebensweisheit sein muß, jene zu heben, diese niederzuhalten oder zu veredeln.

Demnach ist Forderung wie der Moral, so der Glückseligkeitslehre, daß

I. derjenige, in welchem das phlegmatische, träge, kaltblütige, wie Oken sagt, „fischartige" Temperament vorherrscht, sich zur Thätigkeit ansporne, seine Einbildungskraft wecke, seinen Schönheitssinn belebe;

II. derjenige, in welchem das sanguinische Temperament, nach Oken die „vogelartige, leichtsinnige" Natur die Oberhand führt, durch ernste Studien und Arbeiten sein Leben sorgsam regele;

III. derjenige, welcher der cholerischen Auffassung des Lebens sich zuneigt, also, wie Oken es bezeichnet, einen „feurigen" Charakter, den Charakter der „Säugethiere" in sich findet, seine Reizbarkeit im Zaume halte, seinen Körper abhärte, durch Bildung und sanftem Umgang seine Heftigkeit mäßigen lerne und jede Aufwallung sorgsam unterdrücke;

IV. derjenige, welcher unter der Botmäßigkeit des melancholischen oder schwerblütigen und schwermüthigen, nach Oken des „amphibienartigen" Temperaments steht und zur Hypochondrie und niedergeschlagenen Gemüthsstimmung sich hinneigt, diese Stimmung durch Thätigkeit, Vermeidung der Einsamkeit, Umgang mit heitern Menschen und

Hingabe an eine schöne Kunst, besonders die Musik, zu heben und zu verbessern beharrlich sich bemühe.

Letzteren verschreibt, die Temperamente mit „Herbergen des Geistes dieser Welt" vergleichend, ein vortreffliches Recept der alte Jacob Böhme, indem er sagt: „Fasset Muth und sprechet zum Teufel: Woher, Schwarzhannes? Ich hielt Dich für einen Fürsten der Finsterniß, aber siehe, Du bist nur ein Büttel! Pfui! schäme Dich und geh' zu allen Teufeln!" Vor einem festen Willen weichen auch die bösen Geister der Temperamente!

XXII.

Die Politik des Lebens.

Was ist das für eine Wissenschaft oder Kunst, die wir hier lernen sollen, etwa wie ein Handwerk oder eine Marqueur-Wirthschaft, oder ein Muckerthum, wenn wir glücklich leben wollen?

Ein berühmter Lehrer der Staatspolitik begann sein Collegium dieses Namens — es ist gewiß Vielen, als ob sie ihn heute noch hörten, den Mann voll echtdeutschen Sinnes, klaren Auges und unerschütterlicher Freimüthigkeit, in seinem blauen Frack mit golbglänzenden Knöpfen — dieser Mann begann dieses Collegium mit den Worten: „Ja, meine Herren! ohne klare Erkenntniß der Zwecke, die man sich setzen darf und soll, wie der Mittel, die dazu in Anwendung kommen müssen, und der rechten Weise dieser Anwendung kann kein Haus, um wie viel weniger ein Staat erbaut und regiert oder das Gleichgewicht der verschiedenen Staaten aufrecht erhalten werden. Und — fußt die Wissenschaft, die künftigen Beamten und Staatsmännern dies lehren soll, auf dem sichern Boden der Vernunft und des Sittengesetzes, so kann man nur mit der höchsten Achtung von derselben sprechen. Aber — wie es so geht, Sie wissen es ja, meine Herren! — wie es so geht, der böse Geist ist nirgends fern! Da kommt man von daher und dorther mit

Cabale und Intrigue, da mischt und spielt die Eroberungs- und Herrschsucht, der Neid, der geheime Haß mit frommer Miene und unter den heiligsten Betheuerungen freundschaftlicher Freundschaft, falsche Karten, wie irgend in einer Spielhölle das Spiel getrieben werden kann, und, wie das Sprüchwort sagt: „Frau Nachbarin herüber und hinüber!" — der Satan sitzt leibhaftig am Regimente, trotz alles Leugnens der freisinnigsten Doctoren sanct. theol.! In praxi, meine Herren! in praxi — wie soll ich sagen: — ist die Staatsweisheit schon seit unvordenklichen Zeiten, mehr als vielfach und unzählige Male zur Staatsklugheit, oder vielmehr, um dem Kinde seinen rechten Namen nicht vorzuenthalten, zur Staatspfiffigkeit und Staatslist, zum Staatsjesuitismus herabgesunken, leider — denn auch das Sittengesetz ist ein unverletzliches Naturgesetz — zum Fluch und Verderben rei et salutis publicae. Lug und Trug, List und Ränke, Pfiff und Kniff, devote Gleißnerei und Pharisäerthum, leere Versprechung und kluge Bestechung nach unten und oben, das ist laut der geheimen Memoiren auch gar oft die rechte Staatsweisheit gewesen, die man Politik nennt, zum unermeßlichen Verderben für Fürsten und Völker, eine Wissenschaft und Kunst gegen alle Grundsätze der Moral und des Rechts, der ausgefeimteste Machiavellismus und Jesuitismus, gegen welche Loyola's Weisheitssprüche nichts als ein ABC-Buch für die untersten Classen sind. „Der Zweck — obschon dieser gar oft der unheiligste war — heiligt die Mittel!" hieß es auch hier und, Sie wissen, meine Herren, welche fluchwürdigen Mittel man oft in Anwendung gebracht hat. Diese Politik will ich Ihnen jedoch nicht lehren, aber, um Sie vor den Versuchungen zu derselben zu warnen, muß ich Sie mit der Diabolie bekannt machen, die auch auf diesem Gebiete ihr

Spiel getrieben hat und, wenn die Welt bleibt, wie sie ist, wohl noch fürder und öfter versuchen wird rc."

So ohngefähr sprach der alte Hochlehrer der Geschichte, der selige Heinrich Luden in Jena.

Was aber in den höchsten Regionen geschieht, übt immer seinen Einfluß nach den niedern Luftschichten. Es geht, wie bei Virgil jener der Unkeuschheit ergebene römische Jüngling sagte, als sein Vormund ihm seinen Wandel vorhielt: „Wenn Vater Zeus mit den Erdentöchtern seiner Liebesabenteuer pflegt, warum soll ich armer Erdenmensch nicht desgleichen thun?"

Von Anbeginn hat es in Stadt und Land Macchiavellisten und Jesuiten gegeben in allen Ständen auch in nicht römisch-katholischen Landen. Was man auch sagen möge, trotz ihrer materialistischen Richtung ist unserer Zeit nicht abzusprechen, daß sie viel Religion hat. Leider ist aber auch wieder hinzuzufügen, daß dieselbe selten das rechte moralische Christenthum sei. Von unglücklichen, jedes höhern, reinern und dauerndern Lebensgenusses entbehrenden Ungläubigen wollen wir gar nicht sprechen. Wo kein Glaube ist, kann auch keine Tugend sein, denn diese ist und bleibt die Tochter der Religion. Unzählige halten Alles, Zweck und Mittel, für erlaubt, so weit sie nicht mit dem weltlichen Gesetze in Collision zu kommen fürchten müssen. Sie sind die Aufgeklärten, von denen Christus spricht: „Die Kinder dieser Welt sind in ihrer Art, nämlich in ihrem eifrigen Trachten nach zeitlichen Gütern, klüger, als die Kinder des Lichts, die in ihrem Ringen nach dem Ewigen oft träge erfunden werden." Aber auch bei den sogenannten Frommen, der zahlreichen Schaar der Pharisäer und Sadducäer unserer Tage, finden wir diese verwerfliche und verderbliche Weltklugheit, diese jesuitische Politik im Privatleben immer in demselben

Maaße, als sie, ohne Begriff, daß ohne Tugendstreben von wahrer Verklärung des Menschen in sittlicher Vollkommenheit und der in dieser begründeten höhern und höchsten Glückseligkeit keine Rede sein könne, festhalten an dem vom Satan selbst in die christliche Kirche geschmuggelten und dem Geiste des erhabenen Stifters derselben und der sittlichen Würde und Bestimmung des Menschen teufelisch Hohn sprechenden Sünder-Dogma: „Das Blut Jesu Christi macht rein von aller Sünde!" Denn — giebt es eine Logik in dieser Welt — so müßten, wo dieses Banner weht, die Schildträger und Knappen desselben des größten Unsinnes, der unverantwortlichsten Thorheit, der entehrendsten Inconsequenz sich anklagen, wenn sie nicht von dieser Freikarte nach allen Seiten, vor Menschen und vor Gott, in Zeit und Ewigkeit den vollsten Gebrauch machen wollten.

Obgleich freieren Anschauungen huldigend — so wenig dies die rechten — sind um keinen Penny besser Die, welche, fromme Glaubensfloskeln im Munde, mit honigsüßen Geberden ihre sinnlichen Gelüste und Lüste canonisiren, d. h. mit dem Gewande der Tugend anthun und denselben christliche Namen geben, während sie — aus der Hausapotheke — die nöthigen Dispense sich gratis selbst ertheilen, also Papst, Cardinäle, Bischöfe und Tetzels nicht zu bedürfen glauben.

Wie oft hört man von Leuten dieses hohen Ordens die aller Verbrechen fähige Ruhmsucht edles Halten auf Ehre, die Habgier weise Sparsamkeit, orientalische Liebesverhältnisse christliche Gemeinschaft der Seelen, die Verschwendung christliche Freigebigkeit nennen, wie sie Zeit, Lebensstellung und Verhältnisse fordern. Dabei cursiren im gemeinen Leben die gefährlichsten Grundsätze, wie: „Zu ehrlich ist dumm!" — „Den

Einfältigen muß man witzigen!" — „Handel ist Wandel", — „Mit den Wölfen muß man heulen!" — „Wie Du mir, so ich Dir!" — „Klappern gehört zum Handwerk!" — „Es ist sonst auch so gewesen!" — „Große Herren machen es nicht besser!" ꝛc. und gebieten, wenn einmal, wo ein Streich gelungen ist, ja das Gewissen um das Wort zu bitten sich erlaubt, demselben sofort Schweigen, wie jener gute, überkluge Sohn seinem ehrenwerthen alten Vater, weil, wie er hinzusetzte, „derselbe Handel und Wandel nach der neuesten Mode nicht verstehe." So stehet in Millionen Herzen der für das leibliche Auge gar schön und „lustig anzuschauende Baum", der „klug macht" 1 Mos. III, 6., und wird gehütet, begossen und gepflegt, als bringe er Früchte himmlischer Weisheit, während auf ihm nur bittere Sodomsäpfel wachsen, wie die ersten Paradiesbewohner gar bald erfahren mußten und Jeder, der nach solcher Frucht mit Eva die Hand ausstreckt, erfährt und erfahren wird in alle Ewigkeit. Man kann nicht anders sagen, als daß namentlich in unserer in so vieler Hinsicht raffinirten Zeit das Häuflein Derer, welche die wahre Klugheit, die Weisheit, zum Führer gewählt haben, gar klein, gar winzig sei.

Diese Weltklugheit aber, von der wir sprechen, ist nicht aus Gott, sondern die Philosophie des Satans selber. Diese Weltklugheit, die nur irdische Zwecke sich setzt und durch jedes Mittel zu erreichen strebt, sei es auch noch so unheilig, ist nicht die der Weisen, sondern der Weltthoren, die sprechen: es ist kein Gott, und nichts taugen, wie der Psalmist, Psalm XIV, sich ausdrückt; diese Weltklugheit, welche der Psalmist straft, wenn er Psalm I ruft: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen" ꝛc., denn während die Frommen Bäumen gleichen an Wasserbächen, sind die Sünder wie Spreu, die

endlich der Wind zerstreuet &c.: — diese Weltklugheit haben auch Thiere, wie der Fuchs, der Marder, der Tiger, die Schlange und Katze &c., die ihre Beute hinterlistig überschleichen und fällen. Diese Weltklugheit ist — man kann schwerlich diesen Ausdruck unterdrücken — die der Gauner, der Betrüger, der Wucherer, der Falschmünzer, der Banditen u. s. w. u. s. w.

Wer aber glücklich leben will in dieser Welt, der hüte sich nicht allein vor den Priestern dieser Weisheit, sondern auch vor ihr selbst, denn — so offenbar und wahr der Mensch als sittliches Wesen mit all seinem Thun nicht nur den Gesetzen der sichtbaren, niedern Natur unterworfen ist, sondern zugleich unter den Geboten der Tugend steht, eben so gewiß kann, so glückliche Aspecten auch Anfangs über dem Unterfangen zu schweben scheinen mögen, selbst nach dem Zeugnisse der Erfahrung und ganzen Geschichte kein Menschenwerk bestehen und gedeihen, welches des sittlichen Grundes und Gehaltes entbehrt. Die ewigen Rachegöttinnen folgen Denen auf dem Fuße, die das Gebot der Tugend verachten, mögen sie auf Thronen sitzen oder in Hütten wohnen. Wie hier schon „ungerechtes Gut in der Regel nicht auf den dritten Erben kommt" nach einem alten, immer neu sich bewährenden Spruche der Erfahrung, so ist Alles, was der Mensch thun kann, ein „Haus auf Sand gebaut", wenn nicht die Tugend der Oberbaumeister war, wie die Schrift sagt: „Gerechtigkeit, Tugend erhöhet, die Sünde aber ist der Menschen Verderben!" Spr. XIV, 34.

Dabei, so oft er auch die Mahnungen seines Gewissens von sich zu weisen und zu beschwichtigen suche im Sinnenrausche, entbehrt der blos Weltkluge doch so gewiß des beseligenden Gefühls der Achtung gegen sich selbst, des frohen Rückblickes in die Vergangenheit, des friedevollen Hinblicks in

die Zukunft, des freudigen Aufblicks zu Gott, als Gott dafür gesorgt hat, daß der heilige Richter in ihm früher oder später seine Rechte geltend mache, Röm. II, 14. 15. Apostelg. XXIV, 15. 2 Cor. I, 12. Col. II, 16. Luc. XXII, 61. 62.

In gleichem Maaße fehlt dem blos Weltklugen die das Leben so hoch beglückende Achtung unter seinen Mitmenschen, welche, selbst wenn Viele seinen Sinn theilen, doch im Urtheile über Andere immer den sittlichen Maaßstab so gewiß anlegen, als die Wahrheit fest steht: „Selbst das Laster muß der Tugend huldigen!"

Nicht minder ist die bloße Weltklugheit eine Pflanzschule der größten Sünden, die den Menschen nicht nur nie Ruhe und Rast finden lassen, sondern ihn immer tiefer zum Laster hinab ziehen, wie Dräxler-Manfred sagt:

List hat gar flinke Hände
  Und schleicht geheime Bahn,
Drückt sich um Zaun und Wände
  An ihren Raub hinan;
Sie bringt durch ihr Geblende
  Der Redlichkeit oft Gram,
Doch ist des Fuchses Ende
  Meist in des — Kürschners Kram!

Nun aber — wenn diese Weisheit der Kinder dieser Welt nichts nütze ist, Unklugheit aber aus einer Gefahr und Verlegenheit in die andere stürzt, unsern Gang durch's Leben hindert und uns selbst nur unglücklich machen kann, darum, daß unser Fuß überall an Steine stößt und wir des Lebens Zwecke verfehlen — nun, welches ist die wahre Politik, die unfehlbare, untrügliche, sichere Staatsweisheit im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben?

Der größte Weisheitslehrer, Jesus, lehrt sie mit den wenigen Worten

Matth. X, 16:

„Ich sende Euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen, 1 Mos. III, 1, aber ohne Falsch, wie die Tauben!"

Wie die Jünger auf ihrer Sendung zur Verkündigung des Evangeliums nothwendig mit Menschen zusammen treffen mußten, welche ihnen mit Macht und List feindselig entgegen standen, so geht auch der Lebensweg jedes Menschen überhaupt durch dieselben Bahnen und durch Erfahrungen, in welchen wir mit dem Apostel klagen müssen: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit den bösen Geistern unter dem Himmel!" Ephes. VI, 10 f. Hier aber, unter diesen Verhältnissen, in dieser Sachlage, da jeder Wanderer nach dem Wege sich richten muß, den er ziehet, weil dieser nicht nach ihm sich richtet, hier ist es nothwendig, damit wir uns schicken in die Zeit, da wir hier noch nicht im „himmlischen Wesen wohnen und wandeln", hier ist es unabwendbar, daß wir mit derselben Sorgfalt die Klippen, die Untiefen, Strudel und Sandbänke zu vermeiden suchen, wie der verständige Schiffer.

Und das wird geschehen, gerade dann sicher und unfehlbar geschehen, wenn wir nicht die falsche Klugheit dieser Welt voll nichtiger Zwecke, voll Falschheit, List und Trug, sondern die derselben entgegengesetzte, hoch über derselben stehende Weisheit der wahren Weisen zum Führer wählen, die Weisheit der höhern Weltwissenschaft, deren Wahlspruch ist:

Gott — unser Lied,
Die Tugend — unser Pfad,
Die Ewigkeit — unser Ziel!

Also: um nochmals Alles kurz zusammen zu fassen, die wahre Lebenspolitik ist arglose, ehrliche Weltklugheit mit Gottesfurcht im Bunde, dergestalt, daß die Tugend Premierminister ist, wie J. M. Sailer sagt:

Die wahre Weisheit ist bei Gott,
Kommt von Gott,
Führt zu Gott,
Ruht in Gott!

und Tiedge mahnt:

Die Weisheit ist, wie still sich auch ihr Gang verhüllt,
Hoch von Geburt, die List ist eine — Bettlerin!

und Weckherlin ruft:

Wer will vergnüglich alten,
Der soll mit Niemand Feindschaft,
Mit Jedermann nur Freundschaft,
Mit Wenigen Gemeinschaft halten,
Und dann lassen Gott in Allem walten!

XXIII.

Die olympische Ruhe.

Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugend Traum bescheert!
Drum, traute Brüder! trotzt dem blassen Neide,
Der unsers Lebens Wonne stört.
Feierlich halle der Jubelgesang
Schwärmender Brüder beim Becherklang!

So singt der Jüngling im rosenumkränzten Kreise lebensfroher Altersgenossen in den festlichen Stunden seines Lebenslenzes.

Je öfter indessen die Jugend zu diesem Hymnus sich vereinigt, desto ernster fühlt sie sich angeweht von einer Ahnung, die spricht:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond &c.

Und diese Ahnung wird erfüllt von einem Tage zum andern mehr von der Stunde an, wo der Jüngling den Marken seiner Jugend naht, um in das wirkliche Leben einzutreten, das nur noch wie holder Lenz leuchtet, aber in der Wahrheit schon Sommer ist. Mit jedem Schritte weiter fühlt der Jüngling, daß die Strahlen der Julius- oder August-Sonne senk-

rechter auf sein Haupt fallen, das Grün des holden Mai erbleicht und der Festgesang der Wälder immer matter wird.

Und wieder nicht lange, da hört er den schrillenden Klang der Sensen und Sicheln, der Instrumente des Sommerconcerts, sich stimmen und versuchen, auch in seinem eignen Innern. Und abermals nach kurzer Zeit fühlt er, daß seine Schatten länger fallen, die Tage kürzer, die Nächte kühler werden. Und, wie die sich färbende Traube und das reifende Obst, ruft Alles ihm zu: Siehe, der Herbst ist vor der Thüre und nachher kommt der Winter auch in Deinem Leben! An das Mannesalter grenzt das Greisenthum. Wohl dem, dessen Wahlspruch war: „Ich muß wirken, so lange der Tag währet, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann!" Je weiter wir über die Grenze des Frühlings hinaus kommen und zum Olymp hinauf steigen, um so natürlicher versummt und verstummt auch unser liebes Jugendlied vom Olymp herab, um so mehr begreifen wir aber auch zugleich, gegenüber dem lustigen und luftigen Frühlingsspiel des irdischen Lebens, wie unter den Räthseln, welche dasselbe uns aufgiebt, unter den Kämpfen, in die es uns verwickelt, unter den Stürmen, die uns treffen oder drohen, hoch noth thue die — olympische Ruhe, der himmlische Gleichmuth der Götter, die das Heidenthum sich dort wohnen dachte, die höchste Weisheit, die festen Fußes ihren Weg wandelt, das wahre Gute jeder Zeit mit der Klugheit anstrebt, welche, wie die Moral, Zeit und Umstände, Menschen und ihr Charakter gebieten, jedoch gleichzeitig vor Ueberstürzung sich bewahrt, das Leben und die Menschen nimmt, wie sie sind, und, eingedenk, daß man es noch nicht mit Engeln, sondern oft mit höllischen Geistern zu thun habe, wohl der errungenen glücklichen Erfolge sich freut, aber auch

mit dem: Sat voluisse! sich tröstet, wenn diese Erfolge ausbleiben oder der beste Wille den größten Undank erntet, statt Anerkennung, nach dem Worte des Dichters:

Im Thale zieht die große Menge
In ew'gem Lust- und Schmerzgedränge
Und ihr Herz wird niemals still;
Auf lichten Höhen zieht der Weise
Auf seiner ganzen Lebensreise
Und denket stets, was sein Gott will!

Gott aber, der nach seiner unendlichen Gnade verzeihend auf die Thorheiten und Fehler seiner Erdenkinder herabblickt, spricht zu uns: Solltest Du, der Du über der Menge stehest, nicht gleich also thun gegen Deinen Bruder?!

Also wäre, hören wir sagen und fragen in Spott und Hohn dieser Welt und Derer, die von dieser Welt sind, also, demnach wäre das hocherhabene, himmlische Ziel, wonach Derjenige ringen kann, der nach Weisheit strebt, dieses hohe, herrliche Ziel wäre eine Gemüthsverfassung, eine Geistesstimmung, in welcher er, wie die im Wüstensande begrabenen Sphinxe unter den Pyramiden Aegyptens, oder wie die steinernen Königsphotographien in den Pyramiden, oder auch, wie die Stoiker der alleräußersten Linken oder Rechten, wie Sie wollen, meine Herren und Damen! — wie die Derwische erster Ordensclasse, wie die heilig gesprochenen Säulenheiligen und Anachoreten, deren einstmals über 10,000 am Berge Sinai gewohnt haben sollen, wie die Klosterbrüder der strengsten Regel, — es wäre Apathie oder öde Versenkung des geistigen Seins in das — Nichts, düstere Verachtung der Welt, schaurige Verschmähung jeder Erdenfreude, eiserne, eisige Gleichgültigkeit selbst gegen die reinsten Gefühle, gegen die edelsten Empfin-

dungen, gegen die würdigsten, geistigsten, erhabensten Reize des Daseins, also absolute Gefühllosigkeit, chemische Abtrödtung, es wäre leibhafter geistiger und sittlicher Tod!

Das sei ferne! Das haben wir weder gesagt, noch wollen wir es sagen. Im Gegentheil!

Wäre sie physisch möglich die Erstrebung eines solchen Zustandes, die Moral müßte vor derselben warnen als einer der schwersten Sünden, eines der häßlichsten Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft, gegen sich selbst, gegen die heiligsten Gesetze der Natur so wahr und gewiß, als nach seinen Anlagen der Mensch weder zu einem — anorganischen Gebilde geschaffen, noch bestimmt ist, ein solches zu werden.

Wäre sie möglich diese Erstarrung in düsterer Melancholie, im dumpfen Wahnsinn, in geistigem Tode, so würde von einem sittlichen Wirken für das allgemeine Wohl, von einem Streben nach wahrer Selbstvervollkommnung, also von Tugend, welche die Vernunft für das höchste Gut des Menschen erklären muß, von Stund an nicht mehr die Rede sein können, ja, könnte die Verirrung in weitern Dimensionen sich verbreiten, so müßte der Staat, die Familie und alles menschliche Leben zu einer Salzsäule erstarren oder zu einem vergallerten Meere werden.

Alle Psychologie aber müßte auch trügen, wenn nicht diese Metaphysik eben so erfolglos gepredigt werden sollte, als wenn man zu einem Kreuzzug gegen die Wolken des Himmels aufforderte.

Der Mensch hat von der Vorsehung als besondere Auszeichnung, als Brief und Siegel seiner Würde und Bestimmung das freie Wahlrecht, und unsere Zeit namentlich weiß ja nichts Höheres und Köstlicheres, nichts Süßeres und Herrlicheres,

als wo möglich heute seinen Vorsteher in's Casino und morgen in die Resource, übermorgen seinen Bürgermeister und Schultheißen, und über-übermorgen seinen Landtagsabgeordneten, seinen Geschworenen u. s. w. zu wählen im Hochgefühl wirklicher oder doch vermeintlicher deutscher Freiheit mit hochweiser Miene und gesteigertem Stolze, geschehe es auch noch öfter, daß Frau Erfahrung nachträglich darthut, daß man, wie das ja auch bei Heirathen oft geschieht, allen Wahlagitationen zum Trotz, sich doch — verquält und verwählt habe —. Aber derselbe Mensch — um den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen und die herabgefallene Masche herauf zu holen — wir sagen: derselbe Mensch hat, seit Adam den Apfel nahm, welchen Eva vom verbotenen Baume der höhern Erkenntniß gepflückt, der falschen Griffe in die Saiten seines Lebens so viele gethan, und wird es, wenn nicht Alles täuscht und trügt, noch fürder thun, bis nach der Lehre der Orthodoxen die Erde mit Feuer verbrennt. Und deshalb werden wohl Winke und Fingerzeige, auch in der Rücksicht, von der wir hier sprechen, vor Mißwahlen sich zu hüten, nicht ganz überflüssig sein.

Der Mensch, wenn er seine Vernunft nicht gebrauchen will, besitzt also auch das Vermögen, die verkehrtesten Dinge zu idealisiren und zu Zwecken sich zu stellen, wie an die Erreichung derselben mit titanischem Heldenmuthe Alles einzusetzen.

Züm Glücke — was freilich die superlative Klugheit so vieler unserer Zeitgenossen nicht zu fassen vermag — zum Glücke des allgemeinen Wohles nur hat daher der alte Herr Gott auch hier sichere Vorkehrungen getroffen, daß die, welche sich weise dünken, ohne St. Jericho von fern gesehen zu haben, 2 Sam. X, 5, wenn nicht gar in das kindisch um-

gegürtete Schwert der Wahrheit fallen, doch zu ihrer bessern Erkenntniß bald an die nöthigen Steine im Wege stoßen.

Jedes Bestreben, der menschlichen Natur sich zu entäußern, also auch jeder Versuch, die Regungen des Gemüths zu unterdrücken und mit der kalten Ruhe einer Leiche von der Bahre auf das Leben hinaus zu blicken, in dessen Atmosphäre wir noch athmen, auf dessen Fluthen wir noch schiffen, auf das wir wirken und in dem wir uns freuen sollen, jedes Gelüsten und Streben dieser Art ist eben so vergeblich, als etwa das Beginnen eines Rasenden, seiner Haut sich zu entledigen oder aus derselben heraus zu fahren, oder einen Kegel auf dem Kopfe stehen zu machen. Und deshalb ist mit einer keinen Zweifel zulassenden Gewißheit anzunehmen, daß Alle, welche der in Rede stehenden Apathie sich rühmen oder derselben gerühmt werden, näher besehen entweder Heuchler oder Wahnsinnige oder sonst Kranke sind, welche in einem geistigen Tetanus liegen.

Also nicht die Fühllosigkeit der Fo-Anbeter, die da meinen: „Um glücklich zu leben, müsse man ein kalter Stein zu werden streben, mithin nichts thun, nichts wünschen, nichts denken, nichts empfinden", oder der christlichen Derwische, oder der extremen Stoiker, sondern die heilige Ruhe des wahrhaft Weisen wollen wir empfehlen, der, obgleich er noch in dieser Welt lebt, doch über derselben steht in seinen erhabenen Anschauungen von derselben und seinem ihm zur Gewißheit gewordenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, in welchem er als in einer Hütte des Ewigen sicher wohnt, der ihm ein sicherer Helm gegen alle Anfeindungen ist, in welchem er das Schwert des Geistes besitzt, vor dem alle Versuchungen fliehen. Nicht jene natur- und pflichtwidrige Beschaulichkeit des indischen

Pantheismus, welche die Bhagarad-Gita preist*), sondern die hehre Sabbathstille, welche der Geist in den höheren Regionen einer reinen, harmonischen Bildung des Geistes und Herzens**) findet, in Folge deren er zwar von dem Plundersweiler Jahrmarktsgewühl des niedern Lebens sich zurückzieht, den oft verworrenen Lauf der menschlichen Dinge, die wie Flüsse nun einmal nicht gerade gehen, sich zwar nicht befremden läßt, als geschähe etwas Seltsames, nichts desto weniger aber doch unermüdet wirkt, so lange der Tag seines Lebens währet, daß es besser werde und das Reich der Wahrheit und Tugend komme. Nicht die phlegmatischen Naturen der so lieben Politik jenes wohlgenährten Klosterbruders: „Sinere vadere, sicut vadit!“ sondern Vernunft und Gewissen fordern diese Stille des Gemüthes, die in dem Bewußtsein der treu erfüllten Pflicht nicht irre wird, wenn auch die gestreute Saat nicht gedeihen sollte, wie er hoffte, unter den Wirren und Stürmen des Le-

*) Wer den Gliedern der Schildkröte gleich zurückzieht überall
Die Sinne von dem Stoff des Sinnenreizes, dessen Weisheit fest bestehet!

oder:

Wie eine Lampe, frei von Windeswehn, nicht sich regt, deß Gleichniß ist
Der Vertiefte, der, festsinnig, vertieft in Selbstvertiefung sich ꝛc.

**) Blumrode sagt;

Kannst Du im Königspalast der Wissenschaft nicht wohnen,
Gut, so errichte Dir blos genügsam ein freundliches Landhaus,
Denn die Zufriedenheit wohnt nicht immer in königlichen Schlössern,
Wisse, sie zieht oft vor die vertrauliche Hütte der Armuth.

bens aber mit Christus Andern ruhig zuruft: „Ihr Kleingläubigen! warum seid Ihr so furchtsam!“ Wir empfehlen diese höhere Ruhe als ein heiliges Ziel, nach dem wir nicht ernst genug ringen können, wenn unser Leben ein glückliches sein soll. Und — so schwer und schwierig auch im Leben oft die Wahl sein möge, hier greifen wir gewiß nicht fehl, wenn wir unsere Stimme dem Theile geben, der dieselbe begehrt.

Zwei Worte, das eine des alten Seneca, das andere unseres Feuchtersleben mögen, wie hier einen Platz, so in den Herzen der Leser eine Wohnstätte finden.

Der Erstere sagt: „Es giebt nichts Erhabneres, Göttergleicheres, als die Festigkeit des Gemüths, welche die Griechen — Wohlgemuthheit nennen, den Zustand, in welchem die Seele immer und unter allen Verhältnissen des Lebens ihren gleichmäßigen und ungestörten Gang geht, mit sich selbst zufrieden, in ihr Inneres mit Freuden schaut, unter jedem Wechsel des Schicksals stets in dieser Gelassenheit bleibt, ohne sich erheben oder herabstimmen zu lassen. Es kann daher keine Frage wichtiger sein, als die: Wie vermag man es dahin zu bringen? Ist die Gemüthsunruhe das größte Uebel, welches die Menschen beugen kann, so laßt uns wie ein Heer, das, wenn der Feind droht, in einem Vierecke dahin zieht, alle Tugenden nach allen Seiten hin entfalten. Der Weise ist auf jeden Ueberfall gerüstet. Möge ihn Armuth, Leid, Schande, Schmerz anfallen, er weicht keinen Schritt zurück ꝛc.“ „Ich will Dich lehren, wie Du inne werden kannst, ob Du ein wahrhaft Weiser bist: wenn keine unmäßige Hoffnung Dein Gemüth trübt, wenn Tag und Nacht Deine Seele sich gleich ist und Du wohlgemuth und mit Dir selbst zufrieden bist, dann hast Du dieses höchste Gut gefunden. Die Seele des Weisen gleicht der Welt über

dem Monde, die in beständiger Heiterkeit ruht. Ein Weiser ist nie ohne Freude, denn seine Freude entspringt aus dem Bewußtsein der Tugend, die er ehrt. Ohne sie kann man keine wahre Heiterkeit haben. Nur die Freude, welche mit der Gottheit Die genießen, welche ihr nachfolgen, wird nie unterbrochen, hört niemals auf. Zu diesem Zwecke sollen wir aber auch auf Alles gefaßt sein, was kommen kann. Denn was wir kommen sehen, bringt uns weniger außer Fassung, als das, was unerwartet über uns hereinbricht. Aber auch nicht immer das Schlimmste sollen wir denken. Unglücklich ist jedes Gemüth und elend vor der Zeit, das sich immer um die Zukunft quält, denn es wird niemals Ruhe finden und in der Sorge um die Zukunft die Gegenwart verlieren &c."

Der Letztere, Feuchtersleben, sagt: „Aechte Bildung ist harmonische Entwickelung unserer Kräfte. Sie nur macht uns gesund, gut und glücklich. Ist das Auge klar, so ist es auch die Welt, und wenn die Denkart, die Ueberzeugung den Grund zu unserer Stimmung legt, so legt sie auch den Grund zu unserm Wohlsein; unsere Denkart wird die Stütze des Müden, das Ruhekissen für den Leidenden, das Palladium für den noch Gesunden. Man denke die Welt in ihrem Zusammenhange, und der Blick wird sich erheitern. Man fasse die letzten Zwecke in's Auge, und die Uebel der Welt werden sich mindern. Man mache den Beifall der Menschen sich weniger zum Zwecke, und sein Mangel wird uns weniger quälen. Der Egoismus bestraft sich durch seinen eigenen Gesichtspunkt. Man lerne diesen erweitern und große Gedanken haben. Man lerne einsehen, daß das Leben nicht bloß eine Gabe, sondern auch ein Auftrag, eine Vollmacht zu Rechten, aber nur in dem geheiligten Namen der Pflicht, und eine Aufgabe für die Zukunft ist.

Das ist die stille, hohe Gewalt der ächten Philosophie, daß ihr gegeben ist, dem Menschen einen Standpunkt, von welchem er nicht ohne Theilnahme, aber ohne Kampf, aus unangefochtener Höhe herab sieht auf den wechselvollen Strom der Erscheinungen, so daß in der reichen, aber zur Einheit durchgebildeten Fülle des Gemüths ihm die Vergangenheit als heiliges Vermächtniß, die Gegenwart als ein anvertrautes Gut, die Zukunft als ein hoffnungsvolles Ziel einer erkannten Bestimmung erscheint. Nur im Geiste kann das wahre Glück gefunden werden. Selbst in der Klage des unglücklichen Dichters:

> Alles leidet! ich allein
> Soll erhaben über Schmerzen,
> Ueber Gräbern glücklich sein?

liegt für den wahrhaft Weisen ein schöner Trost. Ist es ein Großes, die Energie eines kräftigen Willens zu rechter Stunde zu bethätigen*), so ist es ein noch Größeres, sie zur rechten Stunde aufzugeben ꝛc.**) Thörichtes Preisen und Beneiden des unbewußten Glückes! Nur im Geiste kann das wahre Glück gefunden werden! Wehe, Wehe, dreimal Wehe dem Egoisten! Er wird diese Ruhe, diesen Frieden nicht finden, ob er auch suche nach derselben Tag und Nacht, denn sein Weg geht abwärts, geht hinweg von diesem Ziele!"

So weit die Stimme der genannten Weisen.

---

*) Wie Luther, als er sprach: „Hier steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" so wie, als er sang:

> Und wenn die Welt voll Teufel wär'
> Und wollten uns verschlingen ꝛc.

**) Wie Christus, als er dem Opfertode sich weihte.

Wollt Ihr selbst ihnen ebenbürtig sein oder doch es werden, so folget ihrem Rufe mit vertrauensvoller Zuversicht, daß sie Euch nicht irre führen.

Möget Ihr dann auch finden, daß Ihr, wenn Ihr das bunte Flitterkleid des Lenzes abgelegt, nicht mehr singen möget im frohen Jugend-Chor:

Hoch vom Olymp herab ꝛc.

so werdet Ihr doch in den Männer-Chor einstimmen:

Hoch zum Olymp hinauf laßt Eure Pfade gehen,
Wollt Ihr hier schon wahrhaft glücklich sein,
Nur auf der wahren Weisheit lichten Höhen
Könnt Ihr Euch Eures Lebens freu'n!

Wir schließen mit einem Worte Jean Paul's und Tiedge's:

Der Erstere sagt: „Still blickt der Himmel mit all seinen Sternen auf das Gewühl der Menschen auf Erden herab. Eben so ruhig überschaut dasselbe der Mensch, der sich an Gott hält und seine Weisheit und Stärke vom Himmel schöpft.

Letzterer aber:

Im Menschen wallt und wogt die Gluth der Leidenschaft,
In sanft umgrüntes Ufer hingebettet.
Auf einer Insel wohnt mit Herrscherwürd' und Kraft
Die freigebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überschauen dort die Fluth und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe,
Da herrsche nie die wilde Fluth hinauf,
Denn Wehe der Vernunft! und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraus't und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt.

XXIV.

Das Reisen.

„Nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt das Leben eine Reise ist!“ sagt Jean Paul, der Geist, der so vieles Wahre gesagt auf seiner Reise durchs Leben.

Eine Reise ist nun zwar das Leben jedes Menschen schon an sich, sei es auch, daß er wie der Igel, der Maulwurf, der Hamster, die Spinne, die Schnecke ꝛc. nicht eine Stunde weit von Höhle, Gespinnst und Haus sich entferne. Wollen wir nur auf die Glockenschläge der Thurmuhr hören, oder auf die Sand- und Wasseruhr unser Auge richten, oder den Calender vor uns aufschlagen, ohne Rast und ohne Ruhe, ohne Anhalten, ohne Weilen, Tag und Nacht ziehen wir fürder, wie auf der Eisenbahn oder dem Dampfschiffe Strom abwärts. Wie ein militärisches Commando, das seinem Führer gehorchen muß, legen Hohe und Niedrige, Weise und Unweise, Kinder und Greise, wie mit Stäben in der Hand und Sandalen an den Füßen Abends sich zur Ruhe, um am frühen Morgen schon von Neuem aufzubrechen, 2 Mos. XII, 11. Ja, selbst die Nacht geht die Reise fort und unaufhaltsam weiter!

Siehe, wie in der Aue die eilige Locomotive
Dahinbraust, so ist des Menschen Leben!

Und durch wie verschiedene Gegenden geht diese Reise von einem Jahre zum andern! Nicht nur durch die verschiedenen Jahreszeiten, wenn wir nicht frühe schon heimgerufen werden, durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter des Lebens, sondern auch bald durch freundliche Ebenen und liebliche Thäler, bald wieder durch öde, schaurige Wüsten und Prairien; bald abwärts, daß es lustig anzuschauen, wie flüchtig die Räder dahin rollen, bald steile Höhen hinan, als wandelten wir in tiefer Alpenwelt; über gefahrvolle Pfade zur Rechten und Linken, und wieder schwindelnde Tiefen hinunter, daß man sich einen sichern Führer der Hochgebirge wünschen möchte, wenn die Abgründe immer weiter aufklaffen und es Abend werden will, oder Lawinenstürme sich erheben oder wilder Schneewurf droht; bald unter heiterm Himmel, bald unter Erdbeben, Stürmen und Ungewittern, ohne eine nahe Herberge erspähen zu können; bald im heißen Süden, bald wie am äußersten Norden in alles Leben tödtender Kälte. Vielfach wieder gleicht unser Leben einer Meeresfahrt, obschon unser Auge nichts sieht vom Ocean. Der Tag beginnt oft so freundlich, doch ehe der Mittag kommt, umzieht sich der Himmel, schwarze Wolkenheere breiten sich aus und rüsten sich zum Kampfe. Bald zucken wie Richtschwerter die Blitze hernieder, näher und immer näher rollt der Donner. Noch ist es schwüle Stille, die uns das Athmen schwer macht; doch siehe, schon rauscht es in den höheren Luftschichten und ein Orkan bricht los, daß unter uns der Ocean erbebt. Wir aber denken an die Jünger im galiläischen Meer, wenn unsere Seele glaubt, daß unsere Stunde da ist, daß wir verderben.

Oft geht unser Weg sanft und still unter klarem Sternenhimmel dahin. Wir freuen uns des hellen Glanzes desselben

und des Leuchtens der fernen Sonnen und des Lächelns ihrer Begleiter, wir schauen süß träumend zur Sonne der Nacht, dem sanften Monde empor. Eben so oft müssen wir im finstern Erdenthale aber auch durch schauervolle Mitternächte wallen, in denen kein Stern uns leuchtet, als der heilige Stern des Glaubens in unserm Herzen!

Ueber uns aber — mahnt es wie ferner Chorgesang:

Auf! Pilger! wollet eilen,
Gefahr ist im Verzug.
Wozu das träge Weilen?
Die Zeit enteilt im Flug.
Auf! stärket Euern Muth
Zur Ewigkeit zu wandern
Von einer Kraft zur andern,
Es ist das Ende gut!

Als Pilger wollet wandeln,
Vom Ueberflüss'gen leer,
Viel Tragen, Sammeln, Handeln
Macht unsern Gang nur schwer;
Man trägt sich davon todt.
O gehet abgeschieden,
Mit Wenigem zufrieden,
Ihr brauchet's nur zur Noth!

So ist das menschliche Leben selbst eine Reise. Indessen, so lehrreich auch eine Betrachtung desselben von diesem Standpunkte sein möge: wir sprechen jetzt nicht von dieser allgemeinen, unwillkürlichen Wanderung unseres Geschlechts, auf welcher auch Die begriffen sind, welche ihre einsamen Thäler, ihre entlegenen Berge, ihre stille Scholle, ihre nächtlichen Schachten und Gruben, ihre dumpfigen Comptoire, ihre schwülen Büreaus, ihre prosaischen Rechenstuben, ihre düstern Werkstätten und

wie diese Zellengefängnisse weiter heißen mögen, so zu sagen kaum auf einige Schritte zu verlassen vermögen. Nicht von dieser großen Reise zum Grabe, sondern von den besonderen Ausflügen und Auszügen in nähere oder fernere Länder und Städte, von diesen Abstechern von der großen, allgemeinen Heeresstraße nach rechts und links, über Erde und Meer, wozu ein in jedem Menschen wohnender Wandertrieb auffordert, von diesen besonderen Reisen zur Erholung für Geist und Körper, in Geschäften, zur Erweiterung unserer Kenntnisse ist hier die Rede.

So wenig wir aber auch Diejenigen beneiden können, welche nur als Weltumsegler oder wenigstens rastlose Wanderer nach allen Himmelsgegenden Ruhe finden können, so achten wir doch auch wieder Die für arm und beklagenswerth, denen eine weitere Weltschau versagt ist. Dagegen preisen wir glücklich Die, welchen das Geschick vergönnt, wenigstens einige größere Ausflüge über unsern Planeten zu unternehmen und von Zeit zu Zeit auf kleineren Pilgerfahrten Kräftigung des Geistes und Körpers zu suchen.

Reisen, um die liebe Zeit gemüthlich todtzuschlagen, oder da und dort eine hohle Rolle zu spielen, wie sie oft von geistesarmen Reichen unternommen werden, sind in jeder Hinsicht im besten Falle ohne Werth an sich, ohne Gewinn für Geist und Herz, ohne Frucht für das Leben. Reisende, welche keinen andern Zweck kennen, als in Bädern, großen Städten, schönen Gegenden sich zu „divertiren“ und zu „amüsiren“, wie dieselben gelegentlich sich ausdrücken; Reisende, welche ohne hinlängliches Verständniß dessen, was sie suchen, und ohne die erforderliche wissenschaftliche Vorbereitung, hinaus schweifen über Land und Meer, gleich Irrsternen, welche ihre Bahn nicht finden können;

Reisende, welche von gastronomischen Hôtelkarten sich dirigiren lassen und in ihren Memoiren weiter nichts aufzuzeichnen wissen, als wie sie logirt, wie sie gespeist, wie sie die Bedienung gefunden: solche Reisende können hundertmal den Montblanc erstiegen, fünfzigmal den Orient oder die arktischen Regionen durchwandert, zehnmal die neue Welt besucht haben, ohne irgend Etwas von Werth mit in die Heimath zu bringen, irgend einen höheren Gewinn zu finden, eine höhere Reife des Geistes zu gewinnen, als jener Bauer in einer Bibliothek, wohin er sich verirrt, die er mit den Worten verließ: er habe nicht geglaubt, daß es so große Bücherställe gebe. Plato ging gewiß zu weit, wenn er meinte, um mit wahrem Gewinne Weltschau zu halten, dürfe man vor dem sechzigsten Jahre nicht reisen. Denn, wenn auch für Auserwählte „das Alter nur ein relativer Begriff ist", und die wahre Weisheit, wie der Schnee, nicht vor dem Winter des menschlichen Lebens und vor den grauen Haaren kommt, so ist doch nicht nur in der Regel die Zeit nach dem sechsten Decennium zu kurz, um die gewonnenen Schätze gebührend verwerthen zu können, sondern, wo nicht besondere Veranlassungen vorhanden sind, tritt allmälig die dieser Zeit eigenthümliche Hinneigung zu der Bequemlichkeit ein, welche Pläne zu weiteren Ausflügen nur selten zur Reife kommen läßt.

So viel jedoch ist gewiß, zu frühe Reisen, wie die, auf welche reiche Eltern ihre Söhne gleich nach Vollendung ihres oft sehr unzureichenden academischen Cursus, um diesem die Krone aufzusetzen, ein Jährlein oder zwei Frankreich, die Schweiz, Italien, Griechenland und auch wohl England mit vollen Taschen durchflattern und durchflannern lassen, bringen weder den lieben Eltern, noch den jungen Herren einen

Gewinn, der des Aufwandes an Zeit und Geld werth wäre.

Auch das Collegium practicum, welches auf unsern Ausflügen zur Weltschau uns gelesen wird, und in welchem oft die einzige Stunde mehr kostet, als ein ganzes halbsemesterliches Honorar, fordert Vorbereitung, verlangt Vorkenntnisse, begehrt Fleiß und Aufmerksamkeit im Besuche.

Die eigentliche bleiche Blasirtheit, welche junge Leute, wie die bezeichneten, mit nach der Heimath bringen, ein gehöriges Pack Spiel- und andere Schulden, welche die Frau Mama hinter dem Rücken des guten Vaters zu decken suchen muß, der etwas kräftiger gewordene Schnurr-, Schnauz- oder Knebelbart mit einem nach Pariser Façon getragenen Augenzwicker, eine routinirtere Weise im Fordern und Befehlen u. s. w. sind ein Preis, den Einsichtsvolle schwerlich hoch anschlagen werden.

Außerdem gilt in England der Glaube, daß ein zu langer Aufenthalt auf Eisenbahnen, Dampfschiffen und auf Postwagen — dumm mache.

Die beste Zeit zur Weltschau in weiterem Umfange möchte nach unsern gegenwärtigen Verhältnissen zwischen 30 bis 40 Jahren liegen, wobei wir übrigens nicht nothwendig an jene größeren Züge und Ausflüge denken, welche nur Sache Derer sein können, die durch ihren Beruf dazu Veranlassung haben. Wie die Dichter übrigens, so müssen auch Weltumsegler „geboren" werden, und dazu sind, nach dem natürlichen Bedarfe unseres Geschlechts, nur Wenige nöthig.

Uebrigens — so wahr es auch ist, daß Leute, die ihre Schwelle und Scholle gar niemals verlassen haben, eben so

wenig, als unsere Astronomen mit allen ihren herculischen Instrumenten von der Sternenwelt einen lebendigen Begriff sich bilden können aus dem einfachen Grunde, weil ihnen alle eigene Anschauung gebricht: so ist doch andererseits wieder nicht zu leugnen, daß der wahrhaft Gebildete, der auch nur einige fremde Städte und Gegenden gesehen, bei den gegenwärtigen reichen Hülfsmitteln der Welt- und Menschenkunde, wenn er mit diesen stille Geistesausflüge macht, unbedenklich in viel höherem Sinne sagen darf: er habe die Welt gesehen! als Der, der ohne die erforderliche Bildung und ohne Gebrauch dieser Hülfsmittel an allen Orten und Enden nur seinen Namen in Fremdenbücher gezeichnet hat. Reisen, wie die alten Weisen machten und machen mußten, sind unseren Gelehrten und Gebildeten nicht mehr Bedürfniß. Denn Recht hat unter den angedeuteten Voraussetzungen der Ausspruch eines Weisen, welcher sagt: „Nur Der, welcher wahrhaft die Geschichte kennt, kann in Wahrheit behaupten, er habe die Welt umsegelt!" die Gesammtgeschichte nämlich, also auch die Geschichte der Natur, der Wissenschaften und der Künste u. s. w.

Die Reisen, von denen wir insonderheit und vornehmlich hier sprechen, sind natürlich die Reisen für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke, wie zur Erholung, deren namentlich Die, welche durch ihren Beruf mehr oder weniger an ein Zellenleben gewiesen und gefesselt sind, dringend bedürfen, und nirgends sicherer und voller finden. Denn das bedarf nicht erst des Beweises, daß, wie A m m o n sagt: „solche Reisen ein durch Nichts zu ersetzendes Mittel sind, unsere Welt- und Lebensanschauungen praktisch zu erweitern und sichere Kenntniß der Menschen zu lehren, nach längere Zeit anhaltender Arbeit den Geist zu zerstreuen, den Körper zu kräftigen, frohen

Lebensmuth zu erwecken, uns in weiteren Kreisen mit der Welt in lebensvolle Beziehung zu setzen und diese zu erhalten, endlich aber vor einem vorzeitigen Altern des Geistes zu schirmen und somit unsere Glückseligkeit zu erhöhen."

„Der Mensch, dessen Geiste die Gottheit Schwingen des Adlers gab, kann nicht in finstern Höhlen ein zufriedenes Dasein führen."

Wenn wir nicht irren, besteht in Upsala eine Stiftung, aus welcher jeder der Professoren der Universität jährlich eine Summe zu einer Ferienreise für den Fall erhält, daß er eine solche wirklich unternimmt, in Folge dessen natürlich die Herren meist reiselustig sind. Wäre es möglich, daß eine solche Einrichtung in allen gebildeten Staaten für alle Beamte, für Geistliche, für Lehrer getroffen werden könnte, welch gar viel Herrlicheres würden diese Priester der Humanität in ihrem Wirkungskreise leisten! Derer, die, weil ihnen die Mittel fehlen, ohnerachtet der Reiselust, die mit jedem neuen Frühling in jeder Menschenbrust erwacht und zum Aufbruch treibt, unter dem Staube ihrer Acten, in der Abgeschiedenheit ihrer Expeditionen, in ihren Schulstuben frühzeitig verkümmern und absterben, wie eine Pflanze im Keller, es sind gar viel mehrere, als man gewöhnlich glaubt. Schiller sagt: „Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte reicht nicht hinauf in die höhern Lüfte!" und Montaigne bemerkt: „Das Reisen ist eine sehr nützliche Uebung, denn während desselben ist der Geist in beständiger Thätigkeit, neue und unbekannte Gegenstände zu bemerken und es kann keine bessere Schule geben, als die große Verschiedenheit anderer Lebensweisen, Sinnesart und Gebräuche kennen zu lernen und auf diese Art eine ununterbrochene Mannichfaltigkeit von Formen unserer Natur zu

kosten. Der Körper ist dabei weder müssig, noch wird er zu sehr angestrengt, und diese leichte Bewegung erhält ihn in Athem. Die Erfahrung lehrt, daß ununterbrochene Gegenwart bei weitem nicht das Vergnügen gewährt, welches man bei wechselseitigem Scheiden und Wiederzusammenkommen empfindet. Die Unterbrechungen durch Reisen erfüllen uns mit neuer Liebe gegen die Unsrigen ꝛc.'

Bekanntlich waren im Alterthume gar viel weitere, größere Reisen, als wir in der Gegenwart machen, auch Seitens der größten Weisen an der Tagesordnung. Wir gedenken, abgesehen von den Wanderungen ganzer Völker, nur der Heirathsreisen des Erzvaters Jacob und des Sohnes des Tobias; des griechischen Odysseus, den Homer als einen „Vielgewanderten, der entlegene Städte und Gegenden gesehen", glücklich preist; eines Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles ꝛc., welche auf langen, in damaligen Zeiten eben so beschwerde- als gefahrvollen Zügen nach Aegypten ꝛc. ihre hohe Weisheit suchen mußten; wir gedenken der weiten Reisen römischer Männer der Wissenschaft; wir gedenken der ungeheuren Reisen der Kaufleute des Alterthums über weite Meere und Wüsten nach fremden Welttheilen; der großen Reisen, welche im Mittelalter meist in Caravanen zu Pferde auf den schlechtesten und unsichersten Wegen die Jünglinge nach den Universitäten in Spanien und Italien, später nach der Sorbonne in Frankreich machen mußten, welche sich höheren Studien widmen wollten; wir gedenken der zahlreichen Reisen Luthers und Melanchthons, die gute Reiter waren; der Fußreisen Seume's, der mit Stab und Ränzlein, wie ein Wanderbursche, gen Syracus ziehet: wir gedenken der großen Wanderzüge, die fast alle jungen Handwerker erst absolvirt haben mußten, ehe sie Meister werden

konnten; wir gedenken der heute noch bestehenden Pilgerfahrten in der römischen Kirche nach entlegenen heiligen Orten und der Reisen der Kaufleute nach entlegenen Messen vor dem Bau der Chausseen, wo in Deutschland die Wege so beschwerlich und gefahrvoll waren, daß die von Nürnberg gen Leipzig ziehenden Handelsherren vor ihrer Abreise immer erst ihren letzten Willen errichteten, während jetzt zärtliche Ehemänner, ohne daß die gnädige Frau es ahnt, Nachmittags vorher von Berlin nach Leipzig oder von Leipzig nach Berlin, nach Psalm XC, 10, eilen, um des andern Morgens der neugierig rathenden treuen Geburtstägerin das modernste Gratulationsgeschenk unterthänig zu Füßen zu legen.

Schwerlich dürften unter unsern geschniegelten und gebügelten Promenaden-, Salon-, Tabled'hôte-, Thee-, Concert- und Theater-Heldensöhnen viele sich finden, welche mit jenen mittelalterlichen Reisegestalten Concurrenz zu halten hinreichenden Fond in sich fänden.

Das Reisen ist übrigens durch den erhabenen Lehrer des Christenthums selbst geheiligt, welcher fort und fort zur Verkündigung des Evangeliums aus einer Gegend des heiligen Landes in die andere zog, Apostelgesch. X, 38. und seinen Jüngern befahl: „Gehet aus in alle Welt rc." Marc. XVI, 15.

Eines der erfreuendsten Zeichen unserer Zeit ist die nicht in Abrede zu stellende Thatsache, daß seit der immer weitern Verbreitung der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt und des dadurch erleichterten Verkehrs die Reiselust jährlich in ungeheurer Progression Propaganda macht.

Wie die Orientalen ihr Mekka und Medina haben, wohin jährlich Züge von vielen Tausenden ziehen, so ergreifen bei uns Abendländern mit jedem neuen Frühlinge größere Schaaren

den Pilgerstab, um eben so bequem als schnell in Bädern, in schönen Gegenden Deutschlands, der Schweiz, Italiens ꝛc., wie die Henne, nachdem ihre Kraft erschöpft, neue geistige und körperliche Brütkraft für den stillen Winter und sein Zellenleben zu suchen und dann gewiß zu finden, wenn wir am Altare höherer Weltanschauung in dem ewigen Dome der Natur weilen, vor dem die Peterskirche in Rom, und der Straßburger Münster, und der Cölner Dom, und alle Kirchen und alle Dome und alle Münster nichts sind, als winzige — Kapellchen. Es ist, wie Matthisson sagt: In der Natur! ja

Hier Freiheit! blüht dein mütterlicher Boden, hier weilest du!
Hier wohnt Zufriedenheit! hier weht der Odem der Seelenruh'.
Hier träuft ein steter Himmelsthau von Freuden auf Hain und Flur.
So lang ich bin, soll nichts von dir mich scheiden, Natur, Natur!

Nun — nur noch ein kurzes Wort über das Thema!

Vergönnt Euch, liebe Leser! das Geschick, wie ja auch die Zugvögel ihre Zelte abbrechen und ihre Züge beginnen, jährlich, wenn der Frühling kommt oder der Herbst, aus Euren Zellengefängnissen, den mit schwerer Atmosphäre gefüllten Weltstädten, diesen mächtigen Wäldern von Häusern, Straßen und Gassen, oder der einsamen Burg oder des entfernten Landhauses oder Meierhofes hinaus zu fliehen und zu flüchten in die freie, schöne, herrliche, lebensvolle und geist- und herzbelebende Gottesnatur, und wäre es blos auf Wochen und Tage, dahin, wo man reine Luft und helles Wasser trinkt: so versäumet es nicht. Christus selbst an der Spitze, suchten und fanden die größten Geister aller Völker, die gefeiertsten Weisen aller Zeiten, die Edelsten unseres Geschlechts ihren höchsten

Genuß, ihren vollsten Frieden, ihren kräftigsten Trost, ihre freudigste Kraft in der Natur.

Wären Euch weitere, größere Ausflüge in ihre heiligen Hallen aber nicht vergönnt, so versäumt wenigstens nicht größere Spaziergänge; so besuchet desto fleißiger Eure Gartenlauben und laßt auf den Fittigen guter Reisebeschreibungen Eure Seele hinaus eilen; so lasset Euch empfohlen sein die hohen Naturstudien, von denen Baco von Verulam rühmt: „Die oberflächlich betriebene Wissenschaft der Natur führt uns von Gott ab, die tiefere Forschung in ihr zu ihm zurück!“

XXV.

Das Schicksal.

Obgleich wir, wohin wir auch gehen mögen, täglich vom Schicksal singen und sagen, bald dasselbe preisen, bald über seine Fügungen weinen und klagen hören, ja mit demselben oft selbst genug zu thun haben oder noch haben werden: so schwierig ist es doch, eine genügende Auskunft zu finden über das, was genauer besehn, unter dem Worte zu verstehen. Und es wäre keine Unmöglichkeit, daß es demselben irgendwo ginge, wie Schiller's „Mädchen aus der Fremde", auf welches, als er das Gedicht gelesen, ein Maire als auf eine wenigstens höchst verdächtige, nicht unwahrscheinlich gefährliche Weibsperson ein polizeiliches Treiben verfügte.

Der alte Stoiker Chrysippus erklärt das Schicksal für „die ewige und unabänderliche Verkettung der Dinge, welche ohne Rücksicht auf das Verhalten des Menschen mit ihren Folgen sich fortwälzt."

Solger ruft nach dem Griechischen:

> Die gewaltigen, unendlichen
> Unentfliehbaren Rathschlüsse mit
> Diamantenem Weberschiff webt
> Ewig das Schicksal!

Ortlepp seufzt:

Wer bist du, nachtumhülltes Wesen,
Das schreitet mit Gigantenschritt?
Das blüh'n läßt hier und dort verwesen,
Despotisch herrscht, wohin es tritt?
Noch nimmer hab ich dich geschaut
Von Angesicht zu Angesicht!

— — —

Kalt scheinst du, gleich des Eises Masse,
So theilst du Schmerz und Freude aus,
Machst, daß ein Teufel lach' und prasse,
Ein Gottmensch wein' im Höllengraus.
Gleichgültig scheinst du; doch wer siehet,
Ob du uns gern zu Boden drückst?
Ob deine Brust nicht liebend glühet,
Wenn du auch noch so finster blickst?

W. v. Humboldt klagt:

Die Wolken hin und her am Himmel gehen,
Und bald sich trennen, bald zusammenziehen,
In lichten Farben bald hellfunkelnd glühen,
Bald schwarz wie Nacht, wie Schnee bald flockig stehen.

So auch die Menschen sich im Wirbel drehen
Im bunten Erdenschmuck, wie Pflanzen blühen,
Sich ohne Ursach suchen und dann fliehen
Wie Spreu, bewegt von leichtem Windeswehen!

Doch durch des irrlichtgleichen Haufens Mitte
Der Götter ew'ges Schicksal ernsthaft schreitet,
Nicht achtend auf ihr launenhaftes Wollen,
Nicht Jammerklage gilt, nicht fleh'nde Bitte,
Es herrisch Jeglichem sein Loos bereitet,
Und Jeder muß dem Mächt'gen Ehrfurcht zollen!

Folgen wir, wie die Materialisten, blos unsern Sinnesanschauungen, so können wir das Schicksal, hier gleichbedeutend mit Verhängniß, nur eine dunkle Macht nennen, welche unter

den verschiedensten Gestalten, bald also als holde Morgenröthe, bald als verheerender Orkan, bald als Bogen des Friedens, bald als finsteres Ungewitter oder zerstörende Sandhose, bald als Bote des Glücks, bald als Verkündiger schmerzlichen Wehes, bald als Engel der Gnade, bald als schreckender Dämon über die Erde, durch das Völkerleben, durch das Leben jedes Einzelnen, durch Paläste und Hütten, oft als Gericht Gottes, oft aber auch gemeinen oder vornehmen Schuften wie zum Spott Heil spendend, den Frommen dagegen den Kelch bitterer Schmerzen reichend also unablässig auf- und nieder wandelt, daß, wie Seneca sagt, „der, welcher es noch nicht gesehen, wohl bedenken soll, daß er es schon noch sehen werde."

Von diesem niederen Standpunkte erscheint uns das Schicksal als ein höheres, übermenschliches, göttliches, ja über den Göttern und Gott selbst stehendes, dämonisches, eine öde, schauervolle, blinde Nothwendigkeit oder vernunftlose Willkür repräsentirendes Wesen, mit dem oft siegreich zu kämpfen dem Menschen vergönnt ist, dem er jedoch weit öfter und zuletzt unbedingt unterliegt. Und hierinnen beruht das ganze Interesse, welches das Trauerspiel, solche Kämpfe und den sittlichen Sieg des Menschen über das Schicksal darstellend, auch wenn der Kämpfende unterliegt, allen Ständen und jedem Alter einflößt.

Dies die altgriechische Schicksalsvorstellung, welche, weil es außer derselben ein Trauerspiel nicht geben könnte, im Interesse der sinnlichen Anschauung eines dem Menschen oft unerklärlichen höheren Waltens die Poesie bisher fest gehalten hat und nothwendig zu allen Zeiten festhalten wird. Diese sinnlich-ideale Schicksalsvorstellung fand inzwischen außerdem einen bedeutenden Anhaltepunkt in den abergläubischen Dogmen der

lange Zeit mit cäsarischer oder sultanischer Machtvollkommenheit wie ein Paschalik die gebildete Welt beherrschenden vermeintlichen Wissenschaft, die in den Sternen und ihren Con- und Disjuncturen magisch verzeichnete Beschlüsse des Verhängnisses über ganze Völker und Zeiten, wie über jeden Einzelnen fand und zu entziffern suchte*), so wie in der nach langem Grabesschlummer in dem Spinozismus wieder erstandenen reformirten Kirche und in der zum Bürgerrecht gelangten Anschauung der Vorherbestimmungs- oder Prädestinationslehre, welche den ersten Artikel des Koran und der rechtgläubigen Moslemins über dem Kreuze Jesu mit solchem Erfolge aufzupflanzen wußte, daß es auch außer der evangelischen Kirche noch heute in allen Ständen zahllose Fatalisten oder Schicksalsgläubige giebt.

Indessen, wie auch diese Schicksalsanschauung unsern fünf Sinnen sich empfehlen möge, mit der höhern religions-sittlichen Weltanschauung und dem in seinem Geiste aufgefaßten Christenthume steht sie in einem so entschiedenen Widerspruche, daß diese höchste Instanz sie als eines jener gespenstischen Gebilde des Wahnglaubens verwerfen muß, die selbst am hellen Mittage da umgehen, wo das Licht höherer Gotteserkenntniß die ägyptische Finsterniß des Geistes noch nicht zerstreut hat.

Ist es auch wahr, daß das Walten der sogenannten Verhängnisse vielfach als ein Schalten der empörten Naturkräfte im Sturm, Ungewitter, Erdbeben, Krieg und Sterben ohne alle sittliche Zwecke auftritt, ja, wenn seine Schrecken vor dem Hause des Gottes spottenden Frevlers vorübergehen, und über

*) S. d. Vrfs. Abracadabra oder die geheimen Wissenschaften ꝛc. Weimar, B. F. Voigt, 1836.

dem Haupte eines edlen Hiob oder Tobias sich entladen, vielfach einer Weltregierung geradezu Hohn zu sprechen scheint: so ist doch nachweisbar wieder keinen Augenblick zu verkennen, daß die Geschicke eben so oft Folgen des sittlichen oder unsittlichen Verhaltens der Menschen sind und sich als göttliche Strafgerichte zu erkennen geben.

Dabei widerstreitet die Annahme eines blinden Ohngefährs oder Zufalles eben so wohl der Freiheit des Willens, die der Mensch in seiner Zurechnungsfähigkeit in sich als heilige Thatsache findet, wie der Forderung der Vernunft, die durchaus ein höchstes, intelligentes, sittliches und unbeschränktes Wesen, einen Gott, eine Weltregierung und eine Vorsehung aus den unwiderleglichsten Gründen zu glauben sich gedrungen fühlt, und würde, allgemein verbreitet, wie alle Religion, so alle Tugend aufheben.

Indem wir in Folge dessen den Glauben an ein von Gott als höchstem Weltgeiste unabhängiges oder über demselben stehendes blindes Fatum nothwendig verwerfen müssen, werden wir eine Erfahrung, Sinnenanschauung und Vernunft befriedigende Lösung des Problems darin finden, daß wir mit Minucius Felix in dem Schicksale diejenigen Schickungen erkennen, welche Gott theils unabhängig von dem menschlichen Verhalten, theils abhängig von demselben über Jeden beschlossen hat, in den ersteren bald Unvollkommenheiten der Erde, bald Mittel zur Erziehung des Menschen zu sittlicher Vollkommenheit, in letzteren dagegen Belohnungen und Strafen erblicken, so daß die Schicksale ein Werkzeug der göttlichen Fürsehung bilden, über deren dunkle Wege die heilige Schrift unter Hinweisung auf die Ewigkeit den frommen Verehrer der Tugend mit der Verheißung tröstet: „Des Herrn Rath ist wohl oft

wunderbar, aber er führet endlich Alles herrlich hinaus! Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Ohne Trübsale kann der Mensch, weil er sonst in der Sinnlichkeit untergehen würde, nicht zum Reiche Gottes eingehen. Ein ungestörtes Glück wäre eben so unerträglich, als ein Gastmahl ohne Ende oder ein Sommertag ohne Nacht. Wie unser Erdenleben beschaffen und unsere Natur organisirt ist, erhalten Leiden unsere Empfänglichkeit für neue Freuden, sind vielfach eine Quelle derselben, wecken die edelsten Kräfte zur Thätigkeit, bewahren vor dem Laster des Stolzes und Uebermuthes, ziehen den Geist himmelwärts, beleben wie Menschenliebe so ein edles Trachten nach Tugend überhaupt dergestalt, daß der Weise Gott nicht blos für die ihm geschenkten Freuden, sondern auch für die über ihn verhängten Leiden dankt, wie ein christliches Lied uns singen lehrt:

Gott segnet auch durch Leiden,
Gott segnet auch durch Schmerz.

Sinnig erzählt ein, wie es scheint weniger, als es verdiente, bekanntes, sehr lehrreiches Gleichniß von einem Manne, der, nachdem er sich, wie Hiob, im Forschen nach den geheimen Absichten dunkler Fügungen in immer tiefere Zweifel an Gott verloren hatte, endlich um die Gnade näherer Enthüllungen inbrünstig anrief, und dessen Gebete Gott erhörte. Denn als dieser Zweifler kurz darauf eine Reise von mehreren Tagen antreten mußte, gesellte sich bald ein anderer wohlgekleideter Wanderer zu ihm, und, da sich ergab, daß dieser denselben Weg zu ziehen beabsichtige, beschloß der erstere, denselben zu seinem Gefährten um so mehr zu wählen, als dieser berichtete, daß er nicht nur des Weges hinlänglich kundig sei, sondern

auch auf allen Stationen Freunde besitze, bei welchen sie übernachten könnten.

Als die beiden Wanderer zum Abend zu der ersten Station kamen, sahen sie sich höchst gastlich aufgenommen und bewirthet, so daß es ihnen gar wohl gefiel. Als sie indessen des andern Morgens fürder zogen, sah der erste Wanderer, daß sein Gefährte einen silbernen Becher zu sich genommen hatte, der in dem Zimmer gestanden, wo sie übernachteten.

Es fiel ihm das wohl auf, indessen unterließ er jede Aeußerung darüber, wunderte sich aber desto mehr, als sie am Abende zu der zweiten Herberge kamen. Der angebliche Gastfreund nahm die Wanderer nur unter Murren und Schelten auf, wies ihnen eine elende Kammer mit einem harten Strohlager zur Schlafstätte an und bot ihnen kaum einen Bissen Brotes. Gleichwohl, als sie am andern Morgen aufbrachen, nahm der Begleiter den Becher, den er bei dem ersten und so edlen Gastfreunde mit sich genommen, und bot denselben diesem Manne zum Geschenke.

Noch Schlimmeres ereignete sich am dritten Tage, als abermals ein freundlicher Wirth die Wanderer herzlich willkommen hieß und Alles aufbot, ihnen Gastfreundschaft zu erweisen. Denn — als sie andern Tages wieder ihre Wanderstäbe ergriffen, legte der Begleiter heimlich Feuer in dem Hause an, das bald in hellen Flammen emporloderte und das ganze Gehöfte in einen Aschenhaufen verwandelte. Nur mit Mühe vermochte der erste Wanderer es jetzt über sich, seinen Gefährten nicht zur Rede zu stellen.

Indessen das Schrecklichste sollte jetzt geschehen. Als sie nämlich nochmals ihre Tagereise beschlossen, fügte es sich, daß sie wiederum in dem vor ihnen liegenden Hause auf das

Herzlichste aufgenommen wurden und so gute Leute fanden, daß am andern Morgen der Vater ihnen seinen einzigen Sohn mitgab, daß er ihnen ihre Reisesäcke ein Stück trage. So kamen sie an einen tiefen und rasch dahin rollenden Strom, über welchen nur eine schmale Brücke führte. Als sie aber auf der schwankenden Mitte derselben angekommen waren, nahm der Reisegefährte dem Knaben die Sachen wieder ab und — stieß denselben in das Wasser hinab, wo er augenblicklich von den Wellen verschlungen wurde.

Hier konnte aber der Wanderer sich nicht länger halten. In überbrausender Entrüstung rief er: „Nun auch keinen Schritt weiter mit Dir, Schändlicher, oder Du Satan selbst, der Du bist! Weiche von mir, Frevler! daß nicht mit Dir auch mich die gerechte Strafe des Himmels treffe!“

Ruhig indessen hörte der Gescholtene Alles an, seine Gestalt aber verklärte sich sichtbar, sein Mund aber sprach: „Siehe! was zürnest Du? Hast Du nicht Gott gebeten um tiefere Blicke in sein so oft geheimnißvolles Walten? Dein Begehr ist jetzt erfüllt worden. Siehe, ich bin einer der Geister, die Gottes Befehle ausrichten auf Erden. Vernimm denn! der Becher, den ich bei unserm ersten edlen Gastfreunde mit mir nahm, war vergiftet, und es würde derselbe, sobald er seine Lippen benetzt, unfehlbar den Tod getrunken haben. Der ungastliche, harte Mann sollte zur Strafe seiner vielen Frevel endlich sein: „Bis hierher und nicht weiter!“ trinken. Der treffliche Mann, bei dem wir am dritten Abend ein gastliches Dach fanden, ist — arm. Unter seinem Hause jedoch liegt ein großer Schatz begraben. Ich zündete ihm das Haus an, damit er zum irdischen Lohn für seine Tugend unter dem Schutte denselben finde. Wenn ich endlich den Sohn des liebevollen

Gastfreundes der letzten Nacht in die Fluthen stieß, so geschah es darum, weil dieser Knabe bei der besten Erziehung doch später seinen Eltern das bitterste Herzeleid zugefügt haben würde.

So sprach der Engel und verschwand.

Sehr treffend mahnt in dieser Hinsicht Emil George, indem er singt:

Es zieht das Schicksal durch das Menschenleben,
Indem es oft die schönste Saat verheeret,
O lerne dann Dich in den Grund ergeben:
Es zürnet nicht, wenn es ein Glück zerstöret,
Und, seine großen Zwecke anzustreben,
Nicht viel an Deine kleine Welt sich kehret!

In gleichem Geiste giebt Tiedge zu bedenken:

Fürwahr! die Hand, die unter Blüthendecken
Uns hinführt in den Hain der Lust,
Wirft auch den Sturm an unsre Brust,
Vom dumpfen Sinnentraum den Geist emporzuschrecken.
Mit welchem Druck sie uns berührt,
Es ist die Hand der Liebe, die uns führt!

Eben so Sailer: „Schicksal ist dem Weisen in seiner menschlichen Sprache: Wille der unwandelbaren Liebe!" Wenn derselbe Denker anderweit aber hinzufügt: „Sein Schicksal bildet der Mensch selbst und seinen Menschen bildet das Schicksal! So umarmen sich Freiheit und Nothwendigkeit!" so ist das Erstere nur halb wahr. Denn seine Schicksale selbst zu leiten, vermag kein Sterblicher. Und die Folgen seiner Handlungen sind, genauer besehen, nicht Schickung, sondern Belohnung des Verdienstes oder Strafe der Schuld, wie namentlich Wieland anerkennt, wenn er sagt:

Des Schicksals Zwang ist bitter!
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entzieh'n, wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden!

Indem die Schicksale sowohl Anderer als des eigenen Lebens offenbar in der Hand der Vorsehung ein Mittel zu unserer sittlichen Erweckung sein sollen, dieselbe aber gleichzeitig in den Menschen den Trieb und die Macht gelegt hat, viele Uebel des Lebens von sich abzuwenden, ja ihm unzählige Hülfen dazu an die Hand gelegt: so kann es selbst nach der heiligen Schrift, 1 Cor. XVI, 13., Hebr. XII, 3., nicht der Wille Gottes sein, daß wir widrigen Geschicken, wie die Mohamedaner, uns kleinmüthig oder gefühllos unterwerfen, sondern durch alle gestatteten Mittel gegen sie um so mehr ankämpfen, als tausendfache Erfahrungen beweisen, daß standhafter und entschlossener Muth im Bunde mit Wissenschaft und Weisheit der Uebel viele zu besiegen vermag.

Mit dem Schicksal mußt Du ringen,
Soll es Dich nicht bald bezwingen,
Willst Du nicht erliegen,
Schicksal treibt's nach Satans Weise
Auf der ganzen Lebensreise,
Wer flieht, den wird's besiegen.

E. Ebert mahnt in gleichem Sinne:

Zu ringen mit den Mächten,
Die Unheil uns bereiten,
Das ist dem Mann, dem ächten,
Oft ein willkommen Streiten.

Erlöst vom langen Krampfe,
 Wie wird die Brust erweitert,
Im freien, offnen Kampfe
 Die rechte Kraft geläutert!

Doch ruhig still zu liegen,
 Vom Schicksal längst gerichtet,
In Stumpfheit uns zu wiegen,
 Bis uns ein Schlag vernichtet,

Zu harren, Schmerz verhehlend,
 Bis uns der Schmerz zerquäle,
Das ist das größte Elend
 Für eine Männer-Seele.

Im Glücke — Demuth, damit nicht die bösen Geister des Stolzes, des Geizes, der Wollust, der Gottvergessenheit ꝛc., die dort uns umschweben, Gewalt gewinnen über uns: im Unglücke — Muth und Seelenstärke!

Erst, wenn alle Mittel vergebens erschöpft sind, welche die Klugheit aufsuchen konnte, und die Religion und Moral gestatteten, erst dann — ein Fall, der auch dem Glücklichsten am Ziele seines Lebens sicher bevorsteht — erst dann darf unter getrostem Aufschauen zu dem Jenseits himmlischer Verheißungen stille Ergebung in Gott eintreten, wie Jesus in seinen Leiden und seinem Tode uns ein Vorbild hinterlassen hat und wie wir solche würdevolle Fügung in das Unvermeidliche, welches von höherer Hand kommt, wie bei Sokrates, als er den Giftbecher trank, bei allen Weisen des Heidenthums und der späteren Jahrhunderte finden.

Sogar von einem bloßen Kinde der Natur, von einem amerikanischen Wilden, wird Folgendes erzählt: Ein greiser Häuptling fuhr im schwachen Kanot auf dem breiten Strome eines Landes hinab, um tief unten zu landen und einen

Freund in einem andern Stamme zu besuchen. So hell und klar der Himmel am Morgen einen heiteren Tag ankündigte, so stieg doch bald ein so fürchterliches Gewitter auf und entlud sich über ihn, daß er unter dem anbrechenden Orkane von den Wogen verschlungen zu werden fürchtete. Indessen, seiner Kenntniß der Stromfahrt sich bewußt, ergriff er ruhig das Ruder, um desto kräftiger das finstere Geschick zu bekämpfen und bekämpfte es lange siegreich. Allein, da er wahrnahm, daß er einer gefahrvollen Stromschnelle so nahe war, daß die Kreise derselben sein Fahrzeug faßten und mithin jeder Widerstand vergeblich sei, legte er ruhig sein Ruder nieder und war nach wenig Augenblicken in Wellen und Wogen verschwunden.

Willst Du glücklich sein, nämlich so weit es hier auf Erden möglich ist, so erwäge nicht nur die hier vernommene Lehre, sondern bewahre sie auch als einen kostbaren Schatz in Deinem Herzen für Deine künftigen Tage. Du möchtest ihres Trostes bedürfen.

Denn, was jenen drei Prinzessinnen der alten französischen Kaiserzeit widerfuhr, Freundinnen gleichen Alters, reich an Anmuth und Glücksgütern, als sie zu derselben Zeit sich verheiratheten, und vor ihrer Trauung an demselben Abende noch einmal in heiliger Stille zusammen kamen und, nachdem sie unter lieblichen Hoffnungen gegenseitig ihre Herzen ausgeschüttet, sich versprachen, so Gott wolle, nach zehn Jahren an diesem Orte des Tuilerien-Gartens und zu gleicher Stunde sich wieder zu treffen, aber als dieser Tag und diese Stunde kam, die eine lange schon im Grabe ruhte, die andere als Wittwe und die dritte als entthronte Königin erschien: das ist allen Erdenpilgern zur Lehre und zum Vorbild geschrieben, denn das ist der allgemeine Gang des Schicksals.

„Es ist", wie **Young** sich ausdrückt, „ohne die Aussicht in der Ewigkeit um uns nichts, als Schein und Oberfläche, ein fruchtbares Feld voll blühender und — getäuschter Verheißungen. Eine Wildniß, die mit Zweifeln labyrinthisch durchflochten und an scharfen Dornen reich ist, ein tobender Ocean, mit verwegenen Abenteurern bedeckt, welche ihr Alles zu Schiffe gebracht haben und denen doch keine zweite Hoffnung mehr übrig ist rc."

Thränen bitterer Täuschungen werden nicht blos in Hütten, sondern auch in Palästen und auf Thronen geweint. Auf Hiob's Tage, Gethsemane's Nächte kann Jeder, der die Erde betritt, eben so gewiß rechnen, als der Schiffer auf Sturm, der Pilger in der Wüste auf die Schrecken der heißen Zone und der Nordpolfahrer auf die Schauder des Eismeeres.

Krankheiten, Sorgen um die Unsrigen und uns selbst, Verkennung und Zurücksetzung, Falschheit und Undank, Haß und Verfolgung, schmerzliche Verluste, Mißlingen der wohlüberlegten Unternehmungen, Krieg, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuer, tief erschütternde Todesfälle, die Beschwerden des Alters, der Tod, — und wann könnten wir ein Ende finden, wollten wir im Allgemeinen nur die vornehmsten Classen der Trübsale nennen, welche mit dem Erdenpilger von seiner Geburt an bis zum Grabe ziehen als seine Begleiter bei Tag und Nacht, ohne daß Jemand dem ihm bestimmten Theile seines Kreuzes entfliehen könnte, wäre er auch zehnmal weiser als Salomo und alle Weisen dieser Erde, und hundertmal mächtiger, als Nebucadnezar!

Ueberall und unter allen Umständen müssen wir uns gefaßt halten, daß auf den nach Unwettern anbrechenden neuen

Sonnenschein neue Stürme folgen und kein Erdenpilger eher, als im Grabe, vollkommen Ruhe finden werde.

Und so ist das Leben keine Lustparthie auf Gondeln in sanftem Mondschein, bei Sang und Klang, bei Lust und Jubel, bei Scherz und Freude, sondern eine gar verhängnißvolle, gefahrreiche Reise, vielfach böse Fahrt, deren Straßen bald bergauf, bald bergab führen, bald wohl durch sonnige Matten und paradiesische Thalgründe, aber dann gewiß wieder durch tief schaurige Schluchten, durch sturmvolle Wetternächte, durch glühende Wüsten voll täuschender Luftspiegelungen zur Rechten und Linken, durch wilde Prairien, wo man alle Augenblicke von wilden Bestien zerrissen oder von Schlangen verwundet zu werden fürchten muß. Und da ist weder Aufhalten noch Zurückbleiben, wenn uns der Weg nicht gefällt, der Muth sinkt, die Kraft nachläßt, dem Herzen bange wird. Weiter! weiter! ruft's wie Commandowort der weiland großen Armee, und Jeder muß gehorchen, wie ein wohlexercirter Grenadier der alten Garde, und wollte er nicht, er würde mit fortgezogen von dämonischer Gewalt, wie die Welle von der Welle getrieben wird. Und geht unser Pfad sanft nieder, ist er umkränzt von blühenden Hügeln, lächelt die Sonne freundlich zu uns nieder, wir werden dessen um so weniger froh, als wir wissen, daß es jeden Augenblick anders werden kann, als es am frühen Morgen war, und wir tausendfach es erfahren haben, daß auf Freude immer der — Schmerz wieder folgt.

Als Philipp von Macedonien zu gleicher Zeit die Nachricht empfing, daß Olympias ihm einen Sohn geboren, seine Wagenlenker in den olympischen Spielen gesiegt und sein Feldherr Parmenio die Dardaner geschlagen habe, rief er mit empor-

gehobenen Händen: „O Schicksal! Setze einen mäßigen Verlust dagegen!“ Denn er meinte, das Schicksal könne auf so großes Glück neidisch sein und bald eben so großes Unglück folgen lassen.

Theramenes, einer der dreißig Tyrannen in Athen, der bei dem Einsturze eines Hauses, in welchem er ein glänzendes Gastmahl hielt, glücklich dem Tode entgangen war, sprach zu Denen, die ihm zu seiner Rettung Glück wünschten: „O Schicksal! wozu willst du mich aufheben!?“ Wenige Tage darauf aber ward er von seinen Mittyrannen zu Tode gefoltert!

„Richtig, nichts als eine flüchtige Erscheinung, die wie eine eilende Wolke schnell vorüber schwebt, wie ein Blitz bald erbleicht, wie die Morgenröthe verlöscht, ist alles Irdische, was uns umgiebt, eine Nebelgestalt, eine Luftspiegelung. Wo sind sie, die gewaltigen Weltreiche, welche von Cyrus bis Napoleon mächtige Eroberer übermüthig gründeten oder zu gründen meinten für die Ewigkeit? Wo sind sie, die blühenden Städte des Alterthums mit hundert Thoren und unzählbaren Palästen, wie ein Babylon, ein Ninive rc.? Wo bist du einst so berühmtes Hellas und Rom? Hellas, ein Grab untergegangener Hochcultur! Rom, wo jetzt Mönche und Nonnen Hora singen? Wo ist deine Herrlichkeit, einst so hoch gepriesenes Zion mit deiner hohen Königsburg und deinem kostbaren Tempel? Ihr Mächtigen der Erde! Ihr gewaltigen Eroberer! es waren Kartenhäuser, die Ihr bautet, Dämme von Sand die Ihr anlegtet, wie Kinder. Es kam ein leiser Luftzug und — Alles, Alles lag in Trümmern, und Ihr laget unter den Trümmern, die Trümmer waren Eure — Grabhügel! — Ihr selbst, ihr mächtigen Gebirge der Erde, die ihr wie ewige Säulen das Gewölbe des Himmels zu tragen scheint, ihr stehet auch nicht

immer. Stündlich nagt an euch die Verwitterung und eure Felsen bröckeln ab, wie schwacher Kalk. In gewaltigen Naturrevolutionen haben unterirdische Feuer euch empor gehoben aus grauenvoller Tiefe, aber Niemand kann euch einen Augenblick Bürgschaft leisten, daß nicht eine Katastrophe euch verschlinge und Meere an der Stätte sich ausbreiten, wo ihr jetzt stolz eure Riesenhäupter empor hebt. Wissen wir doch genau, daß der Planet, den wir bewohnen, ehe er sich zu seiner gegenwärtigen Gestalt ausbildete, einst als feurige Kugel durch den Himmelsraum rollte, um dann, in gleichen Millionen Jahren bis auf die höchsten Gebirgsspitzen von Meeren überfluthet zu werden, in dessen Schooße gräßliche Ungeheuer hausten."

Euripides klagt:

Wie leicht verkehrt sich unser Glück! Ein einz'ger Augenblick
Stürzt Diesen tief hinab, hebt Jenen hoch empor!
Der Sterblichen Geschlecht geht, wie das Pflanzenreich,
Im Kreise stets. Der Eine blüht zum Leben auf,
Indeß der Andre stirbt und abgemähet wird.
Das Leben ist, so süß das Wort auch klingen mag,
Doch nichts, als Müh' und Noth!

Wennschon es uns nun dünken möchte, als habe dem Schicksale gegenüber die Lebensweisheit keine weitere Lehre, als das Wort der Stoiker: „Trage, was nicht zu ändern!" so ist sie doch nicht so arm, daß sie nicht mehrere Rathschläge zu geben hätte, deren Beherzigung und Befolgung Niemand reuen kann. Wir deuten dieselben wenigstens an.

I. Vergegenwärtige es Dir oft, Erdenpilger! daß der Ort, da wir jetzt wohnen, noch nicht die Sonne oder ein anderer Himmelskörper höherer Ordnung, sondern ein Land der Unvollkommenheit ist, und halte Dich auf jeden Wechsel gefaßt. Rufe es Dir täglich in's Gedächtniß, und vergiß nie,

was es heißt: „Wir sind Pilger und Fremdlinge hienieden, droben ist unser Vaterland!" 1 Chron. XXX, 15. Ebr. XIII, 14, sind gleich einer Caravane, die täglich weiter ziehen muß, wie auch die Gegenden kommen, weiter ziehen nach der Heimath, von der unser Ahnen und Sehnen spricht und welche die höhere Weltanschauung uns verbürgt. Erwäget es täglich, stündlich, daß der Weise nie mehr fordern darf, als ihm gewährt werden kann, und das Wort Gellerts

> Genieße, was Dir Gott beschieden,
> Entbehre gern, was Du nicht hast!
> Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
> Ein jeder Stand hat seine Last,

sei auch in diesem Betracht uns ein Spruch hoher Lebensweisheit.

II. Gedenke dabei, daß, wenn Du den oft fürchterlichen Wechsel der menschlichen Geschicke erfährst, Du nur das allgemeine Loos alle der unzählbaren Millionen Brüder und Schwestern theilest, welche vor Dir lebten, welche mit Dir leben, welche nach Dir leben werden, und über welche unzählige, ach! ach! noch gar viel schwerere Leiden ergangen sind, ergehen und ergehen werden, als Du vielleicht erfahren hast und erfahren wirst. Nein! wir wandern nicht allein im dunkeln Erden- und Schicksalsthale! damit wir uns nicht einsam, nicht verlassen fühlen, ziehen Tausende mit Jedem, und weinen und klagen mit ihm, erzählen ihm ihre Trübsale und — wie schon ein alter Weiser sprach: „Es ist ein hoher Trost, Genossen unserer Leiden zu haben!" Gedenke an die entsetzlichen Opfer, die auf Schlachtfeldern in Folge der Launen wüster Eroberer verschmachteten; gedenke Derer, die viele Jahre lang in Kummer und Hunger auf dem Siechbett um gnädige Erlösung flehten;

gedenke der Edlen, welche auf Befehl roher Wütheriche, dieser Hyänen, Tiger und Krokodile unseres Geschlechts, unterm Henkerbeil verbluteten; gedenke der Märtyrer unseres Glaubens, welche auf Scheiterhaufen den Flammentod erleiden mußten; gedenke eines edlen Sokrates, der zum Giftbecher verurtheilt wurde, und Deines Heilands selbst, der am Kreuze rief: „Gott, warum hast Du mich verlassen?"

III. Erwäge, worauf wir schon oben hingewiesen haben, daß es nach der Beschaffenheit unseres Erdenwallens, wenn es weniger Leiden gäbe, auch weniger Freuden geben würde. Hinblickend auf die so vielfach beneideten so genannten Kinder des Glückes, die im Schooße des Reichthums geboren, wie der reiche Mann im Evangelium, Luc. XVI, 19 f., geschmückt mit Purpur und köstlicher Leinwand, alle Tage herrlich und in Freuden leben, und doch, während vielfach Arme unter fröhlichen Liedern heitern Angesichts dahin ziehen, alle Protokollsiegel des Mißmuths und der Lebensübersättigung auf der Stirn tragend, dahin gehen gebeugten Antlitzes, wie Dürftige, die um ihr tägliches Brod bitten müssen, keinen frohen Augenblick haben und vielfach in schauervollem Lebensüberdruß — die Hand an das eigene Leben legen, hinblickend auf diese Unglücklichen erkennet, daß Der, welcher, wie man sagt, dem Glücke im Schooße sitzt, deshalb noch lange kein Glücklicher sei, sondern nur der, der guten Gewissens mit seinem Lebensloose zufrieden ist nach dem Wahrworte:

Nicht reich macht — glücklich,
Zufriedenheit macht — reich!

1 Petri V, 9. Jac. V, 10. Hiob VI, 2. Ps. XXXVIII, 18. Jes. XXVI, 16. Apostelgesch. XIV, 22. Sir. II, 4. 5., XXVII,

6. Ebr. XII, 11. Alle Tage „herrlich und in Freuden" leben wäre um nichts besser, als im Zellengefängniß sitzen oder in der Sonnengluth Arabiens wandeln. Denn Nichts ist unerträglicher, als ein — ewiges oder zeitliches Einerlei.

IV. Halte es Dir vor Augen allezeit, daß die Leiden dieses Lebens unentbehrliche Mittel zur Erziehung des menschlichen Geschlechtes für die Bestimmung desselben zur Ewigkeit und deshalb ein Segen für uns sind, wie der Dichter sagt:

Was würd' aus Halm und Aehre,
Wenn jene Gluth nicht wäre
Die Gott — sie reifen heißt?
Des Lebens heiße Mühen
Sind wie der Sonne Glühen,
An ihnen reift des Menschen Geist.

So glaubend, Christ! sei heiter,
Vertrauend wandle weiter.
Kurz ist und klein das Leid,
Das Ziel von Deinen Wegen,
Das Ziel ist — langer Segen
Und unermess'ne Herrlichkeit.

V. Vergiß nie, daß, wenn Du beharrlich nach Wahrheit strebst und nichts beginnst, was dem eisernen Gesetze der Natur und der Tugend zuwider liefe, gleich dem verständigen Steuermann, der unter Stürmen und Ungewittern mit sicherer Hand sein Schiff durch Klippen und Sandbänke führt, Du der Leiden dieses Lebens viele umgehen und vermeiden, der unvermeidlichen viele mildern und siegreich bekämpfen kannst.

Goethe ruft:

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch Dich besinnen
Und Neues gewinnen.

Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen!

Muth verloren — Alles verloren!
Da wär es besser nicht geboren!

Carl Contenelle ermuthigt:

Finstere Wolken umnachten des Himmels herrliche Wölbung,
Aber siehe! es strahlt dennoch die Sonne hindurch.
Also erhebt sich der Weise im Unglück über das Schicksal:
Durch die Thräne im Aug' lächelt noch Hoffnung und Muth!

Tiedge spricht den schönen Trost:

Laß die Winde stürmen
Auf des Lebens Bahn,
Ob sie Wogen thürmen
Gegen Deinen Kahn:

Schiffe ruhig weiter,
Wenn der Mast auch bricht,
Gott ist Dein Begleiter,
Er vergißt Dich nicht!

Diesen Muth, diese edle Stärke der Seele, diese sittlich erhabene Tapferkeit im Kampfe mit dem Schicksale gebietet selbst die heilige Schrift: 1 Cor. XVI, 13. Hebr. XII, 3. Eph. VI, 10. 2 Cor. IV, 8. 9. Jes. XXX, 15. Ps. LX, 14. XXXI, 25. LXVII, 11. Spr. XXVIII, 1.

VI. Dabei vergrößere selbst die Schwere Deiner Prüfungen nicht dadurch, daß Du Dich absichtlich und vorsätzlich in Deine Schmerzestiefen hinabstürzest, Deine Verluste mit den schwärzesten Farben ausmalst, statt mit gleich oder ähnlichen Unglücklichen und noch Unglücklicheren Dich zu vergleichen, die doch Deine wahren Schicksalsgenossen sind, mit wirklich oder

vermeintlich Glücklichen in Parallele stellst, ohne zu bedenken, daß die Erfahrung lehrt, wie gar Mancher blos darum glücklich scheint, weil man seine Erlebnisse und seinen Schmerz nicht kennt. Es ist, weil unbestrittene Thatsache, eine psychologische Wahrheit, daß, wenn man die Menschen am Ziele ihres Lebens ihre Pilgerfahrt noch einmal anfangen lassen und ihnen die Wahl ihrer Schicksale überlassen könnte, die große Mehrzahl dieselben Schicksale wieder wählen würde. Niemand vergesse dabei, daß es zu den Hauptpflichten sowohl des Mannes, wie des Weibes gehört, mit Würde (cum dignitate, wie der Römer sagt) nicht blos sich zu freuen, sondern auch zu dulden.

VII. Dabei hüte Dich im Kampfe mit dem Schicksal vor Hoffnungslosigkeit, ja schäme Dich, wenn Du jemals Dich versucht fühlen könntest, zu verzweifeln. Nicht dazu, daß er undankbar oder frevelnd sich von ihr wende, sondern fest an ihr halte, hat die ewige Liebe erbarmend die Hoffnung für Zeit und Ewigkeit als guten Geist, als einen himmlischen Begleiter, als einen heiligen Tröster in Leidensnächten dem Erdenpilger zugesellt, auf den er um so sicherer bauen darf, als das höchste Wesen nicht kann täuschen wollen. Wissenschaft, Kunst, Erfahrung setzen die Menschen in den Stand, vielen der größten Uebeln die Spitze abzubrechen, ja feindliche Kräfte der Natur sich sogar dienstbar zu machen. Andererseits gleichen aber widrige Schicksale auch vielfach den schwarzen Wetterwolken, die mit entsetzlichem Dräuen, die Sonne verfinsternd, tief sich niedersenken wie ein Bahrtuch; jedoch, während alle Welt bebt, als nahe der jüngste Tag, zerstreuen sich die Heeresmassen des Verderbens wieder und der Bogen des Friedens oder das hell und klar hervor tretende Abendroth verkündigt einen neuen, schönen Tag. Gottes besondere Fügungen bestätigen oft das Wort:

Wenn die Noth am größten,
Ist die Hülf' am nächsten.

Nicht minder reichet des Menschen Hoffen, von Gott in seine Brust gepflanzt und besser garantirt, als eine Erdenbürgschaft sein kann, über das Grab hinaus und in die Ewigkeit hinüber,

Wo unser Aug' im Licht erkennt,
Was es ach! hier nur dunkel sah.

VIII. Mit derselben Sorgfalt, als Du auf äußern Anstand hältst, wache, daß Dein Gewissen nicht beschwert werde mit irgend einer Schuld, die Trübsale der Erde zur Folge haben müßte, oder in den Leiden, die Dich treffen, Dich nicht gnadenreiche Prüfungen der göttlichen Vorsehung, sondern Strafen der ewigen Gerechtigkeit erblicken lassen würde. „Ein gutes Gewissen", sagt ein Sprüchwort, „ist ein sanftes Ruhekissen", schon im Glück, um wie viel mehr, wenn die Wolken der Trübsale auf uns niedersinken.

Schiller ruft:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Max von Klinger mahnt: „Das Gewaltigste, Stärkste und Unbezwinglichste ist der — Schlag der Schuld an das Herz. Die Kraft des Kühnsten, Gesundesten, Muthigsten erstarrt, und der von ihm Getroffene sinkt vor dem unbestechlichen Richter nieder, weil er selbst dies ist." Dieses sind Blitze aus einer dunkeln, unsichtbaren Welt, gegen die keine Ableiter schützt, selbst die nicht, welche (falsche) Philosophen erfinden, die den Menschen nur als Thier betrachten wollen, und denen es geht, wie jenem indischen Brahminen, der nach der Sage

das Geheimniß der Urschöpfung des Menschen nicht nur überhaupt, sondern des vollkommenen Menschen gefunden zu haben meinte, als er aber vor Tausenden, die sich versammelt hatten, den Vorhang hinweg zog und seinem schlummernden Homuncio zurief: „Stehe auf!“ ein riesiges Ungeheuer mit den Hörnern eines Hirsches, den Augen eines Luchses, dem Antlitz eines Tigers, der Mähne eines Löwen, den Füßen eines Pferdes rc. sich erheben sah, so daß alle Anwesenden eiligst flohen, er selbst aber, als glücklicher Weise wenige Minuten darauf das Scheusal des Todes erblaßte, auf seine Knie fiel und in tiefer Reue dem Himmel feierlich gelobte, nie wieder sein Herz mit solchem oder anderm Frevel beschweren zu wollen.“

Raupach spricht das wahre Wort:

Des Lebens Straße
Geht überall auf wildem Feuerstrom,
Der unten glühend, wogend noch, nur oben
Mit einer leichten Rinde sich bezog.
Drum laß uns leisen Trittes drüber wallen,
Und nicht verschulden des Gewölbes Bruch,
Daß wir dem Flammentode nicht verfallen,
Denn Selbstverschuldung ist der schwerste Fluch!

Shakespeare warnt:

Verdammt ist jede Schuld schon vor der That!

In gleicher Weise redet und beschwört die heilige Schrift: Spr. XIV, 34. Ps. VI, 9. XXXVIII, 2—5. CXXXIX, 9. 1 Mos. IV, 13. 2 Sam. I, 13. Matth. XXVII, 3 f.

IX. Pflege treulich als rechter Priester in Dir selbst das heilige Feuer der Religion auf dem Altare Deines Herzens und suche in Trübsal und Noth den Beistand der ewigen Allmacht im Gebete.

Wenn Wallenstein ruft: „Nacht muß es sein, wenn Friedland's Sterne leuchten!“ und trotz der angeblichen Weisheit seines Seni recht eigentlich nur in sein eigenes Schwert fiel, so sei unser Wahlspruch: „Tag muß es sein, wenn wir siegend kämpfen wollen!“ nämlich der höhere Tag, der in überzeugungsvollem Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit (s. oben Religion) uns aufgeht, und, in sich tragend das Gottessiegel ewiger Wahrheit, unserm Dasein erst Bedeutung und Sinn, unserm Willen Spannung und Kraft für das dem irdischen Firlefanz und Faschingtanz entgegen gesetzte Heilige und Göttliche giebt (wir sind „göttlichen Geschlechts“ sagt mit Recht der Apostel Apstlgesch. XVII, 28), und wenn dunkler das Walten der Geschicke seine Wolken über uns zusammenzieht, wie in dem Augenblicke, da Jesus betete: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Matth. XXVII, 45—53, tröstende Geister zu uns nieder sendet. Matth. XXVI, 37. Luc. XXII, 43.

Was auch der in unsern Tagen wieder thöricht sein Haupt erhebende Orden der Thomas-Jünger, wir meinen die falsche Prophetenschaft der Ungläubigen, wie ad modum Vogt, Moleschott, Büchner und Compagnie, mit hochweiser Miene sagen möge, Joh. XX, 24 f., wie 1 × 1 ist 1 und 2 × 1 ist 2 rc. stehet fester, wie die Alpen stehen, die Wahrheit: daß nicht nur eine höhere, geistige Welt in das Leben des Menschen herniederrage und denselben magnetisch empor ziehe in Freud' und Schmerz, in der Jugend wie im Alter, sondern daß zu ihrer höheren Beglaubigung in der Religion zugleich alle Mißtöne des Lebens in Harmonie sich auflösen; daß, was den in Rede stehenden Gegenstand insbesondere betrifft, nicht blos nach den Aussprüchen der Vernunft und Offenbarung über

die Natur des höchsten Wesens, sondern auch nach der von jener so hoch belobten Erfahrungswissenschaft das Walten desselben über zur Ewigkeit geborene Wesen so gewiß auch da ein weises und gütevolles ist, als unsere Erkenntniß der Natur, je weiter sie schreitet, nur in um so größerem Umfange uns auffordert, vor der ewigen Weisheit des Weltgeistes in tiefer Verehrung uns in den Staub zu werfen, Röm. XI, 33 f. Wehe Dem, der ohne diese höhere Weltanschauung in den Kampf mit des „Schicksals finstern Mächten" sich zu wagen erkühnt! Er mache sich im Voraus gefaßt auf eine Niederlage, wie die der Legionen Varus' im Teutoburger Walde oder der gallischen Heerschaaren in Rußland. Heil, Heil, dreimal Heil dagegen Dem, der in Gott und mit Gott, den Blick gewendet zu dem heiligen Sterne, welchen die Weisen des Morgenlandes sahen, auf das Land prophetischer Verheißung im Jenseits getrost es wagt! Ihm ist der sichere Sieg so gewiß, wie es jenem die gewisse Niederlage war. Zumal, wenn er im Gebete die weltüberwindende Kraft Gottes sucht, im Gebete, in welchem wir, wie Jacob, im Geiste den Himmel offen und verklärte Geister zu uns auf- und niederschweben sehen, wie auf einer Himmelsleiter, 1 Mos. XXVIII, 11 f., im Gebete, von dem Strack rühmt:

> Nur durch Gebet erkämpfen wir den Sieg,
> Der Siege göttlichsten, den über uns
> Und jenen Feind in unsrer eignen Brust.
> Auf Engelsflügeln hebt es uns zu Gott,
> Der Quelle alles Lichtes, alles Heils,
> Und läßt in ihm uns unsern Vater sehn!

und Krummacher zeugt:

Das Gebet ist die stärkende Arznei
Für den hülflosen Kranken,
Es hebt ihn, als ob er geflügelt sei,
Ueber die Welt mit seinen letzten Gedanken!

Die heilige Schrift aber mahnt: „Befiehl dem Herrn Deine Wege &c." Ps. XXXVII, 5. Ps. L, 15. Phil. IV, 6. Matth. VII, 7—11.

Erwäget aber, was der alte Prophet Immanuel, nämlich J. Kant spricht: „Alle Bücher, die ich gelesen, haben mir den Trost nicht gegeben, den mir das Wort der Bibel Ps. XXIII, 4. gab: „Ob ich schon wandere im finstern Thale &c."

Man erzählt, daß, als die Gattin des schuldlos aus Berlin vertriebenen berühmten Predigers und Liederdichters Paul Gerhardt auf einer ihrer ersten Fluchtstationen so trostlos weinte, daß dem hohen Glaubensmanne selbst schier der Muth sinken wollte, dieser sich in die der Herberge nahe gelegene Dorfkirche begab, am Altare niedersinkend, vor Gott sein Herz mit dem Spruche ausschüttete: „Befiehl dem Herrn Deine Wege &c." und darauf in seine Schreibtafel das berühmte Lied: Befiehl Du Deine Wege &c. nieder schrieb, bei seiner Rückkehr dasselbe aber seinem Weibe vorlas, die dadurch dergestalt aufgerichtet wurde, daß ihr Antlitz sich verklärte und ihre Thränen vertrockneten, während noch in derselben Stunde Abgeordnete einer entfernten Gemeinde, die ihn in Berlin nicht mehr gefunden hatten, zu Paul Gerhardt traten und ihn zum Seelsorger an ihrer Kirche beriefen.

Auch Die, welche nicht an besondere Gebetserhörungen glauben, die sich selbst erfahrungsmäßig nicht läugnen lassen, sie müssen zugeben, daß auch die drohendsten Schicksalswolken

oft sich in dem Augenblicke zerstreuen, die fürchterlichsten Meeresstürme sich legen, wo der Heimgesuchte bereits Alles verloren glaubte.

Engstfeld sagt:

Beten lernst Du erst in größter Noth,
Hoffen — wenn Verzweifelung Dir droht,
Glauben — wenn Du an Dir selbst verzagst,
Und vertraun — wenn Du auf Gott es wagst!

Ein altes Lied spricht vom Schicksal schwer Heimgesuchter das schöne Trostwort:

Kein Leiden kommt von ohngefähr,
Die Hand des Höchsten schickt es her,
Sein Rath hat es beschlossen.
Drum sei nur still,
Was Dein Gott will,
Laß immer gern geschehen.
Es hat kein Kreuz so lang gewährt,
Es hat doch endlich aufgehört.

v. Köpken aber ermuthigt:

Das Leben ist nur eine Reise,
Die Heimath das verschwiegne Grab;
Der Thor murrt unterwegs, der Weise
Geht froh an seinem Wanderstab!

Wir setzen hinzu:

Denn droben steht das Vaterland
Sein Geist, der Geist, der Gott verwandt!

XXVI.

Das Alter.

> Wohin wir uns wenden, überall fällt uns in die Augen, daß wir älter werden.
>
> Lasset uns das Alter freundlich empfangen! Es ist reich an Freuden, wenn man es weise zu gebrauchen versteht.
>
> Die Aepfel sind am angenehmsten, wenn sie auszugehen anfangen. Im Kindesalter ist die Endschaft desselben der anmuthigste Theil. Die Freude hebt das Beste bis zuletzt auf.
>
> Das sich neigende Alter ist sehr angenehm; selbst wenn es auf der höchsten Spitze steht, hat es seine Freuden. Selbst das Bewußtsein, daß man bald keine mehr bedarf, ist Freude. Wie wohlthuend ist es außerdem, die Begierden in Ruhe gebracht und uns von ihnen befreit zu sehen!
>
> Seneca.

Wie ein tiefer, nie nachlassender, von einer Zeit zur andern schriller tönender Schmerzensruf zieht seit der Zeit, wo das Menschengeschlecht zum Bewußtsein seiner selbst kam, mit jedem neuen Morgen durch das Herz jedes Erdenpilgers die Klage über die Kürze dieses Lebens, wie Trauergesang bald aus der Ferne, bald aus der Nähe, wie schauriger Aeolsharfenklang um Mitternacht, wie die Stürme des Spätherbstes, umrauschen uns ihre Seufzer selbst in Stunden des Glückes.

Horaz Klage: „Es fliehen die Jahre, ohne daß selbst die größte Frömmigkeit sie aufhalten könnte &c." ist nur ein schwacher Widerhall der ähnlichen Klagen der Weisen vor ihm.

Insbesondere reich an Mollklängen gleicher Variation über dieses Thema ist selbst die heilige Schrift. So Hiob VIII, 9: „Unser Leben ist ein Schatten &c.“; IX, 1. 2.: „Der Mensch lebt kurze Zeit, er gehet auf, wie eine Blume und fällt ab &c.“; Psalm XXXIX, 1 f.: „Siehe, meine Tage sind nur einer Hand breit und mein Leben ist nichts vor Dir, o Gott &c.“; Pred. Salom. I, 2 f.: „Es ist Alles ganz eitel! Ein Geschlecht vergehet, das andere kommt &c.“ So der Prophet Jesaias XXXVIII, 12. 13.: „Meine Zeit ist dahin und aufgeräumt, wie eines Hirten Zelt &c.“; XL, 6. 7.: „Es sprach eine Stimme: Predige! predige! Der Menschen Leben ist wie Heu und wie die Blume auf dem Felde &c.“ So Sirach XL, 1—4.: „Es ist ein Elend und Jammer um das Leben aller Menschen vom Mutterleibe an bis sie begraben werden &c.“

Und wenn auch unsere Zweifler, um logisch richtig zu verfahren, selbst den Zweifel bezweifeln, die Wahrheit dieser Klage hat der edle Orden, dessen Oberhaupt wie der böse Geist jedes Ja verneint, doch noch nicht in Widerspruch zu ziehen gewagt, ja gerade der Unglaube ist es, der an den Bächen Babylons mit Alles übertäubender Stentorstimme zum Vorsänger dieser Jeremias-Hymnen grollend sich berufen fühlt.

Und im Interesse der Wahrheit muß man hinzufügen: Nicht genug, was Ihr singet und saget! Das Leben des Menschen ist noch gar viel kürzer, als man gewöhnlich meint. Denn von Hundert, die geboren werden, stirbt die Hälfte bereits vor dem fünfzigsten Jahre, und die fünf bis sechs Jahre des Kindesalters, die zehn bis fünfzehn Jahre des höheren Alters, die Zeit, die halbe Lebenszeit, welche der Schlaf uns raubt, die Zeit, die wir in Sorgen und Kümmernissen, in Krankheit und andern Leiden verseufzen, in Ansatz oder Abzug

gebracht, reducirt sich die längste Lebensdauer kaum auf die Hälfte, dergestalt, daß der, welcher 80 Jahre alt wird, höchstens zwischen 20—40 Jahre wirklich gelebt zu haben sich rühmen kann.

Nur das Kind hört den Flügelschlag der Zeit, hört den Ruf ihrer rastlos schnell verrinnenden Stunden nicht, welchen wir mit jedem Jahre unseres Lebens lauter vernehmen, wie von Daumer singt:

Drei Dinge kehren nie:
Der Pfeil, der abgeschossen,
Das ausgesprochne Wort,
Die Tage, die verflossen!

und Matthison ruft:

Mit stürzender Eile
Verwehen die Jahre,
Und eh' wir's noch wähnen,
Ist Alles vollbracht.
Ach, hier ist kein Bleiben,
Kein Haben, kein Halten,
Kein dauernd Umfangen,
Nur Täuschung und Schmerz!

Sind sie verronnen die paradiesischen Jahre der Kindheit, ach! so sehen wir schon in den ersten Jahren des Jugendalters die Uhr aufgestellt und vernehmen fort und fort lauter ihr Glockenspiel, welches mahnt, wie Demme klagt:

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Ist des Menschen Leben!
Eilend fliehen unsre Stunden,
Kaum genossen, kaum empfunden,
Sind sie uns auch schon verschwunden!

Oder wie Funk ruft:

Die auf Erden wallen,
Die Sterblichen, sind Staub!
Sie blühen auf und fallen
Des Todes sichrer Raub.
Verborgen ist die Stunde,
Da Gottes Stimme ruft,
Doch jede, jede Stunde
Bringt näher uns zur Gruft!

Der alte griechische Philosoph Metrodor, der alle Begriffe und selbst Ideen in Figuren darzustellen suchte, und u. A. die Philosophie als einen Reiter auf einem matten Rosse, der Luftbildern nachjagt, die Schicksale aber in einem bald dahin, bald dorthin krumm sich beugenden Flusse zeichnete, schrieb einst, als man von ihm ein Bild des menschlichen Lebens verlangte, auf den Tisch mit Kreide einen Cirkel und wischte denselben bald darauf wieder hinweg.

Christus selbst schildert das Alter Joh. XXI, 18., indem er zu Petrus spricht: „Wahrlich, ich sage Dir: da Du jünger warest, gürtetest Du Dich selbst und wandeltest, wohin Du wolltest. Wenn Du aber alt wirst, wirst Du Deine Hände ausstrecken und ein Anderer wird Dich gürten und führen, wo Du nicht hin willst!"

Täusche Dich nicht, Erdenpilger! wenn es Dir in angstvollen und schmerzreichen Tagen dünken will, die Sonne oder der Mond stehe stille. Es ist leerer Schein. Eher wird ein Kind einen gewaltigen Strom in seinem Laufe hemmen, als der mächtigste König die Sanduhr der Zeit um eine Secunde aufhalten. Ob Du heitere oder trübe Tage zählest, die Augenblicke reihen sich in gleichem Schritt und Tact zu Minuten,

die Minuten schwellen zu Stunden, die Stunden thürmen sich zu Tagen, Wochen, Monden, Jahren und diese fliehen also von dannen, daß, wenn Du am Schlusse eines solchen Zeitraumes stehest und zurück schauest, die dreihundert und fünf und sechzig Tage desselben mit Allem, was in ihnen geschehen, als ein matter, verschwindender Traum, als ein sterbendes Nebelbild hinter Dir liegen. Das menschliche Leben hat auch wie einen Tages-, so einen Jahrescyclus: Neben Tag und Nacht Frühling, Sommer, Herbst und Winter, mit welchem letzteren, als dem Schlußquartal, es sich endigt. Wie der Erdenlenz mit dem Abfallen der letzten Baumblüthe sich abschließt, so fließen, während wir gar nicht daran denken, daß die Zeit hingeht, als flögen wir davon, unsere Kindheit und Jugend mit ihren Träumen und Hoffnungen dahin, wie auf einem fröhlichen Balle. Erst wenn sie zerronnen sind, diese Träume und Hoffnungen, erst wenn wir fühlen, daß das Leben ernstere Ansprüche an uns macht und der Herr selbst uns mahnt: „Wirket, so lange der Tag währt!“ erst dann nehmen wir wahr, daß der Sommer da ist und die Sonne scheitelrecht über uns steht; wer den Frühling treu benutzt hat, sich auf seinen Beruf vorzubereiten, der freut sich, wie der Landmann auf die Ernte, daß die Zeit gekommen ist, wo er einen Hausstand gründen und die auf ihm lastende Schuld an die Welt und seine Zeit abtragen kann. Aber die ersten beiden Stationen der Lebensreise von der Geburt zum Confirmationsaltare und von diesem zum Traualtare sind zurückgelegt. Der Pilger naht sich schon der dritten und — letzten, der Station, deren Haltepunkt das — Grab ist.

Es giebt ein einziges Mittel, nicht alt zu werden; es heißt: „Wer nicht alt werden will, muß jung sterben!“ wie die große

Mehrzahl wirklich dadurch dem Alter entgeht, daß sie vor der Zeit abtritt vom Leben. Dieses anzuwenden, dazu aber sind die nicht befugt, die Gott nicht ruft. Außerdem geschieht es, wie Goethe sagt:

Das Alter ist ein höflicher Mann,
Einmal über's andre klopft er an.
  Aber nun sagt Niemand herein,
  Und vor der Thür will er nicht sein;
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's: er sei ein grober Gesell!

Mag es auch vorkommen, daß Siebenziger noch in voller Manneskraft vor uns stehen, so sind das, näher besehen, doch nicht blos seltene Ausnahmen von der Regel, sondern — Täuschungen.

Möge in früheren Zeiten wirklich das noch urkräftigere, einfacher und naturgemäßer lebende Menschengeschlecht ein viel höheres Alter erreicht haben, so klagt doch schon vor länger als 2000 Jahren der Psalmensänger: „Das menschliche Leben währt 70 Jahre, und wenn's hoch kommt, 80 Jahre rc." Und offenbar ist es, daß nach der Organisation unseres Körpers in Rücksicht der leider vielfach raffinirten Lebensweise der sogenannten Civilisation im sechszigsten Jahr die Natur in uns ihre unaufhaltbare rückgängige Bewegung antritt und jene angeblichen oder vermeintlichen Ausnahmen nichts anderes sind, als Bäume, die noch kräftige Kronen tragen, während ihr Mark mit jedem Tage mehr abstirbt, so daß es gewöhnlich nur eines Wirbelwindes bedarf, um den Stamm zusammen sinken zu sehen.

Die Jahre, oder vielmehr die Tage, die wir über 70 Jahre leben, sind um so weniger hoch anzuschlagen, als wir mit den-

selben der Welt und dem Leben absterben und in die Kindheitsperiode treten, mit welcher das menschliche Leben im höhern Alter seinen Zirkellauf nach den Gesetzen der Natur wieder schließt.

Wohl auch im menschlichen Leben, wenn das Alter ein glückliches ist, kann der Herbst, wo die Gewitter ausgetobt haben, die Sonne wieder milder auf die Erde nieder lächelt, kühlere Schatten mit dem Pilger ziehn und zwischen goldenen Blättern labende Früchte reifen, wie der Herbst oft in der Natur eine schöne Zeit sein.

Indessen auf der einen Seite die Müdigkeit, welche den angehenden Greis immer öfter und schwerer befällt, auf der andern das immer lebendigere Bewußtsein, daß der Tag sich geneigt, und die mit demselben verbundene Unruhe, die, wie die Zugvögel, wenn ihre Wanderzeit kommt, seiner immer mehr sich bemächtigt, endlich der wehmuthsvolle Blick auf die „süße Gewohnheit des Daseins", wie Hufeland das Leben nennt, und so viele theure Bande, die an dasselbe ketten, und wieder die stärker erwachende Sehnsucht nach den theuren Häuptern, die ihm voran gingen: das Alles erzeugt in Denen, welche in die höhern Jahre treten, selbst unter den glücklichsten Verhältnissen, mit jedem Tage mehr die eigenthümliche höhere, bald wehmuthvolle, bald still- und kindlich-heitere Gemüthsstimmung, welche, wie unter dem Silbergeläute der Resignation, in Antlitz, Wort und Thun in den Prisma-Farben einer freundlichen Morgenröthe irisirt und edle Greise beiderlei Geschlechts schön, Ehrfurcht einflößend und Vertrauen erweckend, wahrhaft verklärt.

Der Greis fühlt dem Krieger nach, der, so beschwerdevoll und reich an Gefahren der Feldzug auch war, wenn die heißersehnte Botschaft kommt: „es ist Friede! ziehet wieder zurück

in die Heimath!" doch nicht ohne Schmerz von seinem Lagerleben und seinen Waffen scheiden kann.

Mögen die Phantasten in Afrikas glühenden Wüsten die Herrlichkeit einer arktischen Winterlandschaft mit ihren Eskimo-Hütten unter dem magischen Glanze der Nordscheine auch noch kühner schildern, in den späteren Jahren des Lebens werden wir unabwendbar täglich mehr inne, wie wahr das Wort ist, welches spricht:

Ist Dir entflohn des Sommers Lust,
So füllet Winter ernst die Brust!

So im glücklichsten Falle, wenn des Lebens Herbst ein schöner ist und weit hin sich erstreckt bis an die Tage des Winters.

Aber — es giebt auch sturmreiche, regenvolle, von Anfang her kalte und schaurige Herbste! Wie oft, wie vielfach erfüllt sich dann das Wort: „das Alter selbst ist nichts als eine Krankheit!" ein „Sack voll unzähliger Uebel, gegen welche kein Heilmittel vorhanden ist!", wie ein berühmter Arzt sich ausdrückt. Wie oft und vielfach, wie bitter und schmerzlich sehen wir Greise weinen wie Kinder! Wie oft und vielfach, wie tief gebeugt sehen wir Hochbetagte dahin ziehen an ihren Stäben und ihr Grab suchen in namenlosem Kummer der Armuth unter Leiden des Körpers!

Was aber soll das Alles in einer Schrift, die keine Klagelieder über Dinge singen will, die nicht zu ändern sind, sondern diese mit Gleichmuth zu tragen zu lehren beabsichtigt? Können, o können diese Bilder zu den Lehren der Weisheit führen, die wir festhalten müssen, wenn wir, in allen Perioden unseres Erdenwallens unserer Pflicht getreu, der Segnungen dieses

Zeitenwechsels wahrhaft froh werden, der Blumen und Früchte, welche uns die Jahreszeiten des Lebens bieten, dankbar uns freuen, und wenn uns der Herr über Leben und Tod erst spät heimnehmen sollte, mit dem ehrwürdigen Simeon Luc. II, 29. 30. unsern Pilgerstab niederlegen, oder, wie ein berühmter griechischer Weiser fordert, „als von einem Gastmahle aufstehen und im Wohlgefühl der Sättigung nach Hause gehen wollen."

Wir antworten unbedenklich: Ja! denn diese Erwägungen rufen uns zu: Fürchte das Alter nicht! Denn wir können keinen Augenblick verkennen, daß, wenn auch eine andere (1 Cor. XV, 41 f.) als der Frühling, der Sommer und Herbst, doch auch der Winter seine Klarheit, seine freundlichen Seiten so gewiß hat, als in den heißen Tagen des Hochsommers der Pilger nach einem schönen Wintertage oft sich sehnt, und auch für den Winter unseres Lebens die Verheißung eines neuen Frühlings uns feierlich verbrieft ist.

In der geräuschlosen Stille des Winters um uns, in den sanften Gefühlen freundlicher Heimathlichkeit in uns, in dem klaren Sternenhimmel mit seinen Verheißungen über uns schauen wir eine Herrlichkeit des Herrn, die der Weise um keinen Preis dieser Welt hingeben würde. Der Wanderer freut sich nicht blos der verschiedenen Gegenden, durch welche ihn sein Pfad führt, sondern auch in wachsender Sehnsucht seiner Rückkehr, die er als ein frohes Fest begeht. So lieblich Morgen und Mittag sind, lieblich ist für den müden Arbeiter auch der Feierabend, so daß derselbe auf diesen nicht verzichten würde, wenn man ihm auch Millionen in Amerika bieten könnte oder wollte.

Vernehmen wir über das Alles die Stimmen wenigstens einiger Weisen.

Herder sagt: „Das Alter ist eine schöne Krone, die man jedoch nur auf dem Wege der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit findet!"

Jacobs: „Nichts ist ehrwürdiger, als ein Greis, der die Prüfungen der Eitelkeit, der Wollust, des Hochmuthes, der Rangliebe, des Geldgeizes rüstig überstanden und seine Arche durch alle diese Klippen ohne Leck geführt hat!"

K. J. Weber: „Sind Weiß und Weise verbunden, im Munde knackt Mancher noch eine Nuß auf, woran sich ein Jüngerer die Zähne ausbricht. Das Urtheil des Greises zittert weniger, als sein Haupt. Mit schlotternden Knieen und kalten Füßen geht er gerade durch; obgleich gestützt auf Krücken, sind seine Anschläge nichts weniger, als hölzern; mit den Falten im Gesichte entdeckt er die Falten der Herzen desto leichter und kennt die Vögel am Gefieder. Also Achtung vor dem Alter! Der Jüngling genießt die Gegenwart weit weniger, als der Alte die Vergangenheit, zumal, wenn solche schön gewesen ist." — „Wer blos animalisch lebte, verdient im Alter zu vegetiren. Wer aber kräftig und edel den Berg erstiegen hat, der ruht, erhaben über alle Täuschungen, im Sonnenblicke des Nachgenusses und sieht lächelnd auf die bunten Regenbogen mit Jugendhelle und Gewissensruhe. Die Erfahrungen des Lebens — was waren sie anders als eine Reihenfolge getäuschter Erwartungen; wer aber Nichts mehr in dieser Welt erwartet, wird auch nicht mehr getäuscht."

Menzel ruft: „Bei den Edlen grünt unter der Schneelast des Alters das Immergrün eines guten Gewissens, während daneben das Schneeglöcklein sproßt, die Botin des ewigen Frühlings."

Buri singt:

Früher oder später flieht der Lebenstraum
Um uns gaukelnd in der Täuschung Schleier,
Und zurück auf den durchwallten Raum
Blicket unsres Geistes Auge freier,
Wie der Wandrer, der im Morgenduft
Ungewissen Schritts den Berg erstiegen;
Hinter sich in klar besonnter Luft
Sieht die Thäler seiner Wallfahrt liegen,
Wie er ohne Reu' und Zähren
Sie mit ruh'gem Blick umspannt,
Ohne Wunsch, dahin zurückzukehren, —
Denn ihn zieht das nahe Heimathland: —
So von Höhen, die der Geist errungen,
Fällt sein Blick auf Welt, Geschick und Zeit;
Und die Erd' ist seinen Forderungen
Zu gering, ihm winkt — Unsterblichkeit!

Benzel-Sternau fällt das Urtheil: „Ein kräftiges Alter mit Kopfhelle ist die angenehmste Epoche des Lebens. Da sieht man fest zurück, der Täuschungen entledigt, ledig aller Hoffnungen auf den bunten Regenbogen der Jugend. Die mühsame Kletterei auf den Montblanc des irdischen Daseins ist vollendet, der Wanderer ruht auf der kalt scheinenden Zinne in der Wärme des Nachgenusses, der Würdigung! Ein großer Vorzug des Alters, den man gewöhnlich nicht achtet, ist der Reiz der ruhigen Resignation. Denkt Euch den Silberhaarigen oben auf dem Berge, um welchen Ströme brausen, Stürme heulen, Ungewitter zischen und empörte Elemente rasen. In diesen Stürmen lag er ringend; mit diesen Stürmen kämpfte er; die Ungewitter sengten ihn; er wurde in der Gährung der Elemente umher geschleudert. Jetzt fühlt er sich ruhig, sicher, ihm ist wohl, überstanden zu haben; er freut sich des Kampfes, begänne ihn aber um keinen Preis von Neuem; er weiß jetzt

die Beweggründe zu schätzen, die ihn hinein stürzten, mißt die Vergangenheit mit ruhigem Auge, sieht noch einmal mit bewegter Seele zurück, lobt sich den festen Boden, zu dem er gedieh und blickt dann erhaben froh in die Welt hinauf, die selbst auf dem erreichten Gipfel noch über ihm ist und zu der er bald aufsteigen soll."

Jean Paul tröstet: „Wird Dein Alter gequält, so hoffe wieder, Erdensohn! Nichts ist kürzer, als das Alter, denn Du weißt ja kaum, wenn es beginnt!"

Oehlenschläger desgleichen:

Wenn uns das Alter mit Silberflügeln
Bedeckt, dann hebt allmählich sich das Auge
Hinauf zur stillen, sternbesä'ten Wohnung;
Dort schau'n wir hin als nach der wahren Heimath,
Wo nach der Pilgerfahrt wir hingelangen.

Endlich E. Wagner: „Die Hitze des Lebens blendet unsern Geist, wie die Sonnengluth eines heißen Tages das Auge. Erst am kühlen Abende schaut die Seele in den Tiefen der still herauf ziehenden Nacht die ewig brennende Kerze der Unvergänglichkeit, gleich einem freundlichen Stern, der im Abgrunde der Finsterniß leuchtet!"

Ja, schön ist's unten im freundlichen Thal, und gern zieht der Wanderer durch sanfte Gründe, während er ungern seinen Wanderstab über steile Höhen setzt. So freudig ihn aber auch die verschiedenen Gegenden grüßen mögen, ein innerer Drang, dem er nicht widerstehen kann, zieht ihn weiter und immer weiter, so daß er doch keinen Ort findet, da er sagen könnte: hier will ich mir dauernde Hütten bauen! Und so zieht er hin von einem Tage, einem Jahre zum andern. So oft er auch des holden Morgens und des frohen Mittags sich freut,

immer sehnt er sich doch auch wieder nach dem stillen Feierabend und dem Ziele seiner Reise. So sehnt er sich im Frühlinge nach dem Sommer, im Sommer nach dem Herbste, im Herbste nach dem Winter, mit dessen kurzen und kalten Tagen und dunkeln, schaurigen Nächten, mit dessen oft unheimlicher Stille die Gluth des Sommers und Herbstes im Voraus ihn versöhnt. Und — sprechen wir es nur aus, was sich doch nicht leugnen läßt — so schön es eine Zeit lang scheint, wie die Bewohner Taiti's nur in blühenden, reifenden und fruchtreichen Gefilden zu wandeln, schöner ist und bleibt es doch, am Abende von Bergeshöhen auf den glücklich zurück gelegten Pfad still zurück und auf die neue Pilgerbahn hinaus zu schauen.

Hierbei noch ein Wort an die Jugend.

Ein je höherer Entwickelungszustand unseres Lebens auf Erden das Alter ist als der Eintritt in die Metamorphose zu einem reinen geistigen Sein, um so mehr laßt uns das Alter ehren als eine höhere Classe, ja die höchste Classe unseres Aufenthalts auf der Hochschule hienieden.

Vergesset es nicht gegenüber der Anmaßung des jüngern Geschlechts unserer Tage, was der Spruch besagt:

Das Alter sollst Du ehren,
Die Jugend sollst Du lehren,
Selbst stets auf Weisheit hören!

und das Wort:

Ein junger Herr,
Der nicht des Alters Weisheit ehrt,
Ist nicht weit her,
Vom Kopfe bis zum Fuß bethört;
Er ist ein Herr von Naseweis,
Der Alles wissen will,
Und doch ach! Nichts, ach! gar Nichts weiß!

Es mag derb gesprochen heißen, aber es liegt der Zurechtweisung vieles Wahre zum Grunde, wenn jener alte thüringische Bauer einem anmaßenden jungen Manne, einem Ei der besten Sorte Derer, die noch im Mutterleibe klüger sind, als die ältesten Hennen, sans façon in Luther's Weise erklärte: „Luuß (laß) mich, libber (lieber) Nachbar! mit Dinn (Deinem) gutem Rathe, denn bei Dir ist der — Esel noch nicht raus (heraus), hast ja noch keh enzges (kein einziges) graues Haar!"

„Ehre das Alter, denn Du gedenkst auch alt zu werden! und vor einem grauen Haupte stehe auf!" mahnt selbst die heilige Schrift. Den Rath der Alten gesucht und befolgt zu haben (in mehreren alten Staaten bestand, trefflich sich bewährend, als höchste Behörde ein Rath der Alten), hat noch keinem Jüngling, es nicht gethan zu haben, Allen schon bitteres Wehe gebracht. „Bei den Großvätern", sagt Hiob (XII, 10), „ist die Weisheit und der Verstand bei den Alten!" Ein Weiser sprach: „Von früher Jugend an war es mein Grundsatz, wenn ich guten Rath bedurfte, denselben immer bei solchen zu suchen, die wenigstens zehn Jahre älter waren, als ich, und ich bin dabei gut gefahren. Alte Feldherren und junge Lieutenants gewinnen die Schlacht. Ja nicht umgekehrt, sonst ist sie verloren, ehe sie beginnt. Die Weisheit der Jugend, ob dieselbe auch noch wichtiger einherstolziere, ist im glücklichsten Falle erst Knospe und Blüthe, noch lange keine genießbare Frucht. Die durch Erfahrung gereifte Weisheit der höhern Jahre verhält sich zur Klugheit der Jugend wie alter Wein zum jungen Moste. Wie Raupach sich ausdrückt: „Das Alter wägt, die Jugend wagt!"

Ehre das Alter doppelt, wenn das Haar nicht blos weiß,

sondern ein Emblem der höhern Weisheit ist. Edle Greise haben viel gewirkt, viel erfahren, viel erduldet und weilen nur noch kurze Zeit als Gäste bei uns, mit jedem Tage schwächer und hülfsbedürftiger des Beistandes ihrer Kinder und Enkel. Sie waren dort, wohin die Jugend erst noch will, und sprechen mit Christus: „Mich habet Ihr nur noch eine kurze Zeit bei Euch!“ Joh. XII, 8. XIII, 33. Ehre das Alter!

Es ist ein ganz guter Spruch:

Mit den Alten
Sollst Du's halten,
Willst Du nicht irre gehen;
Denn dort ist der Weisheit Walten,
Dort kann nicht die Thorheit schalten,
Du stehst auf heil'gen Höhen!

Leider wird im Volke noch immer so wenig für das Alter gesorgt, daß man oft unter den Hottentotten zu wandeln glaubt, die ihre alten Eltern, wenn sie nicht mehr fort kommen können, in feierlicher Familienprocession in einen nahen Wald bringen, dort unter einer Erdhütte niedersetzen, mit noch einigen Lebensmitteln versehen und dann auf Nimmerwiedersehen von den so lebendig Begrabenen scheiden, die dann — in den nächsten Tagen von Hyänen oder Tigern zerrissen werden. Ist es besser oder anders, wenn bei uns Väter oder Mütter, wenn sie oft vor der Zeit ihre Güter an Söhne und Töchter abgeben, die nicht erwarten können, bis sie sterben, für ihren Altentheil einen Bogen langen Vertrag über die ihnen zu leistenden Alimente empfangen, während es den jungen Leuten (stillschweigend selbstverständlich) nicht einfällt, einen Buchstaben davon zu erfüllen, so daß die alten Leute, vielfach recht eigentlich — in Kummer und Elend ihre letzten Tage zur Grube schleppen müssen?

Als einst, erzählt man, in Plattdeutschland ein neuer Geistlicher vor einem einsam gelegenen Gehöfte einen alten Mann bitterlich weinen sahe und nach seinem Unglücke theilnehmend fragte, erhielt er die Antwort: „Mein Vater hat mich geschlagen!“ Während er verwundert fragte: lebt denn Euer Vater noch? trat ein noch älterer Greis aus der Thüre und gab sich als solcher zu erkennen, erwiderte aber auf die Frage: Warum er seinen Sohn geschlagen? „Weil er meinem Vater ungebührlich begegnet!“ Der greise Großvater aber saß noch hellen Auges in der Wohnstube. So geht es aber nicht in allen Häusern auf dem Lande zu, wo alte Eltern zu verpflegen sind, und Fälle, wo diese unter Schmerzensklagen über den Undank ihrer Kinder und Schwiegerkinder nichts sehnlicher wünschen, als unter der Erde zu ruhen, mögen unzählige vorkommen. Das Urtheil: Das hat Der und Der an seinen Eltern verdient! hört man oft auf Gassen und Straßen. Das Bekenntniß: Ich hab's an meinem Vater, an meiner Mutter verschuldet! ist namentlich Geistlichen vielfach bekannt. Als einst ein undankbarer Sohn den greisen Vater zum Hause hinaus werfen wollte, rief ihm dieser in der Thürschwelle zu: „Nur bis hierher, aber nicht weiter. Bis hierher habe ich meinen Vater auch geschleppt! Jetzt laß ab!“

„Bettet“, mahnt Jean Paul, „bettet doch alte Menschen weich und warm und lasset sie recht genießen, denn weiter vermögen sie Nichts mehr; und bescheert ihnen gerade im Lebens-December und in ihren längsten Nächten — Weihnachtsfeiertage und Christbäume. Sie sind ja auch Kinder, ja Zurückwachsende!“

Indessen, da nicht das Alter an sich, sondern des Alters Weisheit zu ehren ist, so vergesse auch Niemand, daß kaum

etwas mehr zu tieferer Verachtung oder innigerem Erbarmen stimmen kann, als ein Mann, der auf dem Montblanc des menschlichen Lebens noch den tänzelnden, süßelnden Courmacher oder frostigen Laffen zum Gaffen und Affen aufstellt, daß Albernheiten und Sünden des Alters den schönsten Stoff zu Lustspielen und Vaudevillen geben und die ehrwürdigsten Jahre entehren, und Jeder bete, „da Alter nicht vor Thorheit schützt", mit dem frommen Hermann:

Soll ich auf dieser Welt
  Mein Leben höher bringen,
Durch manchen sauern Tritt
  Hindurch in's Alter bringen,
So gieb Geduld; für Sünd'
  Und Schanden mich bewahr,
Daß ich mit Ehren trag'
  All' meine grauen Haar'!

XXVII.

Der Tod.

Nicht die Dinge selbst, sondern die Urtheile über die Dinge sind es, was den Menschen beunruhigt.

So ist der Tod an sich nichts Schreckliches, sonst hätte ihn auch Sokrates dafür gehalten, sondern das Urtheil über den Tod, daß er etwas Schreckliches sei.

Dieses ist das Schreckliche. Seneca.

Obwohl im vorigen Capitel auf die Anschauung des Todes vom Standpunkte der höhern Welt-Wissenschaft als einer der Metamorphosen hingewiesen worden, welche in den unzähligen Wandelungen schon im niedern Naturleben gleich mächtigen Heeressäulen täglich an uns vorüber ziehen: so ist dennoch die abergläubische Furcht vor dieser letzten Entwickelung unseres irdischen Seins zu einem höheren Leben in allen Ständen so verbreitet, daß wir am Schlusse dieser Schrift noch besonders bei dem Gegenstande weilen zu müssen oder zu dürfen um so mehr glauben, als in unsern lieben Tagen wieder einseitige, oberflächliche Jünger der Naturwissenschaften, „Dilettanten, die blos an der Grenze derselben spazieren gehen", wie J. Liebig treffend sie bezeichnet, in anmaßender Goliathsprache, wie dieselbe solchen Weisen aus der letzten Bitte eigen ist, den heiligen Glauben an persönliche Fortdauer und Wiedersehen jenseits des Grabes als ein Wahngebilde darzustellen

suchen und bereits unzählige Gemüther wenigstens irre gemacht haben.

Denn — wenn nicht Alles täuscht, so kann das Menschengeschlecht unserer Tage noch immer nicht oft und ernst genug darauf hingewiesen werden, daß die Doctrin dieser Anbeter des „Geistes, der Alles verneint", wie Goethe sich ausdrückt, weiter nichts als ein leerer Schein ist, stammverwandt der kindischen Illusion, nach welcher selbst unter hoher Protection heiliger Väter wie noch heutzutage unter der Protection eines protestantischen Geistlichen die Erde still steht und die Sonne sich um dieselbe bewegt.

Es ist wahr: so gewiß kein gefühlvoller Mensch, ob er schon die volle Gewißheit in sich trägt, daß nach wenigen kurzen Monden des Winters ein neuer Frühling anbrechen werde, ohne Wehmuth durch eine herbstliche Flur wandeln, und, wenn er der Unsterblichkeit des Menschengeistes in seiner Vernunft und seinem Gewissen auch noch gewisser ist, ohne Schmerz über die Hinfälligkeit alles Irdischen zwischen Gräbern weilen kann: eben so gewiß liegt, von Gott aus weisen und gütigen Absichten eingepflanzt, in jeder Brust ein Schauer vor dieser Wandlung, so daß der, der dies leugnen wollte, ein leerer Prahler genannt zu werden verdiente. Wie der zur Erhaltung unseres leiblichen Lebens in dieser Welt nothwendige physische Lebenstrieb schon in der Pflanze, um wie viel mehr in dem sich selbst bewußten Menschen gegen jede Verletzung sich sträubt, so scheut auch der geistige Mensch selbst unter den unglücklichsten Verhältnissen doch die Trennung von dieser Welt, wie von den theuern Häuptern, die er hier zählt. Ja, je mehr der Erdenpilger Jahre zählt, desto mehr haben fesselnde Bande sich um

ihn geschlungen, desto wärmer hat er sich eingesessen, desto unlieber erhebt er sich von seinem Stuhle zu einer so weiten Wanderung über den Zeitenstrom hinüber, als ihm am Ziele seines irdischen Pilgerstandes bevorsteht. Wohl verlangt in höhern Lebensstunden das Herz mit heißer Sehnsucht nach Wiederumarmung der theuern Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Gatten, Kinder, Freunde, die in die Ewigkeit voran gingen, an deren Sterbebetten und Gräbern nur die Himmelshoffnung trösten konnte: Wer weiß, wie bald, da sehen wir uns wieder! Allein, wie Der, der ausziehen soll aus dem Orte, dem Hause, da er bisher längere Zeit gewohnt, auch wenn die neue Wohnung und ihre Umgebung gar viel besser ist, doch mit Wehmuth nur scheidet von den gewohnten Räumlichkeiten, wenn er in denselben auch manchen Schmerz erduldet hat, weil die Gewohnheit ihn an dieselben gekettet: — gleich also der Sterbliche, wenn er seine Stunde nahen, wenn er es Feierabend werden und den Tag sich neigen siehet. Das ist ja überhaupt das Geschick des Menschen, daß, wenn der Himmel ihn empor ruft, die Erde ihn hernieder zieht, und wenn die Erde ihn hernieder zieht nach seinem irdischen Wesen, der Himmel wieder den Geist und das Herz empor hebt mit weltüberwindender Gewalt. Der Mensch gleicht in vieler Hinsicht dem Sarge Muhameds, der nach der Sage in Mekka zwischen Himmel und Erde schwebt. Es giebt nicht blos irdische, sondern auch geistige magnetische Kräfte, die freilich, zumal wenn dieselben mit einander im Streite liegen, wie hier, unsere Gottes- und Unsterblichkeitsläugner, diese Leviten des Thores, diese Famuli und Pedells 2c. nicht ahnen und in Zahlen darstellen können, da dieselben heiligen Klängen gleichen, von denen ächte Juden und Judengenossen, Geldmänner vom Kopfe

bis zum Fuße, Erblügner und Erbsorger, Erbschleicher und Erbborger selbst gegen Bruder und Schwester und wie die edle Firma Jacob=Rebecca weiter heißen möge, nach allen Gesetzen der Natur in ihrer Verkommenheit so wenig verstehen können, als der Blinde von der Farbe weiß, der Taube von den Sphärengesängen, die Pythagoras hörte und seine Jünger noch heute hören.

Wie selbst Der, der jahrelang im dumpfen Kerker schmachtete, wenn die lange schmerzlich ersehnte Stunde seiner Erlösung schlägt, doch nicht ohne Wehmuth von seiner Trauerzelle und der Spinne oder Schwalbe zu scheiden vermag, die ihm in seiner Einsamkeit freundlich nahten; wie der Jüngling, auch wenn die glänzendste Zukunft ihm sich öffnet, und die Jungfrau, obgleich ihr an der Hand des Erkorenen ihres Herzens das beneidenswertheste Lebensglück winkt, nur unter schmerzlichen Thränen dem Vaterhause Lebewohl sagen können und beiden lange vor der Stunde des Abschieds banget; wie selbst der Kelch der Blume nur unter innern Kämpfen der Natur zur Blüthe sich öffnet, nur in schaurigem Ringen das Kind unter dem Herzen der Mutter die enge Wohnung verläßt: gleich also der Mensch, wenn die Zeit der größten Metamorphose auf Erden nahet, in welcher die Psyche ihre irdische Hülle ablegen und zu ihrer höhern Bestimmung sich empor schwingen soll. Wie die Raupe krankt, wenn ihre Zeit gekommen, so bebt ängstlich der goldbeschwingte Schmetterling, wenn er die dunkle Celle verläßt und schüchternen und ungewissen Aufflugs erhebt er sich in die reineren Lüfte. Unter oft gewaltigen Kämpfen ringen sich der Winter und der Herbst von der Erde los.

Wie sich von selbst versteht, muß dieses Bangen unserer, auch wirklich in ihrer gegenwärtigen Form bedrohten und ihrer

Auflösung entgegen gehenden sinnlichen Natur, zur angstvollsten Furcht, zu einem entsetzensvollen Verzweifeln bei Denen werden, welche Geist und Herz sinnlichen Begierden und dem Mammon verpfändeten, sowie von einem bösen Gewissen gefoltert werden und erfahren, was es heiße: „Die Teufel glauben auch, aber sie zittern", Jac. II, 17.

Wie oft daher auch im Leben Tage über den Sterblichen hinziehen mögen, in welchen er betrübt bis in den Tod gern seinen Wanderstab niederlegen würde, Phil. I, 23, im Allgemeinen bleibt es doch wahr, was Rückert sagt:

Die Erde ist zu schön, um aus ihr weg zu eilen,
Und doch nicht schön genug, um immer da zu weilen!

Und dieses Gefühl wird selbst der Edelste und Beste nicht ganz zu unterdrücken vermögen, wenn er in die Jahre tritt, wo die untergehende Sonne seines irdischen Daseins immer längere Schatten vor ihm hin wirft und der Sand in seiner Uhr täglich sichtbarer verrinnt.

Wie aus den bisherigen Erwägungen hervor geht, würde eine Glückseligkeitslehre, die wir hier zu geben suchen, ihrer Absicht wenig entsprechen, wenn sie in Betracht unserer letzten unausbleiblichen Erdenwandelung entweder im Geiste mancher Mönchsorden künstliche Ertödtung der Liebe zum Leben oder die Wissenschaft lehren wollte, sich der Gedanken an den Tod zu entwöhnen und in der Lust dieser Welt zu chloroformiren u. s. w.

Auch wenn dies möglich wäre, was es doch in keiner Hinsicht ist, so würden das nicht nur an und für sich in jeder Hinsicht unwürdige Mittel sein, sondern dieselben würden in ihren nothwendigen Folgen für Geist, Herz und Leben so verderbliche

Folgen haben, daß unser Lebensglück hienieden nur in anderer Weise vollends zerstört werden müßte. Die Weisheit, im Gegensatze der bloßen, niedern Weltklugheit, hat andere Rathschläge zu ertheilen.

Die Weisheit nämlich tritt dem vor dem Tode als dem größten Uebel zitternden Erdenpilger zunächst mit der Frage entgegen: Was denkst Du Dir eigentlich unter dem Tode?

Mögen auch die äußeren Erscheinungen der Zerstörung unseres irdischen Seins, unter welchen er eintritt, unser sinnliches Gefühl nicht blos, sondern selbst den geistigen Menschen mit Schauer erfüllen, genauer betrachtet ist er doch nur der Gegensatz des individuellen, in einzelnen Organismen sichtbaren Lebens und in körperlicher Hinsicht der Rücktritt dieses Seins in das allgemeine Leben der Natur, das nicht aufhört, sondern nur in seinen Erscheinungen wechselt.

Nicht minder erkennt der forschende Verstand in diesem Erlöschen des individuellen Lebens ein Gesetz der Natur, das, schon von dem niedern Standpunkte ihrer Kenntniß, selbst dann als weise erscheinen müßte, wenn wir seine Zwecke auch nicht zu erkennen vermöchten. Denn je weiter wir in Erforschung der Zweckgesetzgebung der Schöpfung vordringen, um so mehr erweitert sich unsere Einsicht in dieselbe, während gleichzeitig die Vernunft uns mahnt, daß der Urheber der Welt nicht anders, als gütig und weise handeln könne und wir da, wo dies nicht oder nicht vollkommen klar ist, dies doch mit heiliger Gewißheit annehmen müssen auch in den Erscheinungen des Lebens, die wir Uebel nennen. Wirkliche Uebel kann es im Haushalte Gottes nicht geben.

Was den Tod, den Feind des individuellen Lebens aber insbesondere betrifft, so müssen wir doch einräumen, daß er

so schmerzlich immer sein Auftreten zumal dann erscheinen mag, wenn er Menschen in der Blüthe ihrer Jahre, in voller Lebenskraft, aus glücklichen Verhältnissen hinweg rafft, die innigsten Bande des Herzens zerreißt und die schönsten Hoffnungen und Pläne für die Zukunft vernichtet, doch wieder ein hoher Segen für das Ganze, wie für den Einzelnen insoweit sei, als er künftigen Geschlechtern, die sonst keinen Platz fänden, eine Stätte bereitet, den unheilbaren Kranken, den von Schmerzen gefolterten Siechen den Leiden des Lebens und den Schwächen des höheren Alters entrückt und ihr Sehnen nach Erlösung stillt, so daß wir behaupten dürfen: Wäre der Tod nicht, so müßten wir Gott auf den Knieen bitten, daß er denselben schaffe.

Jedoch das ist nur die niedere Anschauung bloßer Weltklugheit, die uns zuruft: Wer glücklich leben will, soll ruhig und gefaßt Allem, was kommen kann und wird, also auch dem Tode entgegen gehen! Ein — wir möchten sagen: mehr als halb barbarischer — Trost, der sich wohl mit großen Buchstaben an die Wand schreiben läßt, in der Wirklichkeit gewiß aber Jeden verläßt, der ihm vertraut.

Indessen die höhere Weltwissenschaft hat noch gar viel Gründe, die unsere Furcht vor dem Tode mäßigen und in die rechten Schranken weisen möchten, so daß wir ohnerachtet alles Grauens unserer sinnlichen Natur, diese zum Schweigen verweisend, ihm ohne Angst und Schrecken entgegen gehen. Sie nämlich mahnt uns an die hohe Wahrheit, daß für vernünftig-sittliche Wesen der Tod nur eine neue Geburt sei zu höherem, reinerem, verklärterem Sein.

So wahr in der ganzen Schöpfung, so weit unser Auge reicht, nirgends Vernichtung, sondern nur Umgestaltung

zu neuen Lebensformen herrscht und waltet, so wahr ist das, was wir Tod nennen, nur Wiedergeburt zu einer neuen, höheren Entfaltung unseres Seins.

Wenn der Herbst kommt, geht die Natur wohl zu Grabe. Allein nach wenigen Wochen ihrer Rast in der Gruft des Winters hebt sich das Bahrtuch, der Stein vor der Grabesthür liegt wie von unsichtbarer Hand abgewälzt und, wie vor Jahrtausenden, kehrt in neuer Herrlichkeit der Frühling wieder, die Erde feiert ihr Ostern in tausend und abertausend Gestalten, die alle uns zurufen: „So das Weizenkorn in die Erde fällt, so bleibt es nicht alleine, sondern bringet viele Früchte!" Joh. XII, 24. 1 Cor. XV, 42—44. „Wo der Tod ist", sagt Rubbe, „da ist auch das Leben, denn aller Tod in der Natur ist nur eine neue Geburt, und alle Bilder des Todes sind auch Bilder des Lebens ꝛc." Wenn wir unter Tod Vernichtung verstehen, so giebt es keinen Tod.

Was aber von der niederen Natur gilt, soll das nicht noch viel mehr gelten von der höheren, geistig-sittlichen Welt, welcher der Menschengeist angehört? Soll, während auf der ganzen Stufenleiter der Schöpfung, wo, so weit wir sie kennen, auch das geringste Stäubchen nicht vernichtet wird, ja nach ihren Gesetzen nicht vernichtet werden kann, der Geist, der gottverwandt sich fühlt, der Gott erkennt und in seinem Gewissen Gott in sich trägt, soll er, das Höchste und Erhabenste der Schöpfung, ausnahmsweise aufhören das zu sein, wenn sein altes Kleid durch ein neues ersetzt werden muß, wenn es nöthig wird, daß er in eine höhere Classe versetzt werde, zu einem höheren Wirkungskreise vorrücke? Wie ließe sich dies mit den allgemeinen Gesetzen der Natur vereinigen? wie erklären? wie

der ewigen Wesenheit der Natur, dem Gotte der Weisheit, Heiligkeit, Güte und Macht gegenüber möglich denken!

Wie Demme singt:

Schlaf ist nur des Menschen Tod,
Er bringet Ruh den Müden,
Nimmt Leidenden die Bürde ab
Und führt zum ew'gen Frieden!

und E. Kaldenbach:

Schreckt denn der Tod Dich so, da täglich Dir sein Bild
Der süße Schlaf entwirft, so daß er minder gilt?
Tagsorgen nimmt der Schlaf, der Tod nimmt Lebenssorgen,
Der giebt Dich wieder Gott, wie jener sonst dem Morgen.

W. v. Humboldt spricht das Wort: „Ich habe nicht die mindeste Furcht vor dem Tode gehabt. Er wäre mir in jedem Augenblicke willkommen. Ich sehe ihn als das an, was er ist: die natürliche Entwickelung des Lebens, einen der Punkte, wo das unter endlichen Bedingungen geläuterte und schon gehobene menschliche Dasein in eine andere befriedigendere und erhellendere Form gelangen soll. Was menschlich ist, in dem Ausbildungsgange des Lebens liegt, was alle Menschen mit einander theilen, das kann der irgend Weise nicht fürchten, er muß es vielmehr begünstigen und lieben, gleichsam mit Wißbegierde, so lange die Besinnung ihm beiwohnt, auf den Uebergang achten, versuchen, wie lange er das entfliehende Hier noch zu halten vermag. Ich hörte bisweilen sagen, der Tod müsse von einem wohlthätigen Gefühle begleitet sein, und das ist mir selbst, wenn auch manchmal das Gegentheil statt zu finden scheint, sehr glaublich. Die Schmerzen pflegen zu weichen, alle Unruhe sich zu legen, und fast immer haben Todte,

ehe die Züge entstellt und verzogen werden, etwas Ruhiges, Friedliches, selbst oft etwas Erhebendes, Verklärtes."

In letzterer Beziehung bemerkt gleichlautend Zschokke: „In Allem, was Gott thut, ist Erhabenheit. Selbst in den Zügen eines geliebten Entseelten liegt unaussprechliche Majestät, die uns predigt: Ich bin des Schöpfers! ich bin ein verlassenes Haus. Mein edler Bewohner lebt in seligeren Welten!"

Ein anderer Weiser sagt: „Ist der tägliche Schlaf der erste und die Ohnmacht der zweite Grad des Todes, so kann das Sterben nichts Schreckliches haben. Oft wirft der Müde, ehe der volle Schlaf eintritt, auch unruhvoll sich hin und her, daß man meint, ihm sei sehr unwohl und wehe, während er doch sanft entschlummert."

Herder tröstet in gleicher Weise: „Der Augenblick des Todes ist ein sanfter Augenblick des Entschlafens und Nicht-mehr-Erwachens, der Stille, die kein Geräusch, der Ruhe, die kein körperlicher Unfall mehr stört. Auch bei den gewaltsamsten Zerrüttungen der Krankheit gehen meistens sanfte Minuten, oder gar helle und heitere Visionen dem Abschiede voraus; die Flügel des Todes rauschen näher, und je näher sie kommen, desto sanfter wird ihr Sausen, bis sie uns überschatten und der blasse Schleier auf uns sinkt, der von lebendigen Händen kaum mehr berührt werden sollte. Ein heiliger Kreis ist um einen Entschlafenen! Das sagt sein frohes Gesicht und seine befriedigende Todtengeberde, so daß mancher Entschlafene im Tode schöner ist, als er im Leben war. Kein Schreckensgespenst ist also unser letzter Freund, sondern ein Endiger des irdischen Lebens, der schöne Jüngling (wie griechische Weise den Tod

abbildeten), der die Fackel auslöscht und dem wogenden Meere Ruhe gebietet."

Haug endlich — um diese Stimme wenigstens noch anzuführen — spricht die beruhigenden Worte:

Wenn das Phantom des Todes Euch erschüttert,
Wenn Ihr voll sinnender Melancholie
Vor seinem Ueberraschen zittert,
So kennet Ihr den Tod noch nie!
Er ward zugleich mit Euch geboren,
Er fordert stündlich den Tribut,
Den unverweigerlichen. Stolze Thoren!
Nichts frommen Rang, nichts Gold, nichts Muth.

Als ob wir hinzusterben nicht begännen,
Lang eh wir sterben! — O mit leiser Spur
Allmälig unterjocht der Tod die Staubnatur,
Und was wir unsre letzte Stunde nennen,
Ist eines langen Siegs Vollendung nur.

Schon die Alten hoben diesen letzten Punkt hervor. „Ich sterbe täglich!" sagt der Apostel Paulus, 1 Cor. XV, 31, und Seneca mahnt: „Mit jedem neuen Tage wird ein Theil unseres Lebens hinweg genommen, so daß wir nicht nur die Jahre unserer Kindheit und Jugend, sondern jeden Tag, den wir leben, mit dem Tode theilen. Gleichwie nicht der letzte Tropfenfall, sondern das Wasser, welches schon heraus floß, die Wasseruhr erschöpft, so macht auch die letzte Stunde, wo unser Sein auf Erden aufhört, nicht den Tod aus, sondern vollendet denselben nur. Dann sind wir zu ihm durchgedrungen, die wir schon lange dahin unterwegs waren." Die Physiologen aber behaupten, daß der Mensch in Folge dieses täglichen Ausscheidens abgebrauchter Körpertheile alle fünf Jahre körperlich

ein anderer, also seiner irdischen Natur nach eben so oft gestorben sei. Es ist eine noch nicht genug gewürdigte und in ihren tieferen Gründen erkannte Erscheinung, daß über das Antlitz Dahingeschiedener der himmlische Verklärungsglanz einer heiligen Ruhe, eines höheren Friedens sich ausbreitet, wie der Lichtkranz eines Feierabends, der einen schönen Tag verkündigt, wie die Seligkeit, welche der Geist ausstrahlt, wenn er einen schweren Sieg glücklich errungen, ein heiliges Ziel erreicht hat.

Als ein bedeutsames Bild unsers Todes, d. h. unsers Ganges durch das Grab zum höheren Leben zieht von einem Tage zum andern lehrend, tröstend, stärkend die Nacht und in ihr der Schlaf an uns vorüber, welchen mit Recht die alten Weisen den mildern Bruder des Todes nannten, und von dem ein Dichter singt:

Droben über jenen Sternen,
  Droben ist ein bess'res Land,
Mit seinen weiten, höhern Fernen
  Uns im Glauben wohlbekannt;
Da stehen schöne Blüthen
  In Himmels-Herrlichkeit,
Da winkt den Kampfesmüden
  Die Ruhe nach dem Streit.

Bedenken wir, daß, was immer die Kinder dieser Welt dagegen sagen mögen, auch das glücklichste Menschenleben nicht glückliche Tage, sondern nur glückliche Stunden zähle, die Erde aber überhaupt kein Ort ist, wo wir in Folge der Anlage unseres Geistes längere Zeit könnten weilen und wirken wollen, als Gott es bestimmt hat, erwägen wir dabei, daß das Leben für viele Tausende nichts sei, als Elend und Mühe, wie die

heilige Schrift sich ausdrückt, so werden wir wohl bekennen müssen, daß ohne den Tod der Mensch in den Tagen des Alters dem unglückseligen „ewigen Juden“ gleichen würde, der vergebens sein Grab sucht, und unbedenklich bekennen:

Selbst wenn der Tod Vernichtung wäre
Und uns'res Daseins kurze Sphäre
Abschlösse für die Ewigkeit,
Wir dürften ihn doch nimmer scheuen,
Wir könnten seiner nur uns freuen,
Denn er erlöst von allem Leid!

Indessen, wie aus den heiligen Hallen grauer Vorzeit herauf die heilige Schrift spricht: „Der Leib muß wieder Erde werden, von der er genommen ist, der Geist aber zu Gott kommen, der ihn gegeben hat!“ Pred. Salom. XII, 7. Wir haben uns bei diesem Troste so wenig zu beruhigen Ursache, daß wir unbedenklich weiter, viel weiter gehen dürfen und triumphirend ausrufen dürfen:

Allein was Gottes Stimme spricht,
Fürwahr, fürwahr, es trüget nicht,
Tod ist Geburt zum Leben!
Im ganzen Reiche der Natur
Verwehet keines Daseins Spur,
Nach dort geht unser Streben!

Hör den Spruch der Gottes-Wahrheit,
Umstrahlt von himmlisch hoher Klarheit,
Umfaßt im heil'gen Glauben:
Wenn hier die ird'sche Hülle fällt,
Entschwebt der Geist zur bessern Welt,
Kein Tod kann sie ihm rauben!

Der Glaube, den ein Weiser unserer Zeit treffend die „Sprache Gottes in unserer stumm geborenen Seele“ nennt,

„in welcher sie von unserer Geburt bis zum Tode himmlische Klänge bald laut, bald leise umtönen"; der Glaube, dessen höchster Artikel heißt: Wir bekennen ein ewiges Leben! — der Glaube, von dem ein Dichter singt:

> Studire nur und raste nie,
> Du kommst nicht weit mit Deinen Schlüssen,
> Das ist das Ende der Philosophie,
> Zu wissen, daß wir glauben müssen!

der Glaube ist kein leerer Wahn und zwar so wahr und gewiß, als er in den Aussprüchen der sich selbst bewußten Vernunft und den Forderungen des Gewissens auf gar viel unmittelbarerem und darum festerem Grunde ruht und in denselben ein gar viel exacteres Wissen ist, als die Doctrinen der Chemie, Mathematik und Arithmetik sein können. Es ist kein Unterschied, als der, daß diese Wissenschaften der materiellen Naturforschung auf Thatsachen, die in die Sinne fallen, die Vernunftwissenschaft dagegen auf geistige Thatsachen fußt und baut.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Gründe des Glaubens an persönliche Fortdauer des Geistes in der Ewigkeit, an Vergeltung und Wiedersehen ausführlicher und tiefer zu entwickeln.

Inzwischen schon die Andeutung derselben wird dem Denkenden genügen, um in dem Tode des Menschen nichts anderes als eine Metamorphose, eine Wiedergeburt zu höherem, geistig-sittlichem Leben, ähnlich der Geburt des Kindes, ja jeder andern der unzähligen wunderbaren Wandelungen in der niedern Natur, als einen Uebergang zu einem reineren Sein zu erblicken. „Es giebt", wie der alte Aeschines sagt, „viele und schöne Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Denn gewiß, ein

sterbliches Wesen würde sich niemals zu so erhabenen Unternehmungen emporschwingen, Meere durchsegeln, Städte bauen und Staaten gründen, niemals das Auge zum Himmel erheben und den Umlauf der Gestirne, den Gang der Sonne und des Mondes, ihren Auf- und Niedergang, ihre Verfinsterungen und jährlichen Abweichungen erforschen und bestimmen, niemals die Veränderungen der Welt für die Nachkommenschaft aufzeichnen und verewigen können: wenn nicht eine göttliche Kraft die Seele belebte, wodurch sie Einsicht und Kenntniß von allen diesen großen Ereignissen erlangte. Gewiß also gehest Du, Mensch, nicht zum Tode, sondern zur Unsterblichkeit über; gewiß wirst Du der Genüsse des Guten nicht beraubt, sondern vielmehr weit mehr fähig werden; gewiß wirst Du Freuden einernten, auf welche Dein sterbliches Theil keinen Einfluß mehr hat, ja die von allen Schmerzen unvermischt sind. Denn befreit aus dem Gefängnisse wirst Du dahin gelangen, wo alles Leid und aller Schmerz und alles Alter aufhört.*)

Plato sagt: „Laßt uns an dem Glauben fest halten, daß die Seele unsterblich sei und deshalb den Weg zum Himmel hinan strebe ꝛc.“

Agathias tröstet:

---

*) Diejenigen, welche tiefer in den hochwichtigen Gegenstand eingehen wollen, bittet der Vf. auf seine Schriften: Der Triumph des Glaubens an Unsterblichkeit ꝛc. Rudolstadt b. G. Frobel, 1838. — Der Tempel der Unsterblichkeit oder Aussprüche der größten Weisen ꝛc. Blankenheim b. Anholt 1837. — Das entschleierte Bild zu Sais ꝛc., welches den Vf. noch beschäftigt, und die zahlreichen Untersuchungen Anderer verweisen zu dürfen, welche in neuester Zeit hervorgetreten sind.

Lasset uns, ihr Lieben! den Tod nicht fürchten,
Ihn, der Leidenden Arzt, der Trauernden Trost.

Sokrates erklärt: „Entweder nimmt der Tod überhaupt alle Empfindungen, oder man geht durch ihn an einen andern Ort. Geschieht das erste, so ist der Tod dem Schlafe ähnlich, welcher die sanfteste Ruhe gewährt, und dann, welcher Gewinn, zu — sterben. Denn wie viele Tage im Leben könnte man finden, die man einer solchen Nacht vorziehen möchte! Geschieht aber das zweite, nun — da ist es noch viel seliger für mich, denn einem rechtschaffenen Manne kann nie etwas Böses begegnen ꝛc." — Cicero erklärt: „Der Mensch halte nichts für ein Uebel, was die Natur als Loos für ihn bestimmt hat. Diejenigen, welche tugendhaft gelebt haben, dürfen den Tod nicht fürchten. Wer einen ehrenvollen Tod stirbt, hat lange genug gelebt und trägt nicht blos den Beifall der Welt, sondern auch den Preis der immerwährenden Seligkeit davon ꝛc." — Abil-Ola ruft: „Der Mensch ist für die Ewigkeit bestimmt. Das Hinstrecken auf die Todtenbahre ist ein Hinschlummern, daß der Körper ausruhe. Das zukünftige Leben ist ein Erwachen aus diesem Schlummer." — „Sterben", äußert der Kaiser Julian, „heißt der Natur ihr Darlehen zurück geben ꝛc."

Doch — wir müßten ein sehr umfangreiches Werk zusammen stellen, wenn wir nur die allerwichtigsten Aussprüche der Weisen aufstellen wollten, welche mahnen: Fürchte nicht den Tod, weder Deinen eigenen, noch Deiner theuern Häupter, denn er ist der Uebergang zu höherem Leben des Geistes, zu seligem Wiedersehen! Es ist derselbe nur eine in eine höhere Welt hinüber führende Wandlung, welcher die Raupe auch trauernd unterliegt, wenn die Zeit ihrer Verpuppung kommt, und die Puppe, wenn der Schmetterling, und Mutter und

Kind, wenn das letztere zur Welt geboren werden soll, Joh. XVI, 21. Die tiefsten Denker aller Zeiten und Völker, Christus an ihrer Spitze, stimmen in diesem Glaubensbekenntnisse überein.

Noch einmal wiederholen wir es: der Unglaube, welcher die Unsterblichkeit leugnet, spricht vom Standpunkte der niedern Sinnenerkenntniß, die uns ihrer Natur nach nicht zur Erkenntniß des Ewigen und Göttlichen führen kann, die aber deshalb, ihre Schranken erkennend, statt zu urtheilen, in Bescheidenheit bekennen sollte, daß ihr über dieses so wenig ein Urtheil zustehen könne, als der Jurisprudenz über die Heilkunde, oder der Mathematik über die Musik u. s. w.

Im Gegensatze der Sinnenwissenschaft, die nichts von Unsterblichkeit weiß und wissen kann, besitzen wir in unserm Ahnen und Sehnen, in unsern für die Ewigkeit berechneten, einer unendlichen Ausbildung fähigen und bedürftigen Anlagen nun Fähigkeiten des Geistes, in unserm sittlichen Bewußtsein, das eine solche Ausbildung und vollkommene Vergeltung fordert, in der Erkenntniß Gottes als höchsten Weltgeistes voll ewiger Macht, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte so viele, einer weiteren Begründung weder fähige, noch bedürftige geistige Thatsachen und über jeden Beweis erhabene Gründe, daß wir die unerschütterliche Ueberzeugung: der Menschengeist ist unsterblich! als vernünftige Wesen fest halten, den Tod für eine Geburt zu höherem Leben erklären und allen Erdenpilgern unseres Geschlechtes zurufen müssen: Blicket mit heiligem Ernste auf diese Wandelung, ja, denket, um Euch zur Tugend zu stärken, und in Leiden zu trösten, täglich an sie, aber fürchtet sie nicht!

Schiller singt in seinem Liede an die Psyche:

Du mußt glauben, Du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand,
Nur ein Wunder kann Dich tragen
In das schöne Wunderland!

Wir aber dürfen vom christlichen Standpunkte sagen:

Glaube nur, hast Nichts zu wagen,
Denn Gott lieh Dir selbst ein Pfand,
Seine Allmacht wird Dich tragen
In ein bess'res Heimathland!

Wie das entsetzliche Bild des Todes als ein gräßliches Knochengerippe mit Sense und Stundenglas in die christliche Kirche kommt, wäre unerklärlich, wenn es nicht selbst auf seinen Ursprung in finsteren Klosterzellen und ihre traurige Askese hinwiese.

Die alten griechischen Weisen und Dichter erblickten in dem Tode einen holden Genius mit umgekehrter Fackel, welcher sanft den Geist in die Ewigkeit führt. Die heilige Schrift aber nennt das Sterben eine Entkleidung, 2 Cor. V, 4., eine Abbrechung der irdischen Hülle, 1 Cor. V, 1., eine Auflösung, Phil. II, 3., einen Abschied, 2 Tim. IV, 2 Tim. IV, 6., ein Eingehen durch die Pforte der Gerechtigkeit, Ps. LVIII, 19, ein Gehen zum Paradiese, Luc. XXIII, 43. Andere gleich freundliche Bilder s. Hiob XIX, 27., Ps. IV, 9., Matth. XX, 8., XIV, 2., 2 Cor. IV, 17. 18. u. m. a. Nur den Gottlosen gegenüber schildert die heilige Schrift den Tod als Boten des ewigen Gerichts, wie fast im christlichen Geiste, Joh. V, 28 f., XV, 53., 2 Cor. V, 10., Matth. XV, 32 f., Luc. XVI, 26., insonderheit Matth. VII, 14., der alte Grieche Archilochos, der ernst mahnend ruft:

— Wähnst Du, daß die Todten, die im Leben
Die Becher der Wollust schwelgend leerten,
Entfliehen können Gottes Richterwaage?
Das Auge der Gerechtigkeit, es siehet
Herab und schauet Alles, lohnet und strafet!
Der Pfad ist zwiefach jenseits uns'rer Gräber,
Den wandelt der Gerechte, den der Böse!
O wahrlich, wenn des Frommen und des Frevlers
Ein gleiches Schicksal harret, wenn sie beide
Der Schooß der Erde ewig in sich schließet:
So raube, plündre, mische Recht und Unrecht!
Du magst's! — Doch es sitzet auf seinem Richterstuhle
Der Allbeherrscher, Er, der Todten Richter,
Sein Nam' ist furchtbar, und ihn auszusprechen
Vermag ich nicht!

Wie wir auch hier sehen, legten schon die alten Weisen auf das Zeugniß des Gewissens für persönliche Fortdauer jenseits des Grabes (moralischer Beweis), oder den Anspruch desselben, daß alles Gute und Böse seine Vergeltung finde, und, da dieselbe auf Erden nicht zu finden, wo es oft den Frommen übel, den Gottlosen wohl gehet, nothwendig eine Ewigkeit sein müsse, 2 Cor. V, 8—10., Luc. XVI, 25., 2 Thess. I, 4—7., Matth. X, 28., Röm. XIV, 7. 8., Ebr. IX, 27., nach allen Seiten hin ein hohes Gewicht.

Ob auch die Seelen der Thiere, welche ein Voraussehen des Todes nicht haben, weil denselben das geistig-sittliche Selbstbewußtsein der Vernunft, des Vermögens zur Erkenntniß des Göttlichen, sowie die Freiheit des Willens und Strebens und die sittliche Zurechnungsfähigkeit mangelt, ebenfalls unsterblich seien? Ob vielleicht eine Wanderung derselben (Metempsychose) in ab- und aufsteigender oder kreisläufiger Weise stattfinde? namentlich, ob sie insonderheit in Betracht

der intelligenten, edleren Thiere zu Menschenseelen aufsteigen? Die Beantwortung dieser Fragen, welche die Pythagoräer und nach ihnen Empedokles und selbst Plato bejaheten, und wofür die oft auffallende Aehnlichkeit des menschlichen Antlitzes und Charakters mit Thieren spricht, liegt zu weit außer dem Bereiche der menschlichen Forschung, als daß wir eine solche könnten versuchen wollen. So weit unser Urtheil reicht, können wir nur sagen: Es ist ein Grund weder für noch gegen die Annahme vorhanden! Das aber ist gewiß, daß die Güte Gottes auch für die Seelen der vernunftlosen Wesen Sorge tragen werde nach seiner Macht, Weisheit und Güte, wie es zu ihrem Besten gereicht.

Was endlich das wichtige: Wie und wo? in dem Glauben an Unsterblichkeit in näherem Betracht betrifft, so liegt allerdings vor unsern Blicken eine dunkle Wolke, wie die, welche Jesus wegnahm vor den Augen seiner Jünger, Apgsch. 1, 9.

Inzwischen besitzen wir, während wir gewiß sein müssen, daß Gott nur aus dem Grunde uns tiefere Blicke in das Jenseits versagt hat, weil solche uns unser Wirken und Dulden, wie unsere Vorbereitung auf die Ewigkeit in diesem Leben unmöglich machen würden, die beruhigendste Antwort, welche wir wünschen können.

Ist es unserm Verstande auch unbegreiflich, wie die Seele im Tode des Leibes zu einem höheren Leben geboren werden könne: so können wir uns darüber dennoch vollkommen trösten, sobald wir gedenken, daß wir, genauer besehen, mitten unter Wundern Gottes wohnen, welche uns zurufen: Soll Der, der die zahllosen Himmelswelten über uns in's Dasein rief, in jedem Frühlinge das Leben aus dem Grabe herauf ruft und ein neues schöpferisches Werde! spricht vom

Aufgange bis zum Niedergange und das Samenkorn so wie die Pflanze aus dem Tode erweckt, soll er nicht Gleiches thun können nach seiner Allmacht an Dir, o Mensch? Matth. XXII, 29 f., Marc. XII, 24 f., 1 Cor. XV, 41 f., Joh. III, 3 f., 1 Cor. XIII, 12., Röm. XI, 33—36. Beruhige Dich mit der Gewißheit Deiner Unsterblichkeit, und statt neugierig nach Dingen zu forschen, die zu wissen Dir nicht heilsam wäre, überlaß das Weitere Deinem Gott, Ps. CXXXIX, 14., Marc. XII, 24.

Fragen wir aber auch nach dem Wo? vergebens, so darf uns dies um so weniger irre machen, als Christus selbst uns zuruft: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen rc., Joh. XIV, 2., XII, 26., XVI, 22., XVII, 24., 2 Tim. IV, 18. Treffend sagt Bretschneider: „Da wir im Geiste des Menschen ein Wesen finden, das für den Uebergang in höhere Welten Kräfte und Anlagen hat, so ist kein Zweifel, daß eine andere Welt für ihn bestimmt ist, und dies um so gewisser, da das All, wie die Astronomie zeigt, uns eine unendliche Fülle von Welten zeigt, die mit einander in Verbindung stehen und zahllose Uebungsplätze für die fortgehende Entwickelung der Weltwesen zeigen. Der menschliche Geist hat zu solchem Uebergange Kräfte und Anlagen. Denn er kann schon jetzt in andere Welten hinein schauen, mit seinem Bewußtsein (mit der Schnelligkeit des Gedankens) sich in sie versetzen, ihre Beschaffenheit erkunden, ihre Schwere bestimmen, ihre Bahnen ausmessen und ihr Verhältniß zu andern Welten erkennen. Der Tod des Leibes ist daher für die vernünftige Psyche des Menschen die Auferstehung zu einem höheren Leben, wo sie ein höheres, helleres, allgemeineres Bewußtsein bekommt und eine neue Stufe der Entfaltung betritt. Die Entfernung der

Weltkörper kann kein Hinderniß des Ueberganges unserer Seele von der Erde in eine andere Welt sein, denn für geistige Kräfte ist der Raum — Nichts, wie er denn schon für solche Kräfte, welche, wie die magnetische Kraft und das Licht dieser verwandt sind, fast nicht vorhanden ist."

Melanchthon betrachtet den Tod als einen Uebergang von der Hochschule zur Akademie.

Welche der vielen Wohnungen in des Vaters Hause, welcher vollkommenere Weltkörper die Stätte sein werde, dahin die von dem Leibe des Todes erlöste Psyche des Menschen empor getragen wird von der ewigen Allmacht? ob der unserer Erde so nahe verwandte und doch herrlichere Abendstern oder ein anderer Stern unseres Sonnensystems? oder die Sonne selbst? Ob Alle, die hier scheiden, auf demselben Sterne sich wieder vereinigen oder nach Maaßgabe der Ausbildung ihres Geistes und ihrer sittlichen Würdigkeit nach verschiedenen Sternen versetzt werden? darüber fehlt uns „jede Auskunft und jeder tiefere Blick, die uns versagt werden mußten, wenn uns, wie der vorgedachte Weise hinzu fügt, das irdische Leben mit seinen Gütern und Arbeiten lieb bleiben und doch die Hoffnung des ewigen Lebens bei den Mängeln und Leiden desselben trösten und (im Kampfe mit der Sünde setzen wir hinzu) über die Erde erheben soll. Das Schauen der Unsterblichkeit wäre nur Störung unseres irdischen Lebens gewesen." Um seine Aufgaben zu lösen, um es in jeder Hinsicht zu einem Stande der Vorbereitung für die Ewigkeit zu machen, war es nöthig, daß wir das Ewige wohl in heiliger Gewißheit, jedoch auch in einem Nebelschleier verborgen sehen, wie die ferne Küste im Meere, wenn der Tag anbricht.

Erwägen wir diese Anschauungen, zu welchen die höhere

Weltwissenschaft uns empor hebt, so werden dieselben allerdings die Liebe zum irdischen Dasein nicht ersticken, jedoch gleichzeitig die sinnliche Furcht vor dem Tode so mäßigen, daß wir mit dem Ernste und der Ergebung des Weisen ruhig sprechen, wie Jesus einst: „Ich muß wirken, so lange der Tag währt, denn es kommt die Nacht, da hier Niemand mehr wirken kann, und je nachdem wir gelebt, so wird uns vergolten werden!“ Wir werden, wenn wir täglich ernster an unsern Tod gedenken, nicht blos auf die Lieben blicken, die wir hier verlassen, sondern auch auf die, die uns voran gingen und die wir dort wieder sehen werden, und im Geist zu ersteren sagen: „Wir gehn voran, Ihr folgt uns nach! Dort finden wir uns wieder in einem bessern Lande.“ Wir werden, wenn wir hier am Sterbebette theurer Väter, Mütter, Gatten, Brüder, Schwestern, Freunde weinen, die Vollendeten glücklich preisen und ihnen die kalte Hand drücken mit den Worten: „Auf Wiedersehn, wer weiß, wie bald!“ So werden wir, wenn wir weise sein wollen, getrost und ruhig des Todes gedenken, wie der fromme Dichter mahnt:

Tritt im Geist zum Grab oft hin,
  Siehe Dein Gebein versenken!
Bete: daß ich sterblich bin,
  Lehre Du mich, Herr! bedenken,
Lehre Du mich's jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag.
  Lern' nicht nur den Tod nicht scheu'n,
  Lern' auch seiner Dich erfreu'n!

Ps. XC, 12.